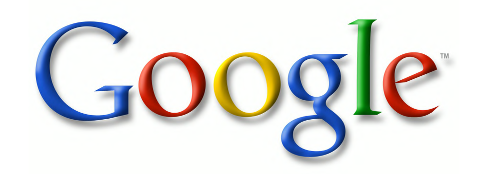






VE RI TAS
HARVARD COLLEGE LIBRARY
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
RESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY

Vilmar,

Culturgeschichte.

Zweiter Theil.

Zur neuesten Culturgeschichte Deutschlands.

Zerstreute Blätter,

wiederum gesammelt

von

A. F. C. Vilmar.

Zweiter Theil:

Kirchliches und Vermischtes.



Frankfurt a/M. und Erlangen.

Verlag von Heyder & Zimmer

1858.

Inhalt.

Kirchliches.

Vermischtes.

II.

Kirchliches.

Bürgerliche und kirchliche Ehen.

(1848.)

Durch das Gesetz über die Religionsfreiheit und die bürgerliche Ehe vom 29. October 1848 ist auch im Kurfürstentum Hessen die bürgerliche Ehe so eingeführt worden, daß dieser bürgerliche, von dem Justizamt „im Namen des Gesetzes“ zu vollziehende Act als der eigentliche Act der Eheschließung hinfort gelten, unumgänglich zur Gültigkeit einer Ehe erforderlich sein und die kirchliche Trauung forthin nur der Willkür der Brautpaare, als eine die Gültigkeit der Ehe keineswegs bedingende, gleichgültige Ceremonie überlaßen bleiben soll. *)

*) Diese Bestimmungen über die bürgerliche Ehe sind im Jahr 1853 wieder aufgehoben worden; zur Schilderung der Zustände von 1848 gehörte indes der obige Aufsatz als ein unentbehrlicher Beitrag, um so mehr, als, wie ich jetzt nachtragen kann, der Erlaß dieses Gesetzes alsbald deutlich zeigte, daß die „Religionsfreiheit“ desselben nur die Aufrichtung einer „Polizeikirche“ bezweckte.

Leichthin ist durch die Paragraphen dieses Gesetzes ein Bau von vielen Jahrhunderten (jetzt sind es nahebei elfhundert Jahre, daß die Grundsteine dazu gelegt wurden) auch bei uns umgestürzt worden, wie ihn die Franzosen schon in ihrer ersten Revolution umgestürzt haben, um ihn nicht allein niedergebrochen liegen zu laßen für immer, sondern allen ihren Nachbarn gleichen Umsturz zu bringen. Wer sich bei uns jetzt nach diesem Umsturze, so heiß gesehnt habe, wißen wir nicht zu sagen, da wir Niemanden für die Einführung der Civilehe und die Freistellung der kirchlichen Trauung haben sprechen hören, als hin und wieder einen Katholiken, der durch die nichtswürdigen

---

Die Pfarrer ließen eine Belehrung an ihre Gemeinden über den Inhalt des Religionsgesetzes, zumal so weit dasselbe auf die Ehe sich bezog, drucken, worin sie, ohne im Mindesten etwas gegen das Gesetz zu sagen, den Gemeinden nur begreiflich zu machen suchten, daß die kirchliche Trauung künftig, weil sie keine gezwungene mehr sei, lediglich von dem christlichen Glauben der Gemeindeglieder und ihrer Anhänglichkeit an die Kirche abhängen werde, und hiernach ihre Gemeinden zur Treue gegen Glauben und Kirche mahnten. Die Mitteilung dieser Ansprache an die Gemeinden erregte große Unruhe bei dem Merzministerium und dem merzlich gesinnten Consistorium in Kassel; es wurde die Mitteilung dieser Ansprache zu einem Gegenstand amtlicher Untersuchung gemacht und schließlich strengstens verboten. Den Unglauben gab man gesetzlich frei und durfte ihn ungescheut von der Kanzel verkündigen; die Verkündigung des Glaubens durch dessen berufene Verkündiger und Verteidiger war unerlaubt. Darin hat sich freilich seit 1848 äußerlich manches, innerlich gar nichts geändert; ja es ist hin und wieder darin manches ärger geworden, als es 1848 war.

Quängeleien maliciöser protestantischer Regierungsräte in Ehesachen (Dispensationen) nicht mit Unrecht erbittert war. Wir haben ja diese Civilehe schon einmal gehabt — von 1808 bis 1813 — nur daß damals niemand recht gemerkt hat, daß eine Civilehe bestand, und das kam daher, weil in dem Königreich Westfalen wenigstens noch so viel Rücksicht auf die alte Sitte genommen wurde, daß man die Pfarrer selbst zu „Beamten des Civilstandes" ernannte. Der Pfarrer copulierte demnach regelmäßig zweimal dieselben Personen: erst als Beamter des Civilstandes und dann als Geistlicher. Das Copulieren im Civilwege nahm sich indes nicht viel anders aus, als das ehemalige hessische „Schreiben" der Brautleute vor dem Pfarrer, welches neben der Civilehe nicht mehr bestand. Sonst aber war alles wie es heute ist oder doch alsbald werden soll: Braut und Bräutigam hiengen ihre 14 Tage in Wind und Wetter an der Kirchthüre, und das war die Proclamation. Das Aufrufen von der Kanzel war damals so unnötig, wie es vom künftigen Jahre an sein wird nur daß das niemand so, sondern jeder vielmehr umgekehrt in der Weise verstand, als sei nur noch eine unnötige Formalität, das Anheften der Namen an die Kirchthür, hinzugekommen. Manchen gefiel das noch dazu: von der Kanzel hörten sie eben ihren Namen sprechen, und nun, beim Ausgange trafen sie noch auf etwas Schriftliches, da konnten sie dieselben auch lesen, oder vielmehr lesen sehen. Das ist freilich jetzt anders gewor-

den: man hat es uns recht dick und derb in die Haut reiben wollen, daß wir dazumal noch lange nicht genug französiert worden seien, und daß die Welt und die Kirche auf dem Ehegebiete gar nichts mit einander zu thun haben sollen. Ja die Welt soll die Herschende, die Kirche die demütig Gehorchende sein: man drohet den Geistlichen mit ungeheuren Strafen, wenn sie kirchlich trauen, bevor die Civilehe vollzogen ist. Fürchtet sich denn die unkirchliche und unchristliche Welt noch immer so sehr vor der Kirche, der „überlebten, überwundenen", daß sie solche Drohungen und Strafen für nötig hält?

Genug, der alte Bau, d. h. die Einführung der kirchlichen Trauung als der eigentlichen Vollziehung und Vollendung der Ehe, die Anerkennung, daß in einem Christenvolke keine Ehe eine rechte Ehe sei, wenn sie nicht eine christliche sei, dieser alte Bau, an dem die christliche Kirche in Deutschland mit Ernst und Eifer elfhundert Jahre lang gebaut hat, er ist nunmehr bei uns gleichsam über Nacht niedergerißen und wir ziemlich auf den Standpunkt unserer heidnischen Altväter zurückgeführt worden.

Mit einem Male ist nämlich die kirchliche Trauung als eigentlicher Schließungsact der Ehe nicht durchgesetzt worden; ja es ist damit sogar sehr langsam gegangen. Bis weit in das 12. Jahrhundert hinein war bei dem Bauer, dem Bürger und dem Ritter, vielleicht auch bei dem Grafen und Herrn gar keine kirchliche Trauung üblich, wenn auch die Geistlichkeit vielleicht in dem einen oder andern Falle ein-

mal eine solche durchsetzte. Das Volk hielt sich an seine alten Volksgebräuche, nach welchen ursprünglich die Braut gar nicht um ihr Ja oder Nein gefragt, sondern gekauft oder geraubt (und in diesem Falle denn doch wieder bezalt) wurde. Der Braut Vater oder dessen Herr und der Bräutigam machten alles durch uralte Formeln und Symbole untereinander ab. Waren diese Contrahenten einig, so war die Ehe geschloßen. Zwischen Verlöbnis und Vermählung gab es keinen rechtlichen Unterschied (der bekanntlich jetzt noch schwer zur Anerkennung zu bringen ist und z. B. im größten Theile Westfalens niemals zur Anerkennung gelangen konnte); Braut bedeutete Braut in unserm Sinne und junge Frau; Gemahl Frau und Neuverlobte. Höchstens in den Ständen der Könige und Fürsten (als den zuerst und am warhaftigsten Bekehrten, vom Christentum durchdrungenen) wurde, nichts weniger freilich als eine Copulation, nicht einmal eine nachträgliche Einsegnung, sondern ein bloßer Kirchgang nach vollzogenem Beilager, am Morgen des ersten Ehetages, vorgenommen. So weit und nicht weiter war die Kirche mit den Deutschen in etwa vierhundert Jahren gekommen!

Noch im 13. und 14. Jahrhundert wurde die Trauung der niederen Stände in Deutschland nicht etwa nur häufig, sondern regelmäßig durch einen Weltlichen vollzogen; durch einen „alten Wortweisen," welcher Bräutigam und Braut dreimal fragt, und auf dreimaliges Ja von beiden Seiten, Beide zusammen gibt; das früher entbehrliche Jawort der Braut ist

somit nunmehr notwendig, indes das rechtlich Bindende war im 13. Jahrhundert eigentlich daß der Bräutigam der Braut auf den Fuß trat (uraltes Zeichen der Herschaft.) Im 14. Jahrhundert folgte jedoch schon bei dem niedern Volke auf die Trauung durch den „Weisen" eine zweite Trauung: in der Kirche durch den Priester; ein Gebrauch, den der größere Teil des Ritterstandes schon im Laufe des 13. Jahrhunderts, nicht als etwas geradezu Notwendiges, sondern nur als etwas Wolanständiges, Lobwürdiges, Segenbringendes angenommen haben mag.

Erst mit dem Anfange des 15. Jahrhunderts, gerade hundert Jahr vor der Reformation ist die kirchliche Trauung als die notwendige und somit denn auch einzige Form der Vollziehung der Ehe, folglich auch erst der im katholischen Sinn sacramentale Charakter der Ehe durchgesetzt worden, doch so, daß noch ziemlich tief im 15. Jahrhundert der trauende Priester sogar durch das Ritualbuch an die Vornahme alter volksmäßiger symbolischer Handlungen (z. B. den Bräutigam auf die Schulter zu schlagen) gebunden war. Die Ritualbücher des 16. Jahrhunderts enthalten nichts mehr der Art.

Wir zählen dies alles so weitläufig auf, um anschaulich zu machen, welche christliche Beharrlichkeit es gekostet habe, den Grundsatz der Heiligung der Ehe, auf den es der christlichen Kirche ankam, und mit Recht ankam, durchzusetzen, um also zugleich auch die grenzenlose Leichtmütigkeit zu ermeßen, mit der man das, woran sieben Jahrhunderte in unverrückter

Festhaltung eines einzigen Gedankens gearbeitet haben, in sieben Wochen oder Tagen oder Stunden umwirft. Wir erwähnen es aber auch darum, damit man sich nicht übertriebene Vorstellungen von der unauflöslichen Verknüpfung der Verkündung christlicher Lehre mit der Einführung der kirchlichen Trauung mache, — damit man nicht etwa glaube, christliche Kirche und kirchliche Trauung stünden und fielen mit einander; — damit man bedenke, mit dem Aufgeben der kirchlichen Trauung als Schließungsactes der Ehe werde nicht etwa gleich das Christentum des Volkes im Herzen angefaßt, wie wir diese Ansicht allerdings haben aussprechen hören.

Freilich kann es dazu kommen, daß dieses Ehegesetz bei uns der Anfang und Anlaß aller Zügellosigkeit und Wildheit wird: es hängt jedoch sehr viel davon ab, wie wir, die wir das Volk ausmachen, uns dieses Ehegesetzes, uns der Civilehe bedienen. Und wiederum hängt sehr viel davon ab, wie die gläubigen Christen und an ihrer Spitze die christgläubigen Geistlichen die kirchliche Trauung benutzen und handhaben. Davon wollen wir nunmehr handeln. Vorerst aber kam es uns darauf an, den Beweis zu führen, daß die neue helle Zeit, diese eifrige Feindin des „finstern Mittelalters" uns in der Civilehe mit einem recht tüchtigen Stück eben dieses „finstern Mittelalters" beschenkt habe.

Das Bestreben der christlichen Kirche, den Grundsatz der Heiligung der Ehe im weitesten Umfange zur Geltung zu bringen, dessen geschichtlichen Verlauf wir

so eben mit einigen Zügen andeuteten, hängt mit dem Wesen der christlichen Kirche zusammen, und die Kirche kann dieses Bestreben niemals aufgeben, so wenig und noch weit weniger als sie das Bestreben aufgeben kann, alle andern Verhältnisse des Lebens, Gewerbe, Kunst, Wißenschaft, Politik u. s. w. von innen heraus mit ihrem eigentümlichen Geiste zu beleben, sie an die Gemeinschaft der Gläubigen anzuschließen, sie zu heiligen. Volle Einsicht in das Wesen der Ehe ist nur vorhanden im Kreiße der Offenbarung, schon des alten Testamentes durch das vom Anfang an geordnete Verhältnis der Geschlechter (jenseits des Eintritts der Sünde in die Menschenwelt), mehr des neuen Bundes durch die Aufstellung der inneren Wesensgleichheit der Ehe mit dem Verhältnis Christi zu seiner Gemeinde und Kirche. Wo aber volle Einsicht in das Wesen vorhanden ist, da allein ist auch das Wesen selbst vorhanden. Einzig und allein die christliche Kirche hat die wahre, volle und ganze Ehe; alle anderen Ehen, welche ohne Rücksicht auf die Kirche, welche nicht in ihr geschloßen sind, sind für die Kirche entweder gar keine Ehen (wie z. B. solche, welche unter ausdrücklichem Widerspruche gegen die Kirche geschloßen worden wären) oder nur mehr oder minder unvollkommene Ehen. Die Aufgabe der Kirche war es nun in den verfloßenen achtzehn Jahrhunderten, ist es noch heute und wird es bleiben, sich dieses unvollkommenen Verhältnisses der bloß weltlichen Ehe zu bemächtigen, um es auf die höhere Stufe

der christlichen Glaubensgemeinschaft zu erheben, es zu vergeistigen und zu heiligen.

Dieses Ziel war mit dem 15. Jahrhundert in Deutschland erreicht: die unvollkommneren bürgerlichen Ehegesetze waren in der vollkommneren Eheordnung der christlichen Kirche aufgegangen, und es ist keine Frage, daß die Einführung der Civilehe ein willkürliches Abspringen von diesem Ziele, ein Rückschritt von der angestrebten und äußerlich erreichten Vollendung des christlichen Lebens in der Ehe, ein Losreißen vom Christentum, ein Schlag gegen die christliche Kirche sei, wenigstens alles dieses in sich schließe. Aber es ziemt sich innerhalb der christlichen Kirche, neben die Anklage gegen die unchristlich gewordene und widerchristlich werdende Welt, ja noch vor diese Anklage die Anklage gegen die zeitlichen Glieder und Führer der Kirche zu stellen — es ziemt sich, vor allem uns selbst zur Buße aufzurufen. Damit wollen auch wir beginnen, und thäten wir das nicht, nicht so eindringlich wie wir es nur vermögen, so würde unsere ganze Rede ohnmächtig zu Boden fallen, wirkungslos in der Luft zerfließen, oder gar mit empfindlichen Schlägen sich gegen uns selbst richten.

Wir sind selbst Schuld an diesem Abspringen der Welt von dem bereits äußerlich erreichten Ziele; wir tragen selbst die Schuld von der nunmehr auch bei uns vollzogenen Losreißung der Ehe von dem Verbande der Gemeinschaft der Gläubigen. Wir haben das Ziel äußerlich erreicht gehabt, aber vergeßen, daß in der Kirche niemals ein Ziel wirklich erreicht ist,

wenn es bloß äußerlich erreicht ist, wenn es nicht auch mit Anstrengung aller geistigen Kräfte innerlich, mit hellem Glauben, mit fester Treue gegen den Herrn der Kirche, mit fortwährender Buße und mit lebendigem Gebete, festgehalten wird; wir sind im äußerlichen Besitze sicher geworden, und haben darüber zunächst den innerlichen, sodann zur gerechten Strafe auch den äußerlichen Besitz verloren. Das trifft uns in gleicher Weise, uns die wir das Volk ausmachen und uns die wir Führer des Volks, Diener der Kirche sind. Mag es auch derb klingen, wir scheuen uns nicht, es spitz und scharf hinzustellen: es war im Ganzen unsere angeblich kirchliche Ehe ein weltlicher Act geworden; Christus hat nicht vor und zwischen uns gestanden, als wir uns vermählten und nicht vor und in uns, die wir die Vermählung einsegneten; ein Gebet, welches zum Himmel gestiegen wäre, ist nicht von uns Brautleuten und nicht von uns Predigern ausgegangen; höchstens war bei den ersteren fleischliche Rührung und empfindsames Thränenvergießen, bei den andern schön gesetzte, dichterische und wiederum auf die Rührung des der Welt zugekehrten Theils der Seele berechnete Rede vorhanden. Es war eine „schöne Feierlichkeit", aber eben darum nichts mehr und nichts weniger, als eine amtliche Ceremonie, als ein Geschäft, verbrämt mit einigen Flittern scheinbarer Kirchlichkeit, — noch einmal, es war ein weltlicher Act und kein geistlicher. Nun hat die Welt nur an sich gerißen, was ihr schon längst verfallen war. Ja wir Geistlichen haben uns wol gar mit unserer amtlichen Macht-

vollkommenheit in Ehesachen gebrüstet und auf dieselbe, auf das Amt, als ein äußerliches, gepocht. Nun ist diese Machtvollkommenheit des äußerlichen Amtes über Nacht zusammengebrochen unter dem Sturm derselben weltlichen Gewalt, auf deren Handhabung wir uns verließen, statt uns auf den Segen des dreieinigen Gottes, auf das stille Geheimnis der Kraft Christi, auf Buße und Glauben und auf die Macht des Gebetes zu verlaßen.

Das ist eine harte Rede, ich weiß es wol, aber in Zeiten wie die unsrigen sind, hilft nichts, als daß wir uns den Bußspiegel vorhalten, und keinen Zug unserer Entstellung, unserer Häßlichkeit übersehen oder vor uns verhehlen. Auf diesem Wege, durch die Rückkehr zu Buße, Glauben und Gebet, ganz allein ist es möglich, das Verlorene wieder zu erlangen, die Kirche vor tiefem Verfall und schwerem Schaden zu bewahren. Glaube niemand, daß er durch Festhalten und Ausbeuten des Rechtes, und stehe dasselbe auf noch so festem weltlichem oder kanonischem Boden, durch Zusammenlesen der zerstreuten Stücke der zerbrochenen Amtsgewalt, durch Maßregeln des äußerlichen kirchlichen Lebens, durch Strenge der Disciplin in der sichtbaren Kirche sich selbst und die geistliche Auctorität wieder heben oder die Glieder seiner Gemeinde vor dem allerdings nunmehr äußerlich angebahnten Abfall schützen könne. *Könnt ihr beten*, liebe Amtsbrüder? Könnt ihr das — aber es ist ein Gebet gemeint, welches durch die Wolken dringt: ich laße Dich nicht, Du segnest mich denn — könnt ihr das, dann werden die

Brautleute schon von selbst kommen, auch solche, von denen ihr es nicht denkt, um sich den Segen eures Gebetes für ihren Ehestand von euch zu holen; könnt ihr das, dann werden diejenigen Verlobten und Eheleute, die selbst noch beten können und in Buße und Glauben stehen, sich um euch so eng und so innig zusammenschließen, wie es vorher noch niemals gewesen ist; könnt ihr das, dann, aber auch nur dann, könnt und dürft ihr auch weitere Schritte nach außen hin thun, das bedrohete Gebiet der Kirche gegen weitere Einbrüche des Feindes zu sichern, und wir, eure Gemeinden, werden euch fest und treu zur Seite stehen, werden die geistliche Zucht, mit welcher ihr vorangehet, an uns selbst und in unserem Kreiße üben und zur Geltung bringen; könnt ihr das, dann werdet Ihr, und wir mit Euch, auf alle für jetzt nur extremen Widerschläge und alle die Gemeinde für jetzt nur noch mehr auflockernden und zerstreuenden Gewaltmaßregeln von selbst verzichten, auf die man in der ersten Aufregung des natürlichen Menschen allerdings leicht verfällt, die man aber erst dann zu brauchen berufen und berechtigt ist, wenn die eigene Buße und Bekehrung und damit auch die Buße und Bekehrung einer Gemeinde so vollständig vollzogen ist, daß die Gemeinde mit ihrem Hirten als ein geistlich geschloßenes Ganzes da stehet, und Ausschließung und Bann nicht mehr als ein Schwert des fleischlichen Armes, sondern als notwendiges inneres Ergebnis eines vollkommen erstarkten geistigen Lebens, als wahrhaftes geistliches Schwert des Glaubens, handhabt.

Unter diesen Voraussetzungen gehen wir daran, einige Einzelheiten der zu erwartenden Zustände, des künftig hinsichtlich der Civilehe und der kirchlichen Trauung einzuhaltenden Verfahrens und der in diesen Beziehungen zur Geltung zu bringenden Grundsätze zu besprechen. Wir werden dabei nicht ängstlich bemühet sein, eine wißenschaftliche Anordnung festzuhalten, ja nicht einmal, unsere Sätze geschichtlich oder kirchenrechtlich zu begründen — die Begründung können wir vielmehr, da wir nur das Einfachste und Allgemeinste vorzubringen beabsichtigen, getrost der Einsicht unserer Leser überlaßen. Wir beabsichtigen eigentlich nichts weiter, als Thesen zur weiteren Besprechung aufzustellen, Thesen aber verlangt man in der Aufstellung weder begründet noch wißenschaftlich geordnet zu sehen.

Der wesentlichste Unterschied zwischen der kirchlichen und der bürgerlichen Ehe ist der, daß die erstere dem Princip nach unauflöslich, die letztere ihrer Grundlage nach auflöslich ist. Mag auch an der Unauflöslichkeit der einen weltliche Lust, Unverstand und Schwäche vielfach genagt und gebröckelt haben, mag auch die Auflöslichkeit der anderen nicht in jedem Falle zur Vollziehung oder nur zur Augenscheinlichkeit gekommen sein, der Unterschied steht ein für allemal fest. Die Unauflöslichkeit der christlichen Ehe werden wir nicht zu beweisen brauchen, wollen uns wenigstens hier dieser Mühe überheben, die Lösbarkeit der bürgerlichen Ehe ist leicht dargethan. Die bekannte Definition des römischen Rechts von der Ehe: viri et

mulieris conjunctio, individuam vitae consuetudinem continens, und die gleichfalls dem römischen Recht angehörige aber wie es scheint spätere und schon einigermaßen christlich gefärbte Erklärung: conjunctio maris et feminae, et consortium omnis vitae, divini et humani juris communicatio bezeichnen beide nur das Weitgreifende, das alle Lebensverhältnisse Umfaßende des Ehebundes, keineswegs die lebenslängliche Dauer desselben, und so ist denn auch bei den Römern so wie bei allen Heiden das Eheband ein jederzeit, oft ziemlich willkürlich, lösbares gewesen, wie es der Natur der Sache nach jede bloß auf dem Vornehmen und Gutfinden des Menschen beruhende Einrichtung ist — was der Mensch als Mensch bindet, kann der Mensch auch wieder lösen. Es streift darum die Civilehe ganz nahe an den Contract, wie denn auch der Code Napoleon die Lösbarkeit der Civilehe in einem Punkte (dem gegenseitigen Einverständnis) ganz wie die Lösbarkeit eines Contractes betrachtet. Auch unser kurhessisches Ehegesetz vom 29. October d. J. setzt im §. 24 die Lösbarkeit der bürgerlichen Ehe voraus, und zwar, da dieselbe nach dem gemeinen protestantischen Eherecht behandelt werden soll, die sehr leichte Lösbarkeit, indem in den neueren Zeiten dieses Eherecht in Beziehung auf die Ehescheidung sehr schwankend und meist sehr lax (dem Gerichtsgebrauch überlaßen) war.

Dieser Unterschied, in den letzten Jahrzehnden immer mehr verschüttet und vergraben, muß jetzt vor allem wieder zum Bewußtsein und zur Anwendung

kommen, sowol von Seiten der christlichen Verlobten wie der Pfarrer. Es muß eine Strenge der Gesinnung und Gesittung dahin zurückkehren, daß die kirchliche Ehe nicht anders aufgelöst werden kann, als durch den Ehebruch, zunächst und namentlich durch den Ehebruch der Frau. Alle andere Scheidungsgründe hat die evangelische Kirche unseres Landes unbedingt aufzugeben, selbst den der böslichen Verlaßung, den unsere Kirche nur in den wilden Zeiten des 16. Jahrhunderts, als derselbe allerdings manche Härten milderte, angenommen hat. Demnach wird denn auch die Kirche unseres Landes sich zu dem unverbrüchlichen Beschluß zu vereinigen haben, die Einsegnung solcher Personen zu einer anderweitigen Ehe, welche sich aus irgend einem andern Grunde als dem des Ehebruchs getrennt haben, so wie des schuldigen Theils im Falle des Ehebruchs, unbedingt zu verweigern. An Gelegenheit zu solchen Acten der Verweigerung wird es, wenn die Civilehe erst einige Jahre in Wirksamkeit gewesen ist, zumeist in den Städten, namentlich in den größeren, nicht fehlen.

Dieß ist nach unserm Bedünken der nächste und am meisten praktische Punkt, auf welchen die evangelische Kirche unseres Landes zu sehen und sich zu vereinbaren haben würde — versteht sich, unter den vorher angegebenen Voraussetzungen; ein dictatorisches Machtgebot ist an sich nicht möglich, und würde als solches selbst wenn es von der gesamten Kirche, wenn es von der Synode ausgienge, doch nichts wirken, als nur größere Zerspaltung. Auch dieß Nächste und Hand-

greiflichste, dieß Notwendigste und Leichteste will geistlich angefangen und durchgeführt sein. Dazu gehört aber, daß die Geistlichkeit unseres Landes erst selbst eine innere, christliche und vollständige Ueberzeugung von der Unlösbarkeit der kirchlichen Ehe gewinne. Noch vor wenigen Jahren hatte der Schreiber dieser Zeilen Gelegenheit, Aeußerungen zu vernehmen, die ihn sehr bedenklich machten. Möglich, daß die veränderte Zeitlage einen Umschwung der Ansichten herbeigeführt hat. Aber dieser Umschwung muß vollständig sein!

Sodann wird bei dem nunmehr frei gestellten Begehren der kirchlichen Trauung darnach zu forschen und, je nach der Erkenntnis- und Glaubensstufe jedes Einzelnen, mit ihm Gewißensrat darüber zu pflegen sein, ob die kirchliche Trauung aus warhaftem geistigem Bedürfnisse gesucht und im eigentlichem Sinne begehrt werde. Da vorauszusehen ist, daß wenigstens für den Anfang noch die weit überwiegende Mehrzahl der Verlobten sich zur kirchlichen Trauung melden werde, so öffnet sich hier das weiteste und fruchtbarste Feld der Seelsorge, so weit und so fruchtbar, wie dasselbe bisher, da die kirchliche Trauung Zwangspflicht war, bei weitem nicht vor den Geistlichen ausgebreitet lag. Hier ist der Boden zu einer neuen, warhaft oder wenigstens in weit höherem Grade als bisher christlichen, geistlichen Gemeinde, die Gelegenheit zum reichlichsten Gewinn, wo alles schon zu Verlust zu gehen schien. Hier kann christliche Erkenntnis mitgetheilt, kirchliche Ueberzeugung geweckt werden, wie

es niemals in der Schule, im Confirmandenunterricht, in der Katechisation und in der Predigt bis dahin möglich gewesen ist. Freilich gehört hierzu noch in weit höherem Grade geistliche Rüstung von der Art, wie wir sie vorher berührten, als zu dem ersterwähnten Beschluße über die Unauflöslichkeit der Ehe und die hiernach zu treffenden Maßregeln. Einiges hiervon erwähnt unsere hessische Kirchenagende, doch begreiflicher Weise bei weitem nicht Alles. Wird aber diese Gelegenheit von den Pfarrern in den nächsten Jahren nicht, oder nur vereinzelt oder gar nachläßig benutzt, so ist der Erfolg nicht zweifelhaft: die kirchliche Trauung wird abnehmen, die Civilehe wird je mehr und mehr an die Stelle der kirchlichen Ehe treten und die Zerrüttung der Familien und des Familienlebens wird wahrscheinlich schon in der nächsten Generation eine schreckenerregende Höhe erreichen. Und wer wird dann die Schuld tragen?

Sollen wir aus dem ebenerwähnten Kapitel der geistlichen Wirksamkeit einige Einzelheiten hervorheben, so wäre es etwa der, für den Anfang nicht allein mögliche, sondern hin und wieder sehr warscheinliche Fall, daß beide Verlobte, oder einer von ihnen den Grundlagen des christlichen Glaubens widerspräche, gleichwol aber aus Rücksichten für die Eltern oder des einen Verlobten für den andern, oder für die öffentliche Meinung oder aus sonstigen äußerlichen Gründen die kirchliche Tranung beanspruchten. Hierüber ist auf jeden Fall Gewisheit zu erlangen, und bei erklärtem Widerspruch gegen jene Grundlagen würde die kirch-

liche Trauung bestimt abzulehnen sein. Wir sagen indes mit gutem Grund und wolbedachter Absicht: Widerspruch gegen die Grundlagen des christlichen Glaubens, und haben dabei für jetzt nur das apostolische Symbolum im Auge. Verlange man nur in unserer Zeit fast allgemeiner geistiger Störung und Verrückung nicht zu viel, um dafür auf dem Wenigen mit desto unerschütterlicherer Beharrlichkeit bestehen zu können. Eben so wird in allen in ähnlicher Beziehung nur irgend zweifelhaften Fällen eine Garantie der Taufe und der christlichen Erziehung der Kinder zu fordern sein, so daß wenn dieselbe nicht zur Genüge erbracht würde, die kirchliche Trauung gleichfalls abgelehnt werden müßte. Endlich würde die Kirche sich ihre selbstständige Cognition über die Ehehindernisse, welche unsere hessische Civilehe übrigens noch aus der weiland kirchlichen, nachher weltlich gewordenen Gesetzgebung beibehalten hat (s. §. 11 des Gesetzes vom 29. Oct. 1848), wieder zueignen, und in dieser Beziehung eine Revision der kanonischen Regeln vorzunehmen haben, sich auch über die Procedur der Scheidung der kirchlichen Ehe, in dem einzigen noch übrigen Falle, eine Regel bilden müßen. Alle diese hier erwähnten Punkte sind nach unserer Ansicht solche, über welche ein Gesamtbeschluß der Kirche eintreten muß. Das Meiste, auch das Beste und Reichste aus dem erwähnten Kapitel wird dagegen der Glaubensweisheit und dem geistlichen Gewißen der einzelnen Pfarrer zu überlaßen sein.

Drittens ist es unumgänglich, daß die kirchliche

Trauung wieder ein rein und wirklich kirchlicher Act werde, wie sie das bisher nicht gewesen ist. Der private Charakter den in den letzten Jahrzehnten die kirchlichen Trauungen fast durchaus hatten und durch welchen sie sich einem weltlichen Act unmittelbar näherten, muß völlig aufgegeben, muß gänzlich verlaßen werden. Hier ist ferner der Punkt (aber auch freilich der einzige) in welchem wir eine Revision unserer hessischen Agende für notwendig halten; in welcher Weise? ist hier nicht der Ort auseinander zu setzen. Auf jeden Fall müßen die üblichen schön stilisierten aber nackt weltlichen Traureden wegfallen, und der kirchliche Act das Einzige und Ausschließliche sein. Die Beteiligten müßen die tiefe Ueberzeugung bekommen, daß ihnen in der kirchlichen Trauung etwas gegeben werde, etwas an Lebensinhalt und Lebenskraft, an Sicherheit, an Hoffnung, an Trost, an Freudigkeit, was sie aus sich selbst gar nicht haben und sonst auf keine Weise erlangen können. Da wird es nun darauf ankommen, ob die Geistlichen etwas besitzen, was sie geben können. Doch sie sollen es nicht einmal allein geben.

Es muß (wie das übrigens auch unsere hessische Agende freilich mehr andeutet als ausführt) ein Gesamtgebet der Gemeinde für die Getrauten eintreten, und damit haben wir ziemlich die Spitze von dem bezeichnet, was jetzt unverweilt, nicht allein von den Pfarrern, sondern von allen christgläubigen Mitgliedern unserer Kirche erstrebt werden muß. Aber man nehme unsere Worte nicht zu leicht: wir wollen kein Gebet des Mundes, sondern ein Gebet, welches

der Herr der Kirche in unser aller Herzen in ganz gleicher Weise bei dem Einen, wie bei dem andern, Selbst spricht; gerade für die Ehe begehren wir ein hohepriesterliches Gebet.

Dazu gehört denn als erste und äußerliche Bedingung weiter, daß der Trauungsact nur in dem Kirchengebäude und vor versammelter Gemeinde vorgenommen werde.

Aber in welchem Verhältnisse zur Kirche stehen nun diejenigen, welche, bisher Mitglieder unserer Kirche, eine Civilehe eingehen und die kirchliche Trauung verschmähen, dabei aber auf jene Mitgliedschaft fortwährend Anspruch machen? Wie ist mit diesen oder gegen diese zu verfahren? Wie sollen sich die übrigen Gemeindeglieder, wie sollen sich insbesondere die geistlichen Behörden, Pfarrer und Presbyterium, ihnen gegenüber verhalten? Diese Frage beschäftigt jetzt vorzugsweise viele, an der Kirche mit alter Treue hängenden Gemüter. Der strenge Rechtszustand ist ohne allen Zweifel folgender: Durch das Gesetz vom 29. October d. J. ist, weder in seinem ersten, die Bekenntnis- und Glaubensfreiheit betreffenden noch in seinem zweiten von der Civilehe handelnden Theile die bisherige kirchliche Gesetzgebung abgeschafft worden, wie dieß auch durch kein auf dem gewöhnlichen Wege der Legislation erlaßenes Gesetz geschehen kann; dazu würde nach dem noch nicht aufgehobenen § 134 der Verfaßungsurkunde die Gesetzgebung einer Synode gehören. Mithin gilt auch für Mitglieder der evangelischen Kirche unseres Landes die kirchliche Trauung als unverbrüchliches

Kirchengesetz, und wer sich dieser kirchlichen Trauung entzieht, entzieht sich der Ordnung der Kirche; die Kirche ist also befugt und verpflichtet, ihre Disciplin gegen ihn anzuwenden. — Aber nun: welche Disciplin? Offenbar zunächst nur eine solche, welche mit seiner Ordnungswidrigkeit in unmittelbarem Zusammenhange steht. Von einer ohne das kirchengesetzliche notwendige Vorwißen (z. B. auch ohne kirchliches Aufgebot zu Stande gekommenen) und ohne den kirchengesetzlich erforderlichen Segen der Kirche abgeschloßenen Ehe hat die Kirche keine Notiz zu nehmen, ja die Kirche ist an sich berechtigt zu der uralten Strenge zurückzukehren, die sie schon geübt hat, als sie noch mitten in der Heidenwelt als eine geringe Minderzahl vorhanden war, und von welcher Tertullian Zeugnis gibt: penes nos occultae conjunctiones, id est non prius apud ecclesiam professae, juxta moechiam et fornicationem judicari periclitantur (De pudic. c. 4). In der That können bloß bürgerlich Getrauete auf eine Anerkennung ihrer Ehe von Seiten der Kirche z. B. auf die Bezeichnung „christliche Eheleute", auf die Anerkennung ihrer Kinder als kirchlich ehelich geborener, keinen Anspruch machen, und würde ja ein solcher erhoben, so müßte er beharrlich zurückgewiesen werden; sie gelten nur als „in bürgerlicher Ehe mit einander lebend" und ihre Kinder als „in bürgerlicher Ehe erzeugt." Der Ausdrücke „Ehe" und „ehelich" ohne weitern Beisatz sind allerdings in der Kirche von der bürgerlichen Ehe unzuläßig. Daß die aus solcher Ehe geborenen Kinder zu taufen seien, so wie die Taufe

für sie verlangt wird, versteht sich von selbst, und wir bemerken dieß nur, weil uns in dieser Hinsicht Zweifel und, wie es schien, schwere Bedenken zu Ohren gekommen sind. Aber auch mit der Zurückweisung vom Abendmahle wird nur vorsichtig zu verfahren, und dieselbe erst alsdann auszusprechen sein, wenn die Betreffenden sich von ihrem Standpunkte aus zu weiterem Widerstreben gegen die kirchliche Ordnung, zur Unzugänglichkeit für Belehrungen, zum Trotze gegen die kirchliche Disciplin, zum Widerspruche gegen die Fundamente des Glaubens fortreißen ließen — was allerdings sehr möglich, in einzelnen Fällen sogar wahrscheinlich ist. Auf jeden Fall darf dieser Weg des Bannes erst nach vollkommen documentierter unbedingter Fruchtlosigkeit der Sühnungsversuche der in diesem einen Punkte von der kirchlichen Ordnung Abgewichenen mit der Kirche, beschritten werden. Es wird uns obliegen, einen ähnlichen Weg der Ueberzeugung und allmälichen Gewinnung einzuschlagen, wie ihn die Kirche vom 8. bis zum 14. Jahrhundert geduldig und ohne Ermüden gegangen ist. Um so mehr ziemt uns dieß, als die Zustände der neuen Zeit zum großen Theil in unserm eigenen Verschulden und in dem Verschulden unserer Väter ihren Grund haben, und nirgends gilt es mehr, als in diesem Falle, was wir zum Eingange dieses Artikels aussprachen: ohne Buße und Gebet werden wir nicht nur nichts ausrichten, sondern den Bruch von Jahr zu Jahr vergrößern. Möglich, daß ein imperioses Auftreten des Geistlichen und des Presbyteriums hier und da im Anfang die

gewünschte Wirkung hervorbringt — ob auf die Dauer? wir bezweifeln es. Im Gegenteil, wir müßen das Gesagte selbst auf die Gefahr hin, arg und gröblich misverstanden zu werden, mit dem Zusatze wiederholen: Der alte, **wesentlich rationalistische**, reine Amts= (d. h. Geschäfts=) standpunkt der Geistlichen ist ein vollständig überlebter, und, wird es noch jetzt versucht, ihn festzuhalten, ein gefährlicher; er reizt direkt zum Abfall. Wohin heut zu Tage das Gebet des Pfarrers nicht reicht, dahin wird der ausgestreckte Arm seiner Amtsauctorität nun und nimmermehr reichen. — Mehr als die Geistlichen, kann in diesem Falle die Gemeinde thun, und den Gemeinden, das heißt den christgläubigen Gliedern derselben, schieben wir deshalb diesen Fall, daß die Durchführung der Civilehe ohne kirchliche Trauung von Einzelnen versucht wird, geradezu ins Gewißen. Ihnen kommt es zu, sich so entschieden wie ihr Geistlicher, aber als Vertreter der öffentlichen kirchlichen Ansicht noch weit nachdrücklicher und weit rückhaltloser als er auszusprechen. Dem Geistlichen steht für jetzt noch ein Punkt entgegen, welcher gerade in diesem Fall es wünschenswert macht, daß sich vor ihm, dem Geistlichen, und stärker als er die Gemeinde ausspreche: es ist der Punkt der Stolgebüren. Zu beseitigen ist jedoch auch dieser. Es kommt nur darauf an, daß auch in diesem Stücke von dem Standpunkte des Rechts herab, oder vielmehr hinauf, auf den Standpunkt der freien Liebe getreten werde. Beinahe scheint es sich uns von selbst zu verstehen, ratsam aber finden wir es jedenfalls, daß

die Geistlichen bei der gegenwärtigen Lage der Dinge förmlich auf das allerdings noch anzusprechende Recht der Stolgebüren von den Trauungen verzichten und dieselben nur als Gaben wirklicher Erkenntlichkeit, freier Dankbarkeit und christlicher Liebe entgegen nehmen zu wollen erklären. Ist dieß aber geschehen, dann ist somit auch die volle Energie der christgläubigen Glieder der Gemeinde aufgefordert, sich im weitesten Umfange gegen das Unterlaßen der kirchlichen Trauung und gegen das Begnügen mit der Civilehe geltend zu machen. Treten dann jene inneren Bedingungen bei dem Pfarrer und seiner Gemeinde hinzu, welche wir, wie wir im Eingange unserer Betrachtungen bemerkt haben, als das Einzige, welches in unserer Zeit Rettung schaffen kann, erkennen müßen, so ist zu hoffen, daß die Kirche auch diesen schweren Stoß siegreich und zwar zu ihrem eigenen größeren Gedeihen überwinde. Abfallen und ausscheiden werden Manche, an manchen Orten vielleicht Viele, wenn wir sie nur nicht in menschlicher Weise und durch den fleischlichen Eifer der Vernunft austreiben, sondern vielmehr sie selbst sich austreiben, weil sie das Wort Gottes und die Zucht des heiligen Geistes nicht vertragen mögen. In der Zeit der Scheidung aber stehen wir, und zu derselben trägt auch in unserem engeren Kreiße das Gesetz vom 29. October d. J. das Seinige bei. —

Die Deutschkatholiken.
(1748.)

Als im Jahr 1845 der Deutschkatholicismus auftauchte, behaupteten alsbald Viele, und der Schreiber dieser Blätter mit ihnen, daß in dieser ganzen Bewegung, sie möge nun eine Bedeutung haben, welche sie wolle, wenigstens ganz und gar nichts Kirchliches und Christliches, ja nicht einmal irgend etwas Religiöses überhaupt liege. Die große Mehrzahl, auch derer, welche noch etwas von Christentum, Kirche, Religion zu verstehen und etwas darauf zu halten meinten, war entschieden anderer Ansicht, hielt die Rongesche Bewegung für ein „erfreuliches Zeichen des erwachenden religiösen Bewußtseins," für einen „Sieg der religiösen Aufklärung," für ein „Anbrechen des Tages der Religion der Liebe" und erklärte sich gegen unsere Meinung vom Deutschkatholicismus mit großem Eifer, ja mit großer Heftigkeit. Engherzigkeit, Kurzsichtigkeit, Lieblosigkeit, Verdammungssucht waren die gelindesten Bezeichnungen, welche man uns entgegen warf. Ließen wir es aber uns einmal merken, daß wir eigentlich nur politische Revolution hinter dem Deutschkatholicismus sähen, so gab es gar Manche, welche von hämischen Verdächtigern und polizeilichen Denuncianten sprachen; und doch waren wir es nicht allein, die so urteilten: der Deutschkatholik Kleinpaul in Hamburg hat es dem Reformator Ronge und der damals ultraradicale Wilhelm Jordan in Berlin den Deutschkatholiken

überhaupt derb genug vorgehalten, daß ihr ganzes religiöses Treiben Unwahrheit und nur versteckte Revolution sei. Natürlich ließen wir uns durch diese weitsichtigen und liebevollen Urteile in unserer Ueberzeugung nicht irre machen, da dieselben in unsern Augen nur betrübende Zeugnisse der tiefen und weit verbreiteten Auflösung aller Grundbegriffe des kirchlichen und christlichen Lebens und sichere Vorboten einer allgemeinen Zerrüttung der Gesinnung in allen Schichten des Volks waren — um so sicherere Vorboten, als jene Neigung zum Deutschkatholicismus und jene Parteinahme für ihn nicht allein Alle diejenigen ergriffen hatte, welche überhaupt geneigt waren, sich von den Wellen der Zeitstimmung, der Bewegung und Aufregung bewustlos schaukeln zu laßen, sondern auch Viele, welche sonst dem starren Begriffe des „Staates", der Willkürherschaft und, wie man gewöhnlich sagt, dem „Absolutismus" huldigten. Daß diese Personen, wenn sie auch von den christlichen und religiösen Dingen keinen Begriff hatten, nicht einmal das politisch Bodenlose und Bandlose, das social Zerstörerische, das Revolutionäre in dieser deutschkatholischen Bewegung merkten, das sprach ihnen schon damals das Urteil der gänzlichen politischen Unfähigkeit, und wenn sie von der Revolution, die sie nicht merken wollten, hinweggeweht worden sind, so ist ihnen Recht geschehen.

Und jetzt? — Wer hat heute Recht? so vollständig Recht, wie wir es in so kurzer Zeit selbst nicht zu erhalten geglaubt hätten? — Wie Ronge

sich vom Merz bis zum Juni 1848 in Frankfurt benommen und gehalten hat, ist allgemein bekannt; allgemein bekannt, welchen wolberechtigten, ernstlichen und treffenden Angriff einer seiner sonstiger Anhänger, Pirazzi in Offenbach, gegen ihn richtete, in welchem ihm vorgehalten wurde, daß ein Lehrer der Religion nicht Revolution predigen und politischen Umsturz verkündigen, nicht den Barrikadenhelden spielen dürfe: „wenn ein Geistlicher ja auf den Barrikaden stehen und sterben wolle, so müße er so darauf stehen und sterben, wie der Erzbischof von Paris, aber nicht anders" sagte Pirazzi mit Recht. Und Ronge? in einem gegen Pirazzi gerichteten langen, freilich nach seiner Weise unklaren und verworrenen Artikel behauptet er: er sei noch immer derselbe; er habe religiöse Befreiung, aber doch eigentlich sociale und politische Befreiung gewollt, und für diese wirke er nunmehr u. s. w.

Was Ronge wortreich und unklar zu Tage brachte, hat sein ehemaliger Genoße, der schon immer Ronges Zunge und Ronges Mund war, das hat Dowiat endlich ganz kurz und ganz klar, verständlich auch für den der wenig verstehen will, ausgesprochen. Aus der Berliner Hausvogtei, wo Dowiat wegen Leitung des Aufruhrs vom 21. August gefangen sitzt, hat er am 4. November folgende Erklärung in den Berliner Zeitungen veröffentlicht: „Ich ersuche die Zeitungen bei „Nennung meines Namens das Prädikat deutschkatho„lischer Prediger wegzulaßen. Ich habe die religiöse „Bewegung stets nur als Mittel zur social-politischen

„Agitation betrachtet. Jetzt ist die Maske und folg„lich die ganze religiöse Bewegung unnötig; ich habe „nicht das Geringste mehr mit derselben zu thun.“

Jede Bemerkung hierzu ist überflüßig, außer der einen, daß wir für unser Theil vor drei Jahren nicht gern öffentlich von der „Maske“ sprachen, welche Herr Dowiat, politischer Agitator und maskirter deutsch-katholischer Prediger, getragen zu haben bekennt. Und wir sprachen darum nicht von jener Maske, weil wir nicht gern jemanden einen Lügner nennen, bis er uns selbst sagt, daß er gelogen habe.

Wie die Frei-Kirchen-Männer die Freiheit der Kirche verstehen.

(1848.)

Wenn die Herrn innerhalb und außerhalb der Nationalversamlung, die so laut und so nachdrücklich die „Befreiung der Kirche vom Staate“ verlangt haben, etwa meinen sollten, wir unserer Seits verstünden sie nicht, so irren sie recht gründlich. Wir verstehen sie recht gut, sie verstehen jedoch uns nicht — wie es denn überhaupt der Natur der Sache gemäß ist, daß derjenige, welcher mehr Lebensinhalt besitzt als der Andere, diesen völlig durchschaut, umgekehrt aber von demselben durchaus nicht begriffen wird noch begriffen werden kann.

So verstehen wir denn auch recht gut, was sie,

die gar nichts von dem Inhalte der Kirche besitzen, mit ihrer „Befreiung der Kirche vom Staate“ meinen; wir verstehen recht gut, daß das nur eine der vielen lügenhaften Phrasen ist, die von jener Seite in politischen und kirchlichen Dingen seit vielen Jahren ausgestreut worden sind, und die sie noch immer ausstreuen um die Dummen zu fangen; wir verstehen — doch wir wollen uns weder ereifern, noch uns gar zu hoch über diese Männer des höchsten Standpunktes („der so hoch ist, daß er eigentlich gar keiner mehr ist“) erheben. Auch wollen wir ganz kurz sein. Wir wollen nur sagen, daß wir sie eben so verstehen, wie der Vogel im Käfig die Katze versteht, welche vor dem Käfig sitzt und besagtem Vogel die Freiheit wünscht.

Das haben wir gleich von Anfang dieser neuen Zeit an recht gut verstanden, daß ihnen die Freiheit der Kirche mit Schutzlosigkeit der Kirche vollkommen einerlei war, und daß sie meinten, ohne „Schutz des Staates“ sei die Kirche gar nichts, falle sie wenigstens fast augenblicklich zusammen. Mit Behagen meinten das — wir haben es recht gut gesehen — viele Leute, die sonst gar nicht sonderlich erbaut von der deutschen Merz-Revolution waren, und denen schon ein gehöriger Demokratenbart ganz eigene unheimliche Empfindungen erregte, so daß sie ihren Spaziergang einstellten, wenn es mit den Bärten nicht recht geheuer war. Mit Behagen meinten das viele Leute, denen der Reichsverweser und das deutsche Reich gar nicht recht war, weil sie nicht ohne Grund fürchteten, es könnten bei der Gelegenheit doch Andere

in die Höhe kommen, die etwas mehr verstünden als den Inhalt der königlich preußischen und fürstlich reußischen, hessenkasselschen oder hessenhomburgschen Gesetzsamlung. Mit lächelndem Behagen meinten diese Tapferen, diese wackern preußischen und reußischen, hessischen und waldeckschen Gesetzblattspatrioten: „Endlich geht es doch auch einmal ernstlich an die Kirche und an die Kirchlichen! endlich einmal an die Frommen!“ Und, was fast unerhört ist: wir wißen, daß Manche dieser tapfern Patrioten sogar ihre eingeworfenen Fenster verschmerzt haben, aus Freude, weil dem „Mucker und Pietist“ nebenan gleichfalls die Fenster — und noch einige Scheiben mehr! — eingeworfen wurden. An vielen Orten in preußischen Landen soll darum das, was man wol Feigheit und Niederträchtigkeit der Behörden genannt hat — indem niemand den Unfugen steuern wollte — keineswegs Feigheit, sondern lediglich Freiheitsliebe gewesen sein; der Unfug richtete sich meist nämlich dort gegen die „Frommen“ (wie gegen Göschel u. a.), und diese sollten ja nunmehr frei sein — versteht sich vogelfrei.

Wie diese Freiheitsmänner nun als Actenmänner (denn dieß Geschlecht wird zur Ehre der Deutschen, die das Schreibpapier erfunden haben, auch im neuen deutschen Reiche nicht aussterben) oder als Volksmänner von dieser Vogelfreiheit der Kirche Gebrauch machen, davon wollen wir hier außer den angeführten Beispielen noch einige Exempelchen geben, auch mit dergleichen fortfahren, wenn es Not thun sollte.

Herr Graf Schwerin, der höchst liberale preußische

Cultusminister, vorher schon auf dem besten Wege aus dem Dämmerling ein Lichtling zu werden — der nicht genug von allgemeiner Geistesberechtigung auf dem kirchlichen Gebiete, und was der läppischen Redensarten mehr sind, zu reden wußte, trug dann auch, als ihn die preußische Revolution in das preußische Ministerium schob (sie hat ihn ziemlich bald wieder herausgeschoben) seine Toleranzgedanken in das Ministerium hinein, und fieng an Toleranz zu befehlen. Nun kann man ein sehr verständiger Privatmann sein, und als solcher Toleranz u. s. w. empfehlen; wenn aber ein Minister in der Kirche Toleranz befiehlt, und sich dabei noch für tolerant und liberal hält, so — verdient er nichts beßer, als daß er den Weg aus dem Ministerium geht, den er gekommen ist, gleich dem Herrn Grafen von Schwerin.

Derselbe edle Kirchenfreund entblödete sich nicht, eine allgemeine preußische Synode auszuschreiben. Es scheint er hat sich für eine Art Bischof oder was sonst gehalten; das Denkvermögen ist in allen Dämmerlingen nur schwach entwickelt, sonst hätte der Herr Graf begreifen müßen, daß er nicht nur kein Bischof sei, sondern daß in dem hinfort „bekenntnislosen Staate“ Preußen ein Cultusminister ein Widerspruch und durch seine Existenz schon eine Albernheit sei. Nur der König, als bisheriges rechtmäßiges Oberhaupt der evangelischen Kirche, konnte, aber auch zugleich zum letzten Male, wenn er König eines bekenntnislosen Staates sein wollte, eine Synode, und zwar zu dem Zwecke ausschreiben, vor derselben seine bisherige Not-

Bischofsgewalt in die Hände der Kirche niederzulegen. In einem wirklich bekenntnislosen Staate gibt es weder einen Landesherrn als „protestantischen obersten Bischof" noch ein von Weltlichen geführtes Kirchenregiment irgend einer Art.

Eine ähnliche Rolle spielte das preußische Cultusministerium in einer andern, zwar etwas kleineren und geringeren, aber desto gehäßigeren Sache, und mit ihm und unter ihm spielt dieselbe Rolle Herr von Bonin, bisher Oberpräsident in Magdeburg, jetzt auch Minister. Es hat derselbe im Auftrag des Ministeriums durch das Consistorium den Predigern verboten, einen gewissen christlichen Volkskalender (den von Kaiserswerth) von den Kanzeln zu empfehlen. Dieser Volkskalender genoß nämlich unter der Begünstigung der Portofreiheit einer großen Verbreitung, welche nicht durch den Buchhandel bewirkt wurde, so daß der Vorteil des Kalenders rein der Diaconissenanstalt in Kaiserswerth zufiel. Das gefiel den Buchhändlern nicht und denen nicht, die lieber ins Wirtshaus gehen, als in die Kirche, oder wenn sie ja in letztere gehen, lieber Salbadereien hören als Gottes Wort. Also wurde dem Kalender von Seiten des Ministeriums die Portofreiheit entzogen. Dagegen ist nichts zu sagen, denn die königlich preußische Postanstalt mag die hundert Thaler, die der fromme Kalender einbringt, recht gut brauchen können, oder sie lieber einem radicalen Blatte (wenn es nur nicht reichsverweserlich gesinnt ist! sonst so radical wie möglich!) oder Kalender zuwenden wollen — genug, die Post braucht nichts umsonst zu thun.

wenn sie nicht will. Aber die Kirche ist keine Postanstalt, und wenn ich auch als preußischer Minister kraft obrigkeitlicher Auctorität, sollte dieselbe auch ein wenig nach dem alten Ladstockregimente schmecken, einem frommen preußischen Postmeister, der den Kalender seinetwegen ferner gern franco besorgen würde, befehlen kann, ihn nicht mehr franco zu besorgen, so kann ich doch als Minister keinem Pfarrer befehlen, das was er zur Erbauung und Belehrung seiner Pfarrgemeinde dienlich erachtet, ihr vorzuenthalten. Das kann die weltliche Gewalt einmal überhaupt nicht, das aber kann auch kein preußisches Consistorium in seiner jetzigen Gestalt, wo es nichts weniger als eine geistliche, sondern eine weltliche Behörde ist, die sich die geistlichen Dinge nur angemaßt hat; eine Behörde, deren Dasein wenigstens darauf ganz allein beruhet, daß der König von Preußen als Landesherr zugleich auch oberster Bischof sei und diese beiden Gewalten der Kirche gegenüber durch die Consistorien ausübt. Wollte das Consistorium mit dem Hrn. v. Bonin an der Spitze als g e i s t l i c h e Behörde seine Schuldigkeit thun, so mußte es den Ministerial-Erlaß, durch welchen jene Empfehlung verboten wurde, als nicht aus dem Berufe des Ministeriums hervorgegangen eben diesem Ministerium gegenüber bezeichnen. Das mußte das Consistorium schon jetzt thun, selbst wenn es von der auch in Preußen schon factisch eingetretenen „Bekenntnislosigkeit des Staates" gar keine Notiz nehmen wollte; wollte es letzteres, und dabei sich als g e i s t l i c h e Be-

hörde zeigen, so hatte es der Ministerialverfügung ohne Umstände die Folgsamkeit zu verweigern.

Aber vor den Herrn Held, Karbe, Müller und wie die trefflichen Volksführer in Berlin heißen, verstecken sich die preußischen Behörden; wenn es aber an die freie (man verstehe immer vogelfreie) Kirche geht, da sind sie bei der Hand.

So weit die Actenmänner. Nun auch die Volksmänner, und zwar erstens die in Süddeutschland, zweitens wiederum die in Preußen.

In Württemberg besteht eine Menge von vaterländischen (patriotischen) Vereinen, welche sich mit dem Aufsuchen von wirklichen und vermeintlichen Volkswünschen, dem Geltendmachen von berechtigten und unberechtigten Desiderien, dem Abfaßen von zuweilen vernünftigen, zuweilen auch ziemlich unvernünftigen Petitionen beschäftigen, und Commissionen sämtlicher patriotischer Vereine sind zu einem Landesausschuß zusammengetreten. Nun hat der vaterländische Verein von Reutlingen durch seinen Abgeordneten der Eßlinger Versamlung sämtlicher patriotischer Vereine folgenden Antrag vorgelegt: „es möchten alle Collecten für Mission und alle Versendungen dafür gesammelter Gelder verboten werden". Daß das ein Despotismus sei, wie ihn der alte „Polizeistaat" niemals ausgeübt hat, ein Eingriff in die persönliche Freiheit der Einzelnen, wie er wol in Rußland, doch bisher niemals in Deutschland möglich gewesen ist, (selbst nicht einmal unter dem, der evangelischen Kirche, dem evangelischen Missionswesen, sogar den Samlungen des Gustav-

Adolfs-Vereins höchst feindseligen Ministerium Abel in Baiern), das kommt in die Köpfe dieser großen Reutlinger Volksmänner nicht. Aber es kam auch in den weisen Kopf des „Landesausschußes" nicht. Dieser ließ nämlich durch einen gewissen, längst schon als einen Kirchenfeind bekannten, Scherr einen Bericht über diese Petition abfaßen, in welchem von der schweren Rechtsverletzung, welche durch dieselbe beantragt wurde, kein Sterbenswort vorkam. Es hieß bloß darin: „es scheine unangemeßen, den Schaden (daß jährlich so viel Geld für die Mission „dem Volke aus der Tasche gelockt" und aus Deutschland ausgeführt werde) durch Zwangsmaßregeln beßern zu wollen, welche dem Fanatismus nur einen Rückhalt gewähren könnten. Man solle lieber das Volk belehren, daß durch die Missionen europäische Laster und religiöse Unduldsamkeit unter den Heiden verbreitet würden." Bei jeder andern, auch der geringfügigsten — oft muß man sagen: albernsten — Veranlaßung fällt diesen Leuten alsogleich das Wort „Rechtsverletzung", das Wort „Volksfreiheit", das Wort „Knechtung" ein, und ihre Kehlen pflegen stark genug zu sein, diese Worte recht vernehmlich laut werden zu laßen. Dießmal will es ihnen nicht einfallen.

Weiter, wieder nach Preußen! In Königsberg hatten mehrere Geistliche zu einer Conferenz derjenigen eingeladen, „welche durch den gemeinsamen Glauben an das untrügliche Wort des lebendigen Gottes und durch das gemeinsame Bekenntnis Jesu Christi, des Sohnes Gottes, als ihres alleinigen Heilandes und

Seligmachers sich als lebendige Glieder der Kirche Christi wißen und bezeugen." Diese Conferenz fand am 23. und 24. August d. J. Statt. Auf die schamloseste Weise fanden sich bei derselben nun zahlreiche Mitglieder der „freien Gemeinde" ein, welche jenem Bekenntnisse von Grund aus widersprechen, also gar nicht eingeladen waren. An der Spitze standen die Prediger der freien Gemeinde, Rasche und Endter, sodann der Prediger Detroit, außerdem Journalisten ähnlicher Art, ja sogar Juden. Gleich nach dem Gebet und Gesang riefen und schrieen diese Freiheitsmänner nach einem größeren Local. Es wird in eine andere Kirche gezogen, und schnell findet sich eine große Masse der ärgsten Kirchenfeinde und Friedensstörer daselbst zusammen. Kaum hat die Verhandlung begonnen, so drängen sie sich zum Wort; was sie sprechen, wird mit Bravo! begleitet. Der Präses erinnert, daß man in einer Kirche und nicht in einem Theater sei. Noch ärgeres Getümmel. Der Präses erinnert, daß die Einladung nur solchen gelte, welche in das ausgesprochene Bekenntnis einstimmten. „Das ist christliche Liebe!" ruft eine Stimme; die Prediger Rasche und Endter verkündigen mit den sinnlosen Phrasen, die man an diesen Freiheitsrednern schon gewohnt ist, mit wichtiger Stimme und hoch erhobenem Arme: „durch Zurückweisung Andersglaubender richte man die Scheidewand des Glaubenshaßes für Jahrhunderte auf". Der Unsinn und die Albernheit, dieß h i e r geltend zu machen, war zwar leicht nachgewiesen; aber diese Rotten haben es ja eben darauf abgesehen, der Dummheit und rohen

Ungerechtigkeit die Herschaft zu verschaffen. Also immer größerer Tumult. Der Präses erklärt endlich, nur diejenigen seien Mitglieder der Conferenz und hätten das Recht zur Discussion, welche das Bekenntnis der Einladung, die vom Comite erlaßen sei, theilten; alle andern seien uneingeladen. Da tritt ein Mitglied der freien Gemeinde heran, faßt ihn an den Schultern und fragt: „Sagen Sie doch, wer sind denn die Herren vom Comite?" Ein Anderer redet in lauter Hohn und Spott gegen den christlichen Glauben ohne das Wort zu haben, und die rohe Masse (die übrigens meist feine Stöcke und Glacehandschuhe trug) ruft: Amen! — Der Präses fragt endlich: Also Sie sind entschloßen, die Versamlung fortdauernd zu stören? Ja! schallt die Antwort. Das war denn doch denen, die noch nicht alle gewöhnlichste Bildung mit Füßen getreten hatten, selbst zu stark; der Prediger Rasche erklärte selbst, das Comite habe das Recht gehabt, eine solche Einladung zu erlaßen, und bat, man möge den Nichteingeladenen gestatten, als Gäste der Versamlung beizuwohnen. Das ließ sich nicht hindern, und für diesen Tag unterblieb weiterer Tumult. Aber als am Schluße das Vaterunser gebetet wurde, und hierbei die Landleute nach dortiger Sitte niederknieeten, gab einer der Freiheitsmänner einem der Niederknieenden einen Faustſtoß und schrie ihm zu: „Pfui, du Heuchler!"

Am Tage darauf wurden die Verhandlungen in einer dritten Kirche fortgesetzt. Die Nichteingeladenen fanden sich wieder ein, und bald begann das Einsprechen, bald auch der Tumult von ihrer Seite wieder.

Um die notwendige Abstimmung vollziehen zu können, wird beschloßen, die Nichteingeladenen hätten sich auf die Emporbühnen zu begeben. Kein Fuß rührt sich. Der Präses verkündigt den Beschluß zum zweiten Male — kein Fuß rührt sich. Der Präses fragt: also können wir voraussetzen, daß alle Anwesenden unser Glaubensbekenntnis theilen? Stillschweigen und kein Fuß rührt sich. Das ist die Ehrlichkeit dieser Freikirchenmänner! Indes schwiegen sie doch von nun an, und das Bekenntnis zum Worte Gottes hatte für diesmal den Sieg über die Tyrannei und die Rohheit der „gebildeten Freien" erkämpft.

Das ist die neue Gerechtigkeit, die neue Freiheit, die neue Liebe, die neue Bildung, welche uns die Merztage dieses Jahres im Sinne der preußischen Actenmänner und der preußischen und württembergischen Volksmänner gebracht haben!

Was soll die evangelische Kirche in unsern Tagen nicht thun?

(1849.)

Zweierlei soll sie nicht thun: einmal nicht in Unthätigkeit oder gar in Schweigen verharren und alles über sich ergehen laßen, gleich als habe sie kein Leben in sich selbst; und zweitens nicht die Wege der Welt gehen.

Der deutsche Staat hat der Kirche auf das Unzweideutigste ihre völlige Entbehrlichkeit für seine Zwecke

der Verwaltung und politischen Organisation zu erkennen gegeben, und diese völlige Entbehrlichkeit nicht allein in den Grundrechten, sondern auch in Preußen in der Verfaßung vom 5. December v. J. (Tit. II. Art. 11. 12. 15. 16), in Kurhessen in dem Gesetz vom 29. October v. J., „die Religionsfreiheit und die Einführung der bürgerlichen Ehe betreffend" (§. 1 bis 2 und Abschnitt 2 bis 3), auf eine sehr fühlbare Weise geltend gemacht. Wem in solcher Weise der Stuhl vor die Thür gesetzt wird, der hat sofort daran zu denken, sein eigenes Hauswesen anzufangen und mit dem vollen Bewustsein seiner Selbständigkeit einzurichten, oder er beschimpft sich selbst, als einen verächtlichen Schwächling und Feigling. Dieses Urteil wird auch der evangelischen Kirche, zumal in Kurhessen, unzweifelhaft und mit dem vollesten Rechte zufallen, wenn sie nicht jetzt die Kräfte, die sie noch besitzt, zusammennimmt und die Trennung von der weltlichen Gewalt, welche nicht von ihr ausgegangen ist, zur Gewinnung der ihr direct oder indirect (am directesten in den Grundrechten, nächstdem in der preußischen Verfaßung, am meisten indirect, aber mit der größten negativen Schärfe, in der kurhessischen Gesetzgebung) zugesprochene Selbständigkeit benutzt. Es kommt jetzt nicht mehr darauf allein an, daß der Einzelne für sich fromm oder gläubig oder christlich sei, sondern ob er es mit den übrigen Frommen und Gläubigen in Gemeinschaft sein und den Vorrat an Frömmigkeit und Glauben auch für die Nachkommen im Ganzen sichern wolle. Diese Sicherstellung des

christlichen Bekenntnisses und des christlichen Lebens für die Zukunft hängt jetzt ganz und gar von uns allein ab, während wir bisher gewohnt (freilich oft auf eine sehr verkehrte, wo nicht geradezu unchristliche Art gewohnt) waren, dieselbe von Andern und von Außen her (von der christlichen Obrigkeit, dem christlichen Landesherrn, dem christlichen Staate) zu erwarten. Aber das Bekenntnis des Einzelnen, der Privatglaube, die Familienfrömmigkeit reicht zu einer solchen Selbständigkeit und Sicherstellung nicht aus: es wird ein Gesamtbekenntnis, ein Gesamtzeugnis, ein Gesamtgebet erfordert. Ohne Gemeinschaft der Gläubigen gibt es überhaupt keine christliche Kirche, gibt es überhaupt kein Christentum; nur dieser Gemeinschaft ist die Unüberwindlichkeit und der endliche gewisse Sieg verheißen. Kann die evangelische Kirche diese Gemeinschaft in sich bewähren, so wird sie sich gerade in dieser Zeit auch als ein lebendiges Glied, und als das lebendigste, der großen christlichen Gesamtkirche bewähren; kann sie dieß nicht, so wird ihr das Schicksal zufallen, welches die katholische Kirche ihr fortwährend, vom Anfange an, prophezeiet hat und auf welches manche Katholiken eben jetzt hoffen, dasselbe Schicksal, welches die Leugner Christi der christlichen Gesamtkirche seit zwanzig Jahren in höhnendem Triumphe vorausgesagt haben und auf dessen Eintreten sie mit hohnlachender Geberde seit dem Merz vorigen Jahres täglich warten: das Schicksal, sich in einzelne kleine Kreiße und immer kleinere Kreißchen aufzulösen, zu einem furchtsamen und versteckten, darum

auch sehr bald in Unklarheit und finstere Willkür verfallenden Hausgottesdienst (Conventikelwesen) einerseits, und zu einer unfruchtbaren Gelehrsamkeit (einer Art Philosophie und Geschichte) andererseits herabzusinken, von der Welt endlich völlig überwältigt zu werden und dem nackten Widerchristentum ganz und gar in die Hände zu fallen. Diese Voraussagungen haben Recht, vollkommen Recht; es wird allerdings so und nicht anders kommen, wenn nicht jetzt, in der Stunde der Entscheidung, die evangelische Kirche als Gesamtheit auftritt. Und diese Stunde der Entscheidung ist gekommen. Die Gestalt, in welcher bisher die evangelische Kirche als Gesamtheit auftrat, ist gebrochen — es war an sich und von je her eine unvollkommene: die Gestalt einer Staatskirche im allerengsten und eigentlichsten Verstande; wollen und können wir nunmehr eine andere, mit Gottes und unseres Herrn Christi Hülfe vollkommenere, Gestalt dieser Gesamtheit aus uns selbst, aus der Fülle unseres Glaubens, aus der Kraft des heiligen Geistes herstellen? Das ist die Frage. Und wenn wir das nicht können oder nicht wollen, so ist damit aus unserem eigenen Munde unser Urteil gesprochen: wir sind dann überhaupt gar keine Kirche gewesen, sind es jetzt nicht und werden es, geht dieser Zeitpunkt fruchtlos vorüber, auch niemals werden; wir haben weder Glauben, welcher die Welt überwindet, noch haben wir den heiligen Geist. Wer noch jetzt irgendwie sich auf „den Staat", diesen, wie wir vor Augen sehen, dem äußersten Schwanken, der ungewissesten Zukunft, jedenfalls dem vollen

Treiben der menschlichen Leidenschaften schlimmster Art hingegebenen Staat verläßt, als solle dieser schwankende, hinfällige, die Kirche von sich weisende „Staat", gleichsam aus Mitleid, sich der Gestaltung der evangelischen Gemeinschaft doch noch annehmen, — der stellt sich selbst das Zeugnis aus, daß er niemals an den Herrn Christum, sondern nur an Menschen, niemals an den heiligen Geist, sondern nur an menschliche Weisheit und Wißenschaft geglaubt hat, wenn er auch Jahre lang Christum und den heiligen Geist im Munde geführt haben sollte. *Er ist ein Leugner Christi unseres Herrn.* Er ist noch mehr: er möchte sich gern an die weltliche *Macht* anlehnen, die ihm seine Schwäche und Armseligkeit bisher auf bequeme Weise versteckt und verhüllt hat, um sich noch ferner wie ein krankes Kind unter dem Mantel tragen zu laßen, und weiß oder fühlt wol, daß er ohne diesen Arm der weltlichen Macht in seiner ganzen Nacktheit, Armseligkeit und Erbärmlichkeit da stehen würde — oder nein, nicht *stehen*, sondern sofort zusammensinken als ein Geschöpf des Ekels und der Schmach. Es widert ihn an, sich an den Mächtigen und Unbestechlichen anzuschließen, der Herzen und Nieren erforscht und einem Jeglichen gibt nach seinen Werken, und es thut ihm viel woler, an die blinde weltliche Macht sich zu schmiegen, die ihn nicht durchschaut und nicht richtet, in deren Namen aber er den Herrn und Gebieter über die Gläubigen spielen kann. *Verflucht aber*, spricht die Schrift, *ist, wer sich auf Menschen verläßt.*

Er ist ein Feind Christi unseres Herrn, der nur die Larve eines Freundes trägt.

Haben wir dagegen warhaftigen, christlich-evangelischen Glauben in uns, hat der Herr in uns eine Gestalt gewonnen, bekennen wir uns zum Sacrament also, daß wir bezeugen können, wir seien durch dasselbe zum ewigen Leben gestärkt worden, können wir beten mit der zweifellosen Gewisheit der Erhörung, dann werden wir auch nicht schweigen, sondern reden, reden aus einem Munde, aber nicht in stumpfer Trägheit und alberner Gleichgültigkeit warten, bis es „dem Staate", welcher doch erklärt hat, der Kirche zu seiner Verwaltung nicht zu bedürfen, gefällig sein werde, der Kirche das Wort zu verstatten. Der „Staat" hat die Kirche auf ihr eigenes, selbständiges Leben bereits verwiesen, und ihr, noch dazu in ziemlich wegwerfendem Tone, gesagt: „Sieh zu, wie du dir hilfst und wie weit du kommst"; die Kirche hat also dieses eigene, selbständige Leben, wenn sie ein solches besitzt, jetzt unverweilt geltend zu machen. Aber Redensarten, das merke man wol, so schön sie auch klingen mögen, helfen gar nichts mehr; wenn nicht ein Zeugnis und eine That, ein frisches, aus dem tiefsten bekehrten und seligen Innern heraus quellendes Zeugnis, eine frische, kräftige, in das wirkliche Leben mit vollem Bewustsein und scharfer Entschiedenheit einschneidende That hinter den Worten steht, so werden die Worte nicht nur wirkungslos zu Boden fallen, sondern die Verwirrung und den Irrtum und den Abfall mehren, selbst dann, wenn Christus

auch bei jedem Atemzuge einmal genannt würde. Ein solches Reden ist nichts anderes als ein Schweigen, und ist noch schlimmer; es ist die allerfeigste und kläglichste Unthätigkeit. Wer Christum nicht gesehen hat, klar und hell, als wenn Er zum Weltgerichte kommen wollte, und wer ihn nicht in allen Nerven und Adern seines innersten Lebens gefühlt und erfahren hat, der kann heute nicht reden. Wer nicht von dem sündenvergebenden Christus zeugen kann, also daß alle Hörenden sagen müßen: „der, welcher da redet, hat seine Sünden warhaftig erkannt und sie sind ihm warhaftig vergeben worden!“ der kann heute nicht reden. Oder wenn Solche sprechen, welche keine eigene Erfahrung von Christus dem gekreuzigten Versöhner, von dem Troste des heiligen Geistes und von der wunderwirkenden Kraft des Gebetes haben, wenn Solche dennoch sprechen, so sprechen sie nur aus der Verwirrung in die Verwirrung hinein, aus der Leugnung in die Leugnung hinein, aus dem Abfall in den Abfall hinein, sie sprechen in Kraft des Widerchrists für den Widerchrist.

Also: zusammen, zusammen, ihr, die ihr noch ein wahrhaftiges, selbständiges Leben des evangelischen Glaubens in euch tragt, zusammen zu gemeinschaftlichem Bekenntnis, zu gemeinschaftlichem Zeugnis von diesem wahrhaftigen selbständigen evangelischen Glaubensleben! Seit dreihundert Jahren ist es nicht so von euch gefordert worden, und selbst vor dreihundert Jahren kaum so. Ohne daß ihr euch zusammenthut und euer geistliches Recht verkündigt, ohne daß

ihr wider die Welt Zeugniß ablegt, welche da meint, ihr hättet gar kein geistliches Leben und kein geistliches Recht mehr, wird euer evangelischer Glaube nicht auf die Nachkommen gelangen; auch der Leuchter eurer Gemeinde wird von seiner Stätte hinweggestoßen werden, wie einst der Leuchter der Gemeinde zu Ephesus. Denn mit der allgemeinen, nebelhaften und luftigen Hoffnung der thörichten Namenchristen und der Neulinge wollen und können wir uns nicht trösten: „es werde das Christenthum doch nicht untergehen"; der Leib des Herrn, seine Gemeinde, steht nur auf dem Amte, welches die Versöhnung predigt und die Sünden vergibt in des Herrn Namen, er steht nur auf dem treuen Bekenntnis und lebendigen Zeugnis, nur auf den lebendigen Gliedern; ist das Amt des Wortes, der Sacramente und der Schlüßel schwach und weltlich geworden oder gar weggeworfen, ist das Bekenntnis ein leeres Wortbekenntnis, ist das Zeugnis ausgestorben, sind die Glieder todt, so stirbt auch die Gemeinde des Herrn in ihrer zeitlichen Erscheinung, eben so wol wie Er zugelaßen hat, daß die Gemeinden im Morgenland, welche doch auch seine, des Herrn Gemeinden waren, um ihrer Lauheit und Sattheit willen gestorben sind vor Muhamed und seinem Islam. So, eben so, kann und wird es der christlichen Kirche in Deutschland, insbesondere der evangelischen Kirche gehen, wenn sie nicht in der Zeit der Prüfung Zeugnis abzulegen im Stande ist. Sie wird sterben vor dem neuen Islam des Staatstums. Und wehe ihr, wenn sie auf ein noch deutlicheres Zeichen, zu

reden, auf einen noch lauteren Ruf wartet, Zeugnis abzulegen von dem Geiste der in ihr ist! Sie würde damit bekennen, daß sie den Ruf und die Zeichen der Zeit nicht verstanden habe und daß eben darum kein Geist in ihr sei. „Ich weiß deine Werke: denn du hast den Namen, daß du lebest, und bist todt. Sei wacker, und stärke das Andere, das sterben will; denn ich habe deine Werke nicht völlig erfunden vor Gott.“

Fürs Andere soll die evangelische Kirche, und zumal die evangelische Kirche unseres kurhessischen Landes nicht die Wege der Welt gehen. Wir haben so eben schon darauf hingewiesen, wie das thörichte und feige Abwarten, Stillesitzen und Schlummern, welches man uns wol gar in kindischer Verblendung als christliche Geduld und Besonnenheit anpreisen möchte, notwendig auf die Wege der Welt, zu einer freiwilligen Knechtschaft unter der Peitsche der Politik, führe; aber es kann die evangelische Kirche, auch wenn sie meint, handelnd auftreten zu müßen, noch immer die Wege der Welt zu ihrem eignen Verderben gehen. Die Richtung der Welt geht heut zu Tage ganz offenbar auf die Gestaltung ganz neuer Dinge hinaus — unbesehen ob denn auch wirklich Beruf und Amt, Macht und Befugnis, ja nur Wille und Einsicht genug vorhanden sei, etwas ganz Neues hervorzubringen. Es ist eine Zeit des Machens, des willkürlichen Planentwerfens, folglich des bodenlosen Discutierens, des rein zufälligen Abstimmens, des Ab- und Zuschlagens, demnächst, wenn wir uns nicht teuschen, des Handelns und Vermittelns, also der Halbheiten und Schwächlich-

keiten gekommen, wie denn die Zeiten des Machens immer Zeiten der Halbheit und Gebrechlichkeit gewesen sind, so in der Politik vom achäischen Bund herab bis auf den Frieden zu Münster und Osnabrück, wie in der Kirche von Kaiser Heraklius und den Monotheleten bis auf das Concilium zu Basel herunter und weiter bis auf unsere Tage herab, von dem Religionsgespräch zu Marburg 1529 durch alle die unfruchtbaren Colloquien und Disputationen hindurch einschließlich der königlich preußischen Conferenz im Januar 1846.

In diesen weltlichen Weg des Machens, der Pläne und des Constituierens darf sich die evangelische Kirche nicht verlocken laßen, wenn sie sich jetzt berufen fühlt, zu handeln. Es wird der preußischen Monarchie zum schweren Schaden gereichen, binnen zwei Jahren drei Constitutionsexperimente gemacht zu haben; läßt sich die Kirche auf ähnliche Versuche ein, so ist sie verloren, das heißt, sie geht an Aeußerlichkeit und Unglauben unter. Vergißt sie, daß sie längst constituiert ist, will sie sich jetzt erst von vorn herein einrichten, die Grundlagen suchen und legen, das Gebälke zu dem neuen Bau gleichsam erst im Walde fällen, dann beschlagen und zimmern, alles dieß nach einem Riß, der von zehn — nicht Baumeistern, sondern baumeisterlichen Dilettanten nach einander entworfen, geprüft, revidiert, corrigiert und emendiert wird, während schon draußen die Andern eifrig sägen und schlagen und hämmern — es wird der Kirche nicht nur eben so gehen, wie der dermalen noch versammelten Reichs-

versamlung in Frankfurt mit ihren Grundrechten und ihrer deutschen Verfaßung, sondern unvergleichbar viel ärger. Die Stimmen werden so weit auseinander gehen und die Verständigung wird in so hohem Maße und schnellem Fortschritt abnehmen, daß zuletzt völlige Verwirrung und unheilbare Anarchie entsteht; — es ist die alte Geschichte vom Thurmbau zu Babel in neuer Gestalt, wo die Menschen sich auch einen irdischen, menschlichen Einigungspunkt suchten, nachdem sie den göttlichen vergeßen und verachtet hatten, darüber aber erst zur vollständigsten Trennung, zur Zersplitterung gelangten. Die Kirche muß den Grund ihrer Verfaßung bereits gelegt wißen, und nicht allein das, sondern sie muß auch die Ordnungen innerhalb ihres Lebens bereits besitzen, so daß sie dieselben nur auszusprechen, und wo sie bisher nicht oder nicht in gehöriger Vollständigkeit geltend waren, geltend zu machen hat. Fehlt der evangelischen Kirche dieß Bewustsein von ihrem Besitze, so ist ihr nicht zu helfen.

Am allerwenigsten aber darf die Kirche nur in entfernte Berührung treten zu dem jetzt herschenden weltlichen Wege der Majoritäten, auf welchem, wie dieß System allerdings ganz consequent in den letzten Zeiten ausgebildet worden ist, lediglich die Numeration entscheidet, ohne Fähigkeit, Bildung, Beruf, Erfahrung, Tüchtigkeit, Willen und Einsicht irgend in Betracht zu ziehen. Dieses Prinzip ist schon auf dem rein weltlichen Gebiete ein an sich zerstörerisches; in der Kirche ist es ein schlechthin unheiliges, widergöttliches und antichristliches. In der Kirche gilt nur das

Bekenntnis, und nicht die Majorität; nur das Zeugnis und nicht die Abstimmung, nur Wort und Sacrament und Sündenvergebung, und nicht der zerstörerische Wille der Neulinge, der Gleichgültigen, der Unbekehrten, vielleicht gar Abgefallenen. Wir besorgen sehr, daß diejenigen, welche auch jetzt wieder so laut rufen: „die Gemeinde! die Gemeinde!" dieser Herschaft der Majoritäten in der Kirche unbewust Vorschub leisten. Die Gemeinde ist keine Gemeinde der Heiligen, sondern eine aus Bußfertigen und Bekehrten, aus Anfängern im Glauben und Gebet, aus Schwachen und aus bloß Gesetzlichen, endlich auch aus bloß Bekennenden zusammengesetzte; von ihr kann, sobald es auf die Grundlage des Kirchenlebens ankommt, keine heilbringende Ordnung geschaffen werden. Oder behauptet man etwa, auch die christliche Gemeinde sei eine „sich selbst erziehende," wie allerdings von dem Volke in politischer Hinsicht behauptet wird (nur freilich von einer Seite her, welcher wir auch politisch gegenüberstehen), es „erziehe sich selbst?" In diesem Fall muß freilich jede Ordnung des Kirchenlebens von der Gemeinde ausgehen, kann aber von derselben nur nach arithmetischen Majoritäten gefunden und festgestellt werden. Bricht die Kirche nicht mit diesem Grundsatze der Majoritäten von vorn herein auf das Allerentschiedenste, so ist ihr der baldige Untergaug aus dem ersten Versuche, den sie zu ihrer „Constituierung" macht, sehr leicht zu weissagen.

In diesen Weg des Constituierens, und zwar in den Weg des Constituierens durch bloß zählbare Ma-

joritäten aber wird die Kirche hineingewiesen oder geworfen, wenn sie sich jetzt noch an den Staat anschließt und sich demselben äußerlich anbequemt, oder gar, wenn sie sich von demselben ihre neue Constitution geben, „octroyieren," ihre Synode berufen, ihre Wahlen anordnen u. s. w. ließe. Der Staat kann in unsern Tagen, er kann auch in der Zukunft, auf Menschenalter hinaus, bei dem besten Willen der augenblicklichen Staatslenker, er kann keinen andern Weg einschlagen, als diesen Weg des äußerlichen Constituierens durch Majoritäten, in so fern er überhaupt bei der künftigen Existenz der Kirche sich noch beteiligen will; er muß die Kirche auflösend und zersetzend behandeln, und wenn auch die dermaligen Gewalthaber mit Bedauern sähen, daß sie an dieser Auflösung und Zersetzung mitarbeiten. Wollen die zeitigen politischen Gewalthaber nur als ehrliche und gewissenhafte Männer handeln, wollen sie vielleicht gar für ihre Personen das Bekenntnis zur evangelischen Kirche festhalten, so müßen sie notwendig sich als politische Personen aller Einwirkung auf die Kirche entschlagen, und derselben ihre Hausordnung einzurichten lediglich selbst überlaßen. Die Ehrlichkeit und Gewißenhaftigkeit erfordert dieß, weil sonst die verkündigte „vollständige Religionsfreiheit" nichts anderes sein würde als eine offenbare Lüge. Zu vollständiger Religionsfreiheit gehört, daß die Kirche den Inhalt ihres Lebens vollständig und ungehindert zum Aussprechen und zur Geltung bringen könne; wird sie darin, und zwar in einem der wesentlichsten Punkte, durch den modernen Staat

gehindert, so ist die verkündigte vollständige Religionsfreiheit nichts anderes als vollständige Religionsknechtschaft. Die Kirche würde jedoch, ist ihr ihr eigenes Leben nur noch im Geringsten etwas wert, und hat sie nicht das freventlichste Gelüste am Selbstmord, gegen einen solchen Versuch, die Kirche in Aehnlichkeit mit den jetzigen politischen Gestaltungen durch Majoritäten irgend einer Art zu constituieren, wenn er je gemacht werden sollte, den entschiedensten Protest einzulegen und demselben alle und jede Anerkennung zu versagen haben.

Was soll die evangelische Kirche in unsern Tagen thun?

(1849.)

Wenn das Reden, Zeugnisgeben und Handeln in unsern Tagen für die evangelische Kirche eine Pflicht ist, bei deren Erfüllung es sich um Leben und Tod für sie handelt, was soll sie reden? welche Beweise ihrer Thatkraft werden von ihr gefordert, damit man ihr geistliches Leben und ihr geistliches Recht anerkenne?— Wenn sie nicht die Wege der Welt gehen, sondern ihr eigentümliches Wesen in ihrer äußern Gestaltung entfalten soll, welche Wege sind die ihr ausschließlich eigenen?

Wir werden vor allem die Trennung der weltlichen Gewalt von der geistlichen Gewalt, der Staatsregierung von der Kirchenregierung anzuerkennen

und deren direct notwendige Folgen zur vollständigen, ehrlichen, auch so weit es irgend an uns liegt, friedlichen Anerkennung und Durchführung zu bringen haben. Wir werden von der Staatsgewalt zu begehren haben, daß diese Trennung, welche von ihr ausgegangen ist, ohne Hintergedanken und Winkelzüge, in gutem Glauben und Trauen von ihr vollzogen werde. Diese Trennung; denn eine unbedingte „Trennung des Staates von der Kirche" gibt es nicht, oder sie ist geradezu wider das evangelische Christentum, nämlich eine solche, welche den Staat, d. h. alles Politische, Weltliche, von nun an für sündlich, wenigstens für ungöttlich erklärte, und den Glaubigen es vielleicht gar zur Pflicht machte, sich aller „Theilnahme am Staate" zu enthalten. Das allein wäre eine wirkliche Trennung des Staates von der Kirche oder umgekehrt, der Kirche vom Staate, aber doch nur möglich in sektirerischen, wenigstens pietistischen Kreißen, nie für eine, auf Allgemeinheit, auf Erziehung der Ungläubigen und Unbekehrten und damit auf die Ueberwindung der Welt angewiesene wahre Kirche. Wir erkennen nicht nur an, sondern wir behaupten nach wie vor das göttliche Recht der Obrigkeit, und halten innerhalb der Kirche jetzt sogar noch bestimmter als ehedem das Gebet „für den König und für alle Obrigkeit" fest, erkennen unsern Landesherrn nach wie vor als von Gottes Gnaden bestellt an, er möge nun selbst diese Bezeichnung behalten oder ablegen, predigen und üben nach wie vor weltlichen Gehorsam und weltliche Zucht, dienen dem Staate nach wie vor theils durch

unsere Leistungen als Staatsbürger theils durch unsere Staatsämter, in so fern wir dieselben bekleiden, und wißen uns in diesen Pflichten nicht allein nicht gehemmt, sondern gefördert durch unsere kirchliche Stellung und unsern christlichen Glauben. Auch das sogenannte jus circa sacra, welches § 133 der kurhessischen Verfaßungsurkunde vom 5. Januar 1831 bezeichnet ist, bleibt so wie es dort aufgestellt ist, ohne Frage für uns stehen. Umgekehrt wird der Staat, wenn er auch der Verbindung mit der Kirche für seine Leitung und Verwaltung nicht ferner zu bedürfen erklärt hat, wenn er sogar, durch das Aussprechen der Gleichgültigkeit jedes Bekenntnisses für sein Bestehen, der Kirche, ja der Religion für seine Existenz nicht mehr zu bedürfen erklärt, dennoch, will er anders sich selbst wol, des Dienstes der Kirche wenigstens in Hinsicht auf die innere Zucht, auf die Bindung der Gewißen, für welche er seiner Natur nach nicht thätig sein kann, nicht entraten wollen, dürfen und können. Aber die Regierung der Kirche, welche bisher mit der Regierung des Staates zusammenfiel, löst sich nunmehr von dieser letztern ab. Warum dieß geschehen müße und in wie weit dieß geschehen müße, ist anderwärts von uns auseinandergesetzt worden, so daß uns hier nichts übrig bleibt, als allenfalls in einigen Punkten etwas mehr in das Einzelne einzugehen.

Was ganz allgemein schon jetzt, wo wir doch erst im Beginne dieser neuen Entwicklung stehen, verlangt und zugegeben wird, ist das, daß die rein weltliche Behörde des Staatsministeriums und des mit dem-

Kirchendepartement bisher besonders betrauten einzelnen Ministeriums (Cultusministerium oder Minsterium des Innern als Cultusministerium) ihre Thätigkeit in Beziehung auf das Kirchenregiment unverweilt einstelle.*) In Preußen ist dieser Schritt bekanntlich bereits geschehen: der Cultusminister ist in allen rein kirchlichen Dingen von seiner Wirksamkeit völlig zurückgetreten und hat seine Functionen in dieser Beziehung an die geistlichen Räthe seines Departements abgegeben, so daß diese nunmehr in unmittelbarer Beziehung zum Könige stehen. Das ist freilich nur ein unvollständiger Anfang, aber doch consequent und ehrlich, auch den Interessen des Staates wie der Kirche in gleicher Weise, zunächst wenigstens einer klaren Geschäftsbehandlung förderlich. Ist in andern Staaten in welchen die evangelische Kirche bisher die herschende, also von der Staatsregierung mit regiert war, dieser Schritt nicht vom Staate geschehen, so muß derselbe von der Kirche begehrt werden. Auch glauben wir kaum, daß in irgend einem Staate, in welchem die Grundrechte publiciert, oder, wie in Kurhessen, sogar besondere Gesetze über die Religionsfreiheit, in wesentlicher Uebereinstimmung mit Artikel V der Grundrechte, erlaßen worden sind, in denen die Gleichgültigkeit des Bekenntnisses für den Staat und insbesondere für die Staatsämter sanctioniert ist, ein Schritt wie der in Preu-

*) Daß die Ständeversammlungen von nun an in allen kirchlichen Fragen gar kein Recht und keine Stimme mehr haben versteht sich so von selbst, daß wir darauf weiter nicht eingehen.

ßen gethane ausbleiben oder das gestellte Begehren der Kirche unerfüllt gelaßen werden kann; vorausgesetzt daß das Staatsministerium einen zusammenhängend denkenden und dabei ehrlichen Mann zum Vorstande hat. Selbst die Minister in evangelicis im Königreich Sachsen, welche doch eine sonst nicht vorkommende Ausnahmsstellung haben, werden in ihren bisherigen Functionen nicht verharren können. Ihnen könnte man doch noch einigermaßen eine fortwährende Befugnis zum Kirchenregimente zusprechen; jedes andere Ministerium des Cultus ist, treten die eben bezeichneten Verhältnisse ein (daß gesetzlich ausgesprochen ist, es sei das Bekenntnis zur Bekleidung eines Staatsamtes völlig unerheblich), von dem Augenblicke des Eintritts derselben an völlig unbefugt und unberechtigt zu weiterem Kirchenregimente. Nirgends ist dieß so scharf schon durch die betreffenden Gesetzstellen betont, wie in Kurhessen, wo man es sogar für nötig gehalten hat, ausdrücklich zu bestimmen, daß wer geistliche Stellen oder Stellen mit denen ein Religionsunterricht verbunden sei bekleide, der betreffenden Confession angehören müße. Jede politische Stellung und Stelle im Kurfürstentum Hessen wurde somit als solche durch das Erscheinen des betreffenden Gesetzes auf das Entschiedenste confessionslos. Eine confessionslose Regierung einer Confession aber ist ein Widerspruch in sich selbst, den die Kirche weder anerkennen noch dulden wird.

Daßelbe, was so eben von der bisherigen obersten Kirchenbehörde, welche zugleich Staatsbehörde ist, dem

Cultusministerium (Ministerium des Innern), geltend gemacht wurde, gilt von allen untergeordneten in gleicher Weise wie jene oberste Behörde gebildeten, bisher bei der Regierung der evangelischen Kirche beteiligten Behörden: den Oberkirchenräten, Oberconsistorien, Kirchenräten, Consistorien, Unterconsistorien u. s. w. In so fern diese Behörden ganz oder zum Theil aus Staatsbeamten als solchen zusammengesetzt sind, oder gar nur Theile anderer Behörden bilden, wie dieß bis zum Jahre 1822 die hessenkasselschen Consistorien, als bloße Abteilungen der Regierungen, waren (ein Verhältnis welches in vielen kleineren Ländern Deutschlands noch heute besteht), hört auch ihre Befugnis zur regierenden Thätigkeit mit dem Augenblicke auf, in welchem von den gesetzlichen Organen des Staates ausgesprochen wird, daß der Staatsbeamte als solcher keiner Confession anzugehören brauche. Ja da in vielen Ländern evangelischen Bekenntnisses, wie z. B. auch in Kurhessen, die Consistorien und dergleichen Behörden eigentlich nichts anderes als Organe des Cultusministeriums (Ministerium des Innern), „Behörden der innern Landesverwaltung," gewesen sind und noch sind, also selbst die Geistlichen, welche den Consistorien angehören, ihre Wirksamkeit in diesen Behörden genau genommen nur auf eine politische, keine kirchliche Quelle zurückzuführen vermögen, so ist auch deren fernere Befugnis zum Kirchenregiment sogar in dem Falle, wenn ein Consistorium nur aus Geistlichen ohne weltliche Directoren, Assessoren u. s. w. bestünde, wenigstens in hohem Grade zweifelhaft.

Dieses Kirchenregiment hat man in Hessenkassel seit langer Zeit das mittelbare Kirchenregiment genannt, und dieser Ausdruck ist auch in § 134 der kurhessischen Verfaßungsurkunde vom 5. Januar 1831 übergangen. Mit diesem mittelbaren Kirchenregiment vertragen sich die Grundrechte des deutschen Volkes, Artikel V, es verträgt sich mit demselben das Gesetz vom 29. October 1848 § 1—2, welches wie schon berührt, die Confessions- und Cultuslosigkeit des Staates in so ausgedehnter Weise voraussetzt, daß es für nötig gefunden hat, etwas sich sonst von selbst Verstehendes, die Abwehr einer sinnlosen Ungerechtigkeit, in den zweiten Absatz des § 2 ausdrücklich aufzunehmen, in keiner Weise. In Kurhessen wird also zunächst und auf jeden Fall dieser Ausdruck in § 134 der Verfaßungsurkunde: dem Landesherrn verbleibt die mittelbare Ausübung der Kirchengewalt, in Wegfall zu bringen sein.

Damit aber die Kirche — wir meinen hier zunächst Diejenigen, welche bisher im Schutze der polizeilichen Thätigkeit des Staates ruhig geschlummert haben und am liebsten auch noch ferner in der ruhigsten Behaglichkeit fortschlummerten — sich nicht täusche, als gienge nun sonst alles seinen alten Weg in altgewohnter Sicherheit, so wollen wir hier gleich bemerken, daß dem confessionslosen, ja cultuslosen „Staate" nicht ferner zugemutet werden kann, sich um die Interessen der Kirche vor wie nach zu bekümmern. Wir meinen hiermit noch nicht die höchsten, eine abstrakte und völlige Trennung des Staates von allen religiö-

sen Grundlagen in sich schließenden Fragen, worin die Frankfurter Versamlung hinsichtlich der Abschaffung der Todesstrafe bereits vorgeschritten ist (eine solche Trennung der Kirche vom Staate halten wir unbedingt für staatsverderblich); wir meinen damit verhältnismäßig kleine und untergeordnete Dinge, wie die Handhabung der kirchlichen Polizei in den Fornikations- und dergleichen Sachen, in der Sabbatsordnung, Fasten- und Adventszeitordnung und Aehnliches. Wir unseres Ortes sehen wenigstens keine Möglichkeit, dem Juden das Oeffnen der Laden, Handel und Verkehr am Sonntage innerhalb eines wirklich confessionslos gewordenen Staates zu verbieten, einen Fornicanten zum Erscheinen vor Pfarrer und Presbyterium zu zwingen, Gotteslästerungen zu bestrafen (in so fern nur nicht der Friede der Confessionen gestört wird) und dergleichen. Freilich, die betreffenden Gesetze bestehen noch zur Zeit, aber ihr Princip ist durch die erklärte Confessionslosigkeit des Staates weggefallen, und so muß denn behauptet werden, daß auch diese Gesetze eben so wol allernächst in Wegfall kommen müßen, wie die „mittelbare Kirchengewalt des Landesherrn über die evangelischen Glaubensparteien“ in der kurhessischen Verfaßungsurkunde, und alle ähnlichen Bestimmungen in den Constitutionen anderer bisher evangelischer Staaten. Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig. Kann die Kirche ihre Sonntagsdisciplin nicht aus eigener Kraft aufrecht erhalten (diese Forderung muß sie aber jetzt mit dem vollesten Ernste an sich

selbst stellen) so darf sie deren Aufrechthaltung wenigstens nicht dem Staate zumuten.

Die nächste Frage ist nun die: auf welche Weise kann nunmehr, nach dem schlechterdings notwendigen Wegfall der bisherigen Staatsbehörden in ihrer Eigenschaft als Kirchenbehörden, von dem seit der Mitte des 16. Jahrhunderts die Kirche (als „Notbischöfe") regierenden evangelischen Landesherrn die evangelische Kirche regiert werden?

Wir sind hier der entschiedenen Ansicht, welche wir bereits an andern Orten ausgesprochen haben, daß schon an sich der Summepiscopat der Landesherrn mit dem Grundbekenntnis der evangelischen Kirche, der Augsburgischen Confession (Art. 28), in unversöhnlichem Widerspruche stehe, vollends aber die Verhältnisse, welche zur Rechtfertigung (eigentlich nur zur Beschönigung) jenes widerkirchlichen Notbischoftums geltend gemacht werden, schon längst, jedenfalls aber in unsern Tagen gänzlich, weggefallen seien, und antworten auf die gestellte Frage: in keiner Weise. Da der evangelische Landesherr das Kirchenregiment innerhalb der evangelischen Kirche nicht etwa für seine Person, sondern als Landesherr hat, so treffen alle Gründe, oder vielmehr der eine entscheidende Grund, welcher den Staatsbehörden eines confessionslosen Staates die Kirchenregierung unmöglich machte, auch auf den Landesherrn selbst zu. Er kann als Landesherr der evangelischen Kirche den Schutz, um dessen willen er einst vor 300 Jahren die Oberleitung derselben in seinem Lande übernahm, nicht mehr ge-

währen, er darf denselben nicht mehr gewähren, wenn er auch für seine Person sich fortwährend fest zur evangelischen Kirche halten sollte. Dieser Schutz aber, und nichts anderds, ist es, was die evangelische Kirche im 16. Jahrhundert vermocht hat, sich einstweilen, um der Not willen, unter ein weltliches Regiment zu begeben — ein Verhältnis, welches keineswegs in der Natur der Kirche begründet ist, und welches die evangelischen Landesherrn längst zu einer wahrhaft kirchlichen Gestaltung der evangelischen Kirche hätten benutzen müßen. Nur Einer hat diesen Gedanken ernstlich gehegt: der jetzt regierende König von Preußen, welcher schon vor neun Jahren, bei dem Antritte seiner Regierung, die Absicht hegte, die Kirche „frei zu geben," weil er sich, einem weltlichen Regenten, gar nicht den Beruf zuschreiben konnte, die geistlichen Dinge zu leiten. „Es drücke ihn das Kirchenregiment wie eine schwere Last" hat er damals gesagt. Die Kirche hat, theilweise zwar aus Schwäche und Nachläßigkeit, theilweise aber auch aus wolbegründeter Dankbarkeit, dieses Verhältnis so lange dasselbe auf den ursprünglichen Bedingungen, auf dem alten Boden des Bekenntnisses, des Vertrauens und des Schutzes ruhete, bestehen laßen. Diese Bedingungen sind von Seiten des „Staates," den Landesherrn an der Spitze, aufgehoben worden, und das Verhältnis, welches künftig von beiden Seiten kein klares, kein reines, ja kein aufrichtiges Verhältnis mehr sein kann, muß im entschiedenen und dringenden Interesse beider Theile gelöst werden.

Im Interesse beider Theile; der Kirche: denn sie würde durch die Fortdauer des bisherigen Kirchenregimentes verleitet werden, sich auf einen nur angeblichen, dem Namen aber nicht der Sache nach vorhandenen Schutz zu stützen — „sich auf ein Rohr zu lehnen, welches zerbricht und ihr durch die Hand fährt" —, verleitet werden, auf Fictionen, auf Worte und Redensarten sich zu gründen, statt auf lebendige Thatsachen, und damit in eine Phrasenhaftigkeit, Unwahrheit und endlich eine bewußte Lügenhaftigkeit hinein geraten, welche ihr unvermeidlicher, schmählicher Tod sein würde. In dem Augenblicke, wo der Landesherr der evangelischen Kirche sagt, daß er sie in der bisherigen Weise nicht mehr schützen könne oder wolle, sollte diese evangelische Kirche dem Landesherrn, welcher seine Rechte selbst für undurchführbar erklärt, durch eine förmliche Wahl Seitens der Kirche, wie Manche wollen, welche anerkennen, daß das unmittelbare Kirchenregiment des Landesherrn eigentlich schon weggefallen sei, diese undurchführbaren Rechte von Neuem übertragen oder wenigstens anbieten? In dem Augenblicke wo der evangelischen Kirche die bisherige Möglichkeit des Schutzes von Seiten des Landesherrn entzogen wird, wollte sie sich flehend um diesen Schutz bemühen? Diese Unwürdigkeit will man der Kirche zumuten? diesen Fluch auf sie laden? Ist die Kirche wirklich zu dieser Stufe der Hülflosigkeit und Bewußtlosigkeit herabgesunken, so verdient sie nicht länger zu leben. Nein, wenn jemals, so muß heute die evangelische Kirche auf jeden weltlichen Schutz verzichten, mit dem sie sich

nur, als mit einem Flitterstaat, herausputzen könnte, ohne das Allergeringste ich sage nicht an geistlichem Leben sondern nur für ihren äußeren Bestand zu gewinnen. Es ist eine schwere Teuschung und eine Verletzung des kirchlichen Gewißens, ihr jetzt noch den Anschluß an die weltliche Macht zu raten, da sie hiermit in die Zustände ihres tiefsten Verfalls, wie die fränkische Kirche unter den Merovingern war, zurückfallen müßte. Nur die jetzigen Zustände würden noch weit ärger sein, da sie unwahr sein würden.

Aber in gleich dringendem Interesse des Staates, und der Monarchie insbesondere, muß dieß Verhältnis gelöst werden. Will man es für möglich halten, neben dem constitutionellen Ministerium und unabhängig von der Landesvertretung eine kirchliche Behörde aufzustellen, durch welche der Landesherr die Kirche unmittelbar regierte? Das ist ein Vorschlag der wirklich gemacht wird, und zu welchem man allerdings kommen muß, wenn man, wie Manche thun, das mittelbare Kirchenregiment des Landesherrn als beseitigt ansieht, das unmittelbare aber (aus alter Gewöhnung) retten will. Wer dieß behaupten kann, der hat von der modernen Gestaltung des Staates noch nicht die ersten Begriffe, und leistet durch solche Vorschläge, die sich auf vollständig untergegangene Zustände stützen, der Monarchie den allerschlimmsten Dienst. Als Uebergangszustand mag z. B. in Preußen, wo die kirchlichen Zustände zerrütteter sind, die kirchlichen Begriffe unklarer, die kirchlichen Verhältnisse verworrener, als in sonst einem evangelischen Lande, eine solche Maßregel

möglich sein, als definitive Anordnung führt sie zum Herabziehen der Person des Monarchen in unaufhörliche Conflicte. Noch ist in unserm modernen Staate die Vermengung der Person des Landesherrn mit den Parteikämpfen unmöglich; mache man doch in blindem, thörichtem Eifer nicht diese Vermengung auf dem bedenklichsten Gebiete, auf dem kirchlichen, möglich! Verderbe man dem Monarchen doch nicht den letzten Rest seiner unangreifbaren Stellung! Gebe man doch nicht den Wühlern in reicher Fülle die Mittel an die Hand, gegen die Person des Monarchen selbst zu agitieren! Nein, wer jetzt noch gut monarchisch gesinnt ist, und dabei nur den allergewöhnlichsten politischen Verstand besitzt, muß um dieser seiner Gesinnung willen eifrig darüber aus sein, den Landesherrn zu beschwören, von der Regierung der evangelischen Kirche abzustehen. Oder wollen wir die politischen Conflicte noch durch kirchliche Conflicte vermehren, verschärfen, vergiften?—

Indes wir haben nicht nötig uns zu ereifern; wir können uns vollständig beruhigen, wir können uns trösten: eine solche Nebenregierung, neben Ministerium und Ständen vorbei, wird der moderne Staat nun und nimmermehr zugeben. Der Landesherr selbst wird diese Pandorabüchse, welche ihm von einer verkommenen und haltungslosen Kirche dargeboten werden möchte, sicherlich nicht annehmen.

Wir sind deshalb schon längst, seit dem Augenblicke, als die „vollständige Religionsfreiheit" proclamiert wurde, der sehr entschiedenen Ansicht gewesen, daß die „Ausübung der unmittelbaren Kirchen-

gewalt des Landesherrn über die evangelischen Glaubensparteien" aus §. 134 der Verfaßungsurkunde des kurhessischen Staates eben so wie die mittelbare Kirchengewalt wegfallen müße, und eben so wenig wie in Kurhessen auch in allen übrigen evangelischen Ländern Deutschlands, welche die Grundrechte acceptiert oder sonst die unbedingte Religionsfreiheit in dem öfter angegebenen Sinne gesetzlich festgestellt haben, noch ferner haltbar sei.

Das ist es zunächst, was, wie wir unerschütterlich überzeugt sind, jetzt von der Kirche ausgesprochen und geltend gemacht werden muß. Der Staat, dem hierin das erste Wort allerdings zukam, hat dieses Wort gesprochen. Das zweite Wort gehört der Kirche, und spricht sie dieses Wort jetzt nicht aus — ist sie nicht durch innere Samlung und Gebet gerüstet, es auszusprechen — so vernichtet sie sich selbst. Wir können von diesem Ausspruche keinen Buchstaben zurücknehmen. Aber wir wiederholen es: ohne strenge und ernste geistige Vorbereitung, mithin ohne tiefe Demütigung vor Gott, ohne Buße und Gebet, darf sie auch dieses Wort nicht sprechen, oder sie verdirbt den Segen, welcher in dem Worte liegt, und wandelt ihn in Fluch um, in den Fluch der kirchlichen, vielleicht auch der politischen Revolution, der Anarchie und Selbstauflösung.

Bis daher haben wir nur aufgeführt, was die evangelische Kirche nicht zu thun und welche Verhältnisse sie zu lösen habe; es fragt sich nunmehr, welche, ihr eigentümliche, Wege die Kirche gehen müße, um

ihr wahres Wesen auch in ihrer äußeren Gestaltung darzulegen? Was soll nun werden, fragt man, wenn die Kirchenregierung von der Staatsregierung abgetrennt, und „die Kirche sich selbst überlaßen wird"?

Die gänzliche Ratlosigkeit, die sich hinsichtlich dieser Frage bis dahin in allen öffentlich hörbar gewordenen Stimmen kund gegeben hat, hat uns für einen Augenblick erschreckt — es geht aus derselben nur zu deutlich hervor, daß der weltüberwindende Glaube in der evangelischen Kirche sehr schwach, das Bekenntnis zu dem Herrn und Weltrichter in überwiegendem Maße nur ein Anfängerbekenntnis, oft nur Wort und Redensart — daß im besten Falle das Christentum der Glaubigen nur ein Privatchristentum gewesen ist, wie es wol für die Glieder, aber nicht für das Herz und Haupt der Gemeinde ausreicht. Talente verwaltende Diener und Jungfrauen mit brennenden Lampen sind die nicht, welche jetzt ratlos sind; wol aber gehören sie allerdings zu den Gesegneten des Vaters und Erben des Reiches, welches ihnen bereitet ist von Anbeginn der Welt. Nur aber müßen wir doch an den Diener mit einem Talent und an die Jungfrauen erinnern, deren Lampen erloschen waren, weil sie nicht Oel mit sich genommen hatten. Was soll man dazu sagen, wenn hier die Existenz der evangelischen Kirche an die Existenz des modernen (doch erst seit dem westfälischen Frieden vorhandenen!) absoluten Königtums gebunden, wenn dort gleichsam in halber Verzweiflung eine neue Offenbarung Christi herbeigewünscht und herabbeschworen wird? Von der ersteren Vorstellung können sich

insbesondere die Unionschristen in Preußen (wir nennen hier Einen für Alle: Hengstenberg und seine Kirchenzeitung) zu unserm bittern Schmerze nicht losmachen, den andern Notruf läßt in teils zwar kleinmütiger und fast kläglicher, teils aber auch rührender, beinahe erschütternder Weise Christoph Hoffmann (vom Salon, bisher Reichstagsabgeordneter) erschallen.

So lange und so weit wir in der Welt uns umschauen, bleibt es freilich, auch in beßern Zeiten als die unsrigen, bei der allgemeinsten Ratlosigkeit, und es muß dieselbe zur Trostlosigkeit, zur Verzweiflung werden bei denen, welche mit unbetrogenem Auge in der Welt alle bisherigen Auctoritäten gefallen, alle bisherigen Mandate erloschen, alle bisherigen Stützen gebrochen sehen. Ja, in der Welt steht allerdings Nichts mehr fest für uns, und der Greuel der Verwüstung scheint sogar weiter zu schreiten, scheint das Leben unserer Kinder und Kindeskinder noch tiefer zerrütten zu wollen, als er das unsrige zerrüttet hat. Müßen wir aber darum gen Himmel steigen, Christum herab zu holen? Er wird nicht kommen, wenn wir ungeduldig nach ihm rennen und laufen, wenn wir, ihn gewaltsam herabzuziehen, zu den Todten hinab oder zum Himmel hinaufsteigen. Er braucht auch gar nicht geholt zu werden: er ist noch da, da für Alle, die Ihn sehen und hören, erkennen und erfahren, haben und faßen wollen. Er ist noch gegenwärtig mit seiner ungebrochenen, gemeindebildenden Kraft des Wortes, des Sacramentes und der Zucht. Er ist noch selbst gegenwärtig in seinem Amte des Wortes,

des Sacramentes und der Zucht, um seine Gemeinde von Neuem zu sammeln und sie fester zusammenzuschließen, als sie es jemals war. Das geistliche Amt, dem allein Wort und Sacrament und Zucht und die Kräfte dieser erlösenden und heiligenden Mittel überwiesen sind, das geistliche Amt allein hat noch göttliches Mandat in vollkommenem Maße und reicher Fülle, die Gemeinde zu sammeln und zu gestalten. Sonst Niemand; nicht die Welt; nicht die glaubigen Individuen in den Gemeinden, nicht die Gemeinde, und wäre sie auch eine Gemeinde der Heiligen. Sie wäre selbst dieß nicht ohne das geistliche Amt, in welchem die Kraft des Gesetzes und des Evangeliums, die Kraft der Sacramente, die Kraft zu binden und zu lösen liegt. Auf den göttlichen, unzweifelhaften Beruf aber kommt es an, und auf nichts anderes, wenn es gilt der Kirche zu raten und die Gliederung derselben, ihre Ordnung und Verwaltung zu gestalten.

Dem geistlichen Amt, dem alle inneren Güter der Kirche zur Hut und Verwaltung übertragen sind, und nur ihm gebürt es, auch der äußeren Güter der Kirche sich anzunehmen, das Kirchenregiment zu empfangen und von sich aus die Gemeinde neu zu gestalten. Gebürt es ihm, so hat es auch die Pflicht dazu. Und Der, welcher das Wort des Herrn zu verkündigen, den Leib des Herrn zu spenden und im Namen des Herrn Sünde zu behalten und zu vergeben hat, der Träger des geistlichen Amtes, der Geistliche, welcher mehr ist und sich mehr weiß als einen Prediger,

wird nicht zagen noch schwanken, auch als Grundstein und Mittelpunkt der äußern Gestaltung der Kirche sich darzustellen. Wir andern schaaren uns um ihn her, und alsdann wird er auch uns, die Gemeinde, hören; aber zuvor verlangen wir, daß er uns zu sich und um sich berufe; zuvor verlangen wir, daß er vor den Riß trete und die Last des Regimentes auf seine Schultern nehme, ehe er uns zumute, einen Theil dieser Last auf unsere Schultern legen zu laßen. Und nur aus seinen Händen, den allein berechtigten, werden wir diese Last annehmen. Zagt er aber und schwankt er, so ist er der Diener mit dem einen vergrabenen Pfunde, und eine Jungfrau von den Fünfen, deren Lampen erloschen sind.

Wer den gegenwärtigen Herrn noch bekennt, der bekenne sich jetzt zu seinem noch gegenwärtigen Amte. Und wer das Amt trägt, der wiße, daß jetzt Leben und Tod der Kirche von ihm abhängt — nicht von seiner Persönlichkeit, die, das wißen wir wol, schwach und krank und gebrechlich ist wie die unsrige, wol aber von der Macht, die der Herr ihm gegeben hat, und von seinem unerschütterlichen Glauben an diese Macht, von seinem Vertrauen auf sein Amt, in dem und mit dem der Herr der Kirche selbst ist, in all seiner erlösenden, heiligenden und weltrichtenden Kraft. Dieses Amt aber ist, damit wir es einmal in vollester Unzweideutigkeit sagen, ein Amt der That und Kraft, nicht der bloßen Mitteilung und Verkündigung von Dingen, die wir sonst schon wißen oder haben. Es ist nicht die Rede von dem Geschäft eines

„Religionslehrers", eines bloßen „Predigers", eines bloßen Administranten und Vorlesers von Formeln, die sich jedermann aus der Agende oder gleich beßer aus der Bibel holen kann. Es ist ein Amt, das selbst etwas hat und besitzt und mir etwas zum Haben, Besitzen und Genießen gibt, welches ich ohne dieses Amt und dessen Mitteilung nicht haben würde, nicht haben könnte. Wer sich nur als bloßen „Religionslehrer, Prediger, Verkündiger" und nicht als einen mit der bindenden und lösenden Kraft Christi ausgestatteten Diener Christi betrachtet, der ist kein Mann unseres Bedürfnisses, unsereres Vertrauens, unserer heißen und gewissen Hoffnung. Unser Bedürfnis, unser Vertrauen, unsere Hoffnung geht einzig und allein auf das geistliche Amt, auf das geistliche Amt der That und der Kraft Christi unseres Herrn. Wir wollen nicht an ihn erinnert sein und nichts von ihm erzählt haben — wir wollen ihn selbst sehen und als Sündenvergeber mit seiner die Todten erweckenden Kraft im innersten Mark unseres Lebens fühlen. So aber bringt ihn uns nur das Amt, welches Er selbst eingesetzt hat als Träger seiner Kraft, das geistliche Amt.

Das geistliche Amt also empfange das Kirchenregiment der evangelischen Kirche; es empfange dasselbe zumal und vorzugsweise im hessischen Lande, wo es noch unverkümmert da stehet, wie vor dreihundert, ja wie vor tausend Jahren. Es empfange es jedoch, wie ich schon anderwärts geraten habe, durch die Hände seiner Superintendenten (und, für die später hinzugekommenen Landesteile, seine Inspectoren), welche dann

für weiteren Rat und Beirat ihrer Geschäfte, für die Vertretung der Gemeinden bei wirklichen Gemeindeangelegenheiten und anderes der Art zu sorgen haben werden. Vielleicht nirgends anderswo, als in Hessenkassel, ist diese Umgestaltung der kirchlichen Dinge so einfach, so auf unverändertes Recht und Gesetz gegründet; nirgends ist die alte Ordnung der Kirche so rein und treu bewahrt worden als bei uns.

Ist nun der lebendige Herr Christus lebendig und gegenwärtig in euch und mit euch, die ihr im hessischen Lande Sein Amt durch Handauflegen auf eure Häupter empfangen habt? Das ist die Frage.

Die Zeit der Lehre ist abgelaufen; es beginnt die Zeit der That und des Amtes. **Wer vertraut nun dem Herrn und Seinem Amte?**

Das Gesetz.

(1849.)

Mit diesem Worte ist in den letzten sechszig Jahren, seit der französischen Revolution, gar arger Misbrauch getrieben worden, so daß es heut zu Tage fast von Niemanden mehr, wenigstens fast von Niemanden mehr recht verstanden wird. Beinahe ist es gleichbedeutend mit Vorsatz — deren wir doch heute eine ganze Menge faßen, um sie morgen wieder aufzugeben — oder mit Anordnung, die sich nach der Zeit und den Umständen richten muß und heute das gerade Ge-

genteil von dem enthalten darf, was sie gestern enthalten hat, und wir wißen ja alle selbst, wie sich die Landstände fast in allen deutschen Ländchen herumgeschlagen haben, um das „Gesetz“ von der „Verordnung“ zu unterscheiden, und die Regierungen zur Annahme dieser Unterscheidung zu bewegen. Viel war dabei nicht gewonnen: Gesetz sollte das sein, was die Regierung nur mit Zustimmung der Stände anordnen dürfe, Verordnung das, was sie auch ohne die Stände, zur Ausführung der Gesetze, verfüge. Gewisheit, Sicherheit, Dauer der angeordneten Dinge war bei dem einen nicht und bei dem andern nicht. Denn ehe man sich in das eine Gesetz hinein gelebt hatte, ja ehe man es wol nur recht anzuwenden gelernt hatte, fiel es den Landständen ein, ein ganz anderes Gesetz zu begehren und den Regierungen, ein ganz anderes Gesetz vorzulegen, und wir hier in Hessen haben es ja erlebt, daß die Grundlagen, auf denen, wie wir vor 18 Jahren hofften, noch unsere Enkel und Urenkel fest stehen sollten, umgeworfen worden sind: nicht allein das Wahlgesetz, sondern auch die darauf unmittelbar und mittelbar sich beziehenden Artikel unserer Verfaßungsurkunde. Und jetzt zeigt es sich, daß (was freilich die Verständigen im Jahr 1848 so gut wußten, wie es jetzt 1849 aller Welt vor Augen liegt) das neue Wahlgesetz nicht sonderlich geraten ist, und es wol bald wieder zur Ausarbeitung, vielleicht auch zur Annahme eines neuen Wahlgesetzes kommen muß.

So verstand man ehedem das Wort Gesetz nicht: etwas so Veränderliches, so Wankendes und Schwan-

lendes, so Zufälliges und Willkürliches, und überhaupt etwas, was man selbst mache und was man nach Gutdünken also auch selbst wieder aufheben könne, dachte man sich unter dem Gesetz in älteren Zeiten nicht. Im Gegenteil, unter Gesetz verstand man, meist selbst in der beweglichen und veränderlichen Heidenwelt, etwas Festes, Unveränderliches, von Geschlecht zu Geschlecht Forterbendes; vollends aber verstand man in der Christenheit und am meisten in der evangelischen Christenheit unter dem Gesetz das, was aller menschlichen Willkür entrückt war, woran kein Volk und keine Landstände, aber auch selbst kein Fürst und kein König und keine menschliche Macht überhaupt etwas ab oder zu zu thun im Stande sei; man verstand unter Gesetz theils die uralte Zucht und Sitte, wie wir sie von unsern Vätern, auch von denen im Heidentum, ererbt hatten, theils und hauptsächlich aber die unveränderliche göttliche Ordnung des menschlichen Lebens. In diesem Sinne war der Bruch des Gesetzes mit dem Tode bedrohet; in diesem Sinne sprach man von der Heiligkeit des Gesetzes, wovon man freilich noch jetzt spricht, doch eigentlich nur wie mit einer Redensart, bei der man sich nichts rechts denkt und die auch in der That keinen rechten Sinn mehr hat. Oder ist das städtische Polizeigesetz, Sonnabends die Gaßen zu kehren, etwa auch ein heiliges Gesetz? Und wer will uns zumuten, z. B. unser neues Wahlgesetz für ein heiliges Gesetz zu halten, wenn die ganze hessische Welt schon so ziemlich einverstanden darin ist, daß es wieder abgeschafft werden müße? Solches Gaukelspiel

mit Worten sollte man nicht treiben; nicht genug, daß mit Worten gegaukelt wird, es wird immer zugleich auch mit den Gedanken gegaukelt, und nicht allein der Mund, sondern auch das Herz wird ein Gaukler und ein Thor.

Diese göttliche und ewige Grundlage und Ordnung des menschlichen Lebens hütete man sich ehedem (wenigstens unter den Gliedern der evangelischen Kirche) sehr sorgfältig, mit den zeitlichen, menschlichen, weltlichen Anordnungen zusammenzustellen oder gar zu vermengen; ja die Ehrwürdigkeit und Unantastbarkeit der weltlichen Satzungen gieng allein von der Heiligkeit des Gesetzes (so sprach man schlecht weg, wenn man die göttliche Grundordnung meinte) aus und hieng von derselben ab. In den letzten sechszig Jahren aber, in diesem Zeitalter der menschlichen Gesetzmacherei, in dem wir noch immer leben, kam es nach und nach dahin, daß man von der Veränderlichkeit der menschlichen Gesetze auch auf die Veränderlichkeit der göttlichen zurück schloß, daß man die ewige göttliche Ordnung des menschlichen Lebens auch nur für eine zeitliche und menschliche hielt, sie nach und nach vergaß, gänzlich ableugnete und endlich vollends umzustürzen suchte.

Diesen letzten Versuch hat zwar schon die erste französische Revolution gemacht; viel tiefer eindringend ist er aber im vorigen Jahre gemacht worden, nachdem vorauslaufende Prediger dieses Umsturzes einzeln schon seit der ersten französischen Revolution, in Haufen seit den letzten zehn Jahren Land und Sand durchzogen

hatten, um erst der sogenannten „gebildeten" Welt, sodann aber auch dem Bürger und dem Bauer den Umsturz und das Zusammenbrechen alles dessen zu verkündigen, was sechstausend Jahre lang unveränderlich festgestanden hatte. Familie, Ehe, Kindererziehung, Eigentum, Erbe, Armut, Reichtum — Ehre, Liebe, Treue, Bescheidenheit, Gehorsam, Dankbarkeit; alles sollte miteinander kopfüber kopfunter stürzen, und am Ende überhaupt gar keine Ordnung, gar kein auch menschliches und zeitliches Gesetz mehr gelten. Es gab ja Leute, welche den Ehebruch für eine „sittliche Notwendigkeit" und den Mord für „heilige Pflicht" erklärten. Die „gebildete" Welt und der Stand der Handwerksgesellen hat zum großen Theil diesen Lehren gern zugehört und hat sie angenommen; weit weniger der eigentliche Bürgerstand, die Bauern fast gar nicht. Aber die Zahl der Annehmenden war immerhin sehr groß; unermeßlich groß die Zahl der Schweigenden. Der Widersprechenden war ein kleines, geringes Häuflein. Daraus sind denn solche Greuel gefolgt, wie die wahnsinnigen Zustände in Paris vom Februar bis zum Juni, in Wien und in Berlin vom Merz bis zum November 1848, der Heckersche und Struvesche Aufruhr im April und September, die Mordthaten in Mainz und Erfurt, an Gagern, Lichnowsky, Auerswald, Lamberg, Latour, die Scheußlichkeiten in Paris am 23—26. Junt v. J., und zuletzt die Revolutionen in Dresden und in Baden, und sie mußten daraus folgen.

Jetzt beginnen Manchem die Augen aufzugehen, und Mancher fängt an, zu begreifen, daß doch etwas

Festes, Unveränderliches, Angeerbtes, nicht Gemachtes und nicht willkürlich Aufzuhebendes an Ordnung und Sitte vorhanden sein müße; Mancher fängt auch wol an, zu fragen, warum dieses Unveränderliche und Ewige, das doch wol ehedem vorhanden gewesen, vergeßen, warum es nicht gepredigt worden sei? Ob es nicht jetzt verkündigt und gelehrt, eingeprägt und angewöhnt werden könne und müße?

Der Meinung sind wir schon längst gewesen, oder vielmehr ich, der Schreiber des Volksfreunds, bin dieser Meinung seit fast neunzehn Jahren gewesen, als mir in Folge der Begebenheiten des Jahres 1830 die Augen aufgiengen, nicht allein über die damaligen bedenklichen Zustände, sondern über das unvermeidlich drohende Unheil der Zukunft. Was ich damals geraten habe, allen denen, welchen ich raten konnte, womit ich aber vielleicht bei keinem Einzigen Gehör gefunden habe, und was ich in meinem engen Winkel gethan habe, so gut ich es verstand und vermochte, (Gott mag es richten) das rate ich auch heute, neunzehn Jahre später. Es ist abermals die Zeit, die rechte Zeit, die auf eine längere Periode hinaus einzig rechte Zeit.

Predigt das Gesetz! das ist mein Rat, zunächst an alle Eltern, Lehrer und Pfarrer, ohne daß ich damit von diesem Rat den Stand der Obrigkeit, die freilich eigentlich das Gesetz zu handhaben, nicht zu predigen hat, ausgeschloßen wißen wollte. Welches Gesetz? Darauf bin ich eigentlich keine Antwort schuldig, denn wer so fragt, zeigt, daß er noch

nicht weiß, wovon die Rede ist. Da jedoch die Kenntnis dieser Dinge auch ohne unmittelbares Verschulden fast ganz verschwunden ist, so antworte ich dennoch: das Gesetz des alten Testamentes.

Das alte Gesetz? das Judengesetz? das Ceremonialgesetz? das lokale, temporale, harte, finstere, längst abgeschaffte Gesetz des zürnenden Judengottes? Dieß Gesetz in unserer gebildeten, aufgeklärten, freien Zeit? Dieß Gesetz, welches ja nach dem Apostel Paulus selbst ein Gesetz der Knechtschaft ist?

Das eben ists. Mit diesem gotteslästerlichen Unsinn hat man euch, liebe Leser, und schon eure Väter und Großväter seit sechzig Jahren und länger gefüttert, und aus dieser Stallfütterung eben kommt die Revolution mit allem ihrem Spuk und ihrer Schande, ihren Greueln und ihren Narrheiten. Ihr fragt, fragt selbst: warum ist nichts Festes, Unabänderliches mehr vorhanden, nicht mehr verkündigt worden? und wenn man euch dann das einzig Ewige, Feste, Unwandelbare nennt, so prallt ihr zurück, und thut solche Verwunderungsfragen, wie sie da oben stehen.

Es bleibt dabei, und ich weiche nicht einen Strohhalm breit von meinem Rate, den ich wol auch eine Forderung nennen könnte: Predigt das Gesetz des heiligen Gotteswortes alten Testamentes! Und wer jetzt dieses Gesetz nicht erkennen lernen und nicht predigen will, es sei Vater, Mutter, Lehrer, Pfarrer oder wer es sonst sei, der ist mit Schuld an der Revolution, an dem Greuel der Verwüstung, welcher hereinbrechen wird. Ja, ich muß meinen Rat,

will ich mein Gewißen retten, nicht einen Rat, ich muß ihn geradezu eine Forderung nennen. Wehe den Eltern, den Lehrern, den Pfarrern, welche jetzt fortwährend menschliche Weisheit und Gerechtigkeit, und nicht das Gesetz, wehe ihnen auch, wenn sie bloß und allein das Evangelium und nicht vor allem das Gesetz predigen! Wer diese Worte liest, er sei wer es wolle, und sie verachtet, der wird so gewis wie ich sie jetzt schreibe, dereinst noch mit brennenden Schmerzen an diese Verachtung erinnert werden, vielleicht noch in diesem Leben, vielleicht erst nach der Auferstehung der Todten und vor dem jüngsten Gericht. *Dann* und *dort* aber *gewis*.

„Du sprichst: Predige! Was soll ich predigen?“ Und ich antworte mit den Worten der Schrift: „Predige also: *alles Fleisch ist wie Heu*.“ Das ist das Erste und das Letzte. Gott allein ist ewig und unveränderlich, und wer mit Gott ist, ist ewig wie Er; wer sich von Gott abwendet, auch nur mit einer Faser seines Wesens, auch nur mit einem Gedanken, der ist welkes Heu, und weniger als welkes Heu. Predige *den Tod*, den ewigen Tod, wo man ist und doch nicht ist, nicht ist und doch ist, predige dieses entsetzliche Grauen *als der Sünden Sold*. Predige die Vergänglichkeit aller zeitlichen Dinge, aber predige sie nicht mit rührenden, kläglichen, winselnden Schilderungen, wie die Schnupftuchsprediger thun, daß den Leuten die Augen in Thränen zittern, sondern predige so, daß ihnen die Augen vor Schrecken stille stehen

und auch die Seele stille steht und dann anfängt sich zu besinnen und in sich zu gehen.

Predige von der Unerbittlichkeit der göttlichen Gerechtigkeit und von dem freßenden Feuer des Zornes Gottes. Fürchte dich nicht, von dem Zorn Gottes zu reden, von dem nur die Narren und die Fischseelen und Froschherzen nichts wißen mögen: wo das Feuer des Zornes nicht brennt, da brennt auch nimmermehr das Feuer der Liebe. Predige das alles deinen Kirchkindern, deinen Schülern, deinen Söhnen und Töchtern und wer dich sonst hören mag, an lebendigen, leibhaftigen Geschichten, predige es an Kain und Lamech, an der Sündflut, an der Rotte Korah, an Simson und Saul, an Rehabeam und Jerobeam, an Ahab, Jesebel und Zedekia. Die Welt kennt diese Geschichten meist nicht einmal mehr dem Namen nach, sie wird sie aber recht wol begreifen, wenn du sie selbst recht begriffen hast und das Gesetz und die Gerechtigkeit Gottes aus ihnen zu predigen verstehst. Wie das geschehen solle, davon ist hier wol nicht der Ort, zu handeln; es ist hier genug, ganz im Allgemeinen und nur beispielsweise daran zu erinnern, daß Korah und sein Anhang ein Vorbild ist von dem trotzigen Verlangen der Unbegabten und Unberufenen, den Begabten und Berufenen gleich gestellt zu werden; Rehabeam ein Vorbild des Königtums, welches nicht von Gottes Gnaden, sondern aus eigenem Recht und eigener Macht sein will; Jerobeam das ewige Vorbild derer, welche eine Religion für das Volk machen und den falschen Nationalstolz aufrufen, hiermit aber das Volk für ewig

zerstören. Alles dieß begreift unsere Zeit auf der Stelle, und es ist auch für sie geschehen und im Gesetz verzeichnet; aber es hat dieses Alles auch schon andere Zeiten bis in das Herz getroffen und wird noch andere Zeiten bis in das Herz treffen. Die Geschichten aus dem römischen und griechischen oder aus unserem eigenen deutschen Altertume passen auch auf unsere Zustände, aber immer nur auf einzelne Stücke und Seiten derselben; jene Geschichten aus dem Gesetz aber haben das Eigene, daß sie das tiefste Herz und den innersten Kern der Sachen mit dem ersten Griffe faßen, und mithin nach allen Seiten passen und zutreffen und zu allen Zeiten geradhin einschlagen. Und fertig wirst du mit dieser deiner Predigt dein Lebenlang nicht; je mehr du erzälst, predigt und auslegst, desto mehr wirst du erst gewahr, wie viel du noch zu erzälen, zu predigen und auszulegen hast. Zuletzt begreifst du auch, daß du das Gesetz, und das selige Evangelium noch dazu, bis zum Herzerschüttern predigen und auslegen kannst an den drei Worten: Salma zeugete Boas. Nur, daß du es immerdar verkündigst und auslegst in aller Einfalt und Treuherzigkeit, ohne gelehrte Weisheit und ohne hohe Geheimnisdeutung, bloß und allein mit dem herzlichen Begehren für dich selbst und für die, welchen du das Gesetz verkündigst, daß ihr wollet selig werden.

Dem Seligwerden aber geht notwendig das „Schaffen daß man selig wird mit Furcht und Zittern“ voran; und dieß wird nur aus dem alten Testament, nur aus dem Gesetz, gelernt, nicht aus dem neuen

Testament, aus dem Evangelium. Wer das Evangelium vor dem Gesetz erleben will, der kehrt Gottes Ordnung um, und schafft sich keinen Segen, oft sogar nur größere Verwirrung. Daß die, wenn schon recht treu und wol gemeinte, auch glaubige und ernstliche Verkündigung des Evangeliums in den letzten zwanzig Jahren, seitdem sie wieder auf die Bahn gekommen ist, nicht Mehreres und Größeres gewirkt hat, das rührt zum sehr großen Theil von der Vernachläßigung der Gesetzpredigt her. Wer die Gesetzpredigt nicht gehört hat, der versteht die Predigt des Evangeliums nicht, geschweige denn daß er sie annähme. Wer begreift denn wol das: „wir sind von Natur Kinder des Zorns" ohne daß er das Gesetz, die ganze Geschichte des alten Testaments durch und durch begriffen, auf sich angewandt, an sich erlebt und erfahren hat? Die Einen sprechen es nach, und werden Maulchristen, Phrasenchristen, die oft schlimmer sind als ganz Unbekehrte; die Andern erklären es für Unsinn und für eine Schmähung der menschlichen Natur. Und du hast kein sonderliches Recht, es ihnen übel zu nehmen wenn du ihnen das Gesetz nicht verkündigt hast, während du dieses doch gesollt und gekonnt hättest.

Nun sind aber die Zeiten nicht alle gleich, um alles zu verstehen und zu begreifen; Zeiten, in welchen mit schweren Gerichten gedrohet wird, und deren erste Zeichen sich furchtbar bemerklich machen, sind zur Verkündigung des Gesetzes, Zeiten der wirren Not und Angst für die Predigt des Gesetzes und des Evangeliums zugleich, Zeiten des tiefen Jammers für die

Predigt des Evangeliums geeignet. In solchem Grade geeignet zur Verkündigung des Gesetzes wie die gegenwärtige Zeit, in welcher auch der Fernste und Fremdeste, der Unverständigste und Widerwilligste doch nach Gesetz! Gesetz! zu rufen gedrungen ist, ist keine in Deutschland gewesen seit funfzig Jahren. Denn die Franzosenzeiten waren besonders oder fast allein für die Verkündigung des Evangeliums geschickt, wie denn auch dazumal geschehen ist, und nur die Jahre 1830 bis 1833 gewährten, wie schon vorher gesagt wurde, eine ähnliche aber weit schwächere Veranlaßung zur Gesetzespredigt wie die gegenwärtige Zeit. Solche Fingerzeige kommen von Gott und dürfen nicht unbeachtet bleiben; es beachtet sie aber freilich eben nur der, welcher das Gesetz bereits erkennen gelernt hat.

Wenn nun aber niemand die Predigt des Gesetzes hören will? — Sorge nicht, es werden sich mehr finden als du denkst. Aber gesetzt auch, es wäre so weit gekommen, daß dich die Leute darüber anpfiffen und du ihr Liedlein sein müßtest auf den Gaßen: so sollen sie doch wißen, daß ein Prophet in Israel gewesen ist.

Vom Gebrauch des Gesetzes.

(1849.)

Wie schwach es bestellt war um die ersten Anfangsgründe der Lehre „vom Staate" und von der Kirche, und von dem Verhältnis des einen zum andern

und umgekehrt, das konnte man im vorigen Jahre recht deutlich sehen, als Alles, was eine Zunge im Munde und eine Feder in der Hand hatte, sprach und schrieb und schrie nach „Trennung der Kirche vom Staate", oder dawider, oder wenigstens darüber, ohne daß gerade die Hauptsache in dieser Angelegenheit, der Gebrauch des Gesetzes, nur wäre erwähnt worden. Freilich, die Irregewordenen und Abgefallenen konnten diese Sache nicht erwähnen, denn sie waren blinde Führer der Blinden, aber auch diejenigen, welche wol etwas davon hätten verstehen können und sollen, diejenigen sogar, welche noch am Bekenntnis des Evangeliums und an dem Grundbekenntnis der evangelischen Kirche festhielten, haben gerade diesen Hauptpunkt nicht berührt, und Viele haben, unglaublich genug, wenn er von Andern berührt wurde, ihn nicht verstanden. So ist es dem Schreiber dieser Zeilen selbst gegangen, dessen Aeußerungen im vorigen Jahre über den politischen Gebrauch des Gesetzes damals wol schwerlich verstanden worden sind; Eingang gefunden haben sie sicherlich nicht. Vielleicht helfen die Ereignisse dieses Jahres dem mangelnden Verständnis vom vorigen Jahre nach; vielleicht spreche ich auch selbst, mit Hülfe dieser Ereignisse, deutlicher als es mir im vorigen Jahre möglich war.

Es ist Grundlehre der christlichen Kirche, zumal der evangelischen, welche dazu berufen war, die bis dahin von der Christenheit noch nicht vollständig erkannte und erlebte Lehre vom Gesetz und Evangelium in ihrer Vollkommenheit und Reinheit darzu-

stellen, daß das Gesetz Gottes alten Testaments, dieses Unantastbare, Unwandelbare, Ewige mitten in der flutenden, wogenden Veränderlichkeit menschlicher Ordnungen, zu dreifachem Gebrauche gegeben sei: zum politischen Gebrauche, um durch die Androhung und Verhängung zeitlicher und ewiger Strafe Furcht zu erwecken, und die Rohen und Wilden zu schrecken und zu bändigen; sodann zum erziehenden Gebrauche, um theils unveränderliche Ordnung und Zucht zu schaffen, theils und hauptsächlich um die Erkenntnis der Sünden zu wecken und hierdurch bange nach Troste zu machen; drittens zum Lehrgebrauche, um den Glaubigen, Erlösten und Wiedergeborenen die Wege zu zeigen, auf welchen sie ihre Dankbarkeit gegen den sündenvergebenden Gott beweisen können und sollen. Die evangelische Kirche hat diese Lehre auch in ihre Grundbekenntnisse aufgenommen, und in Hessen lernt sie jedes Kind, wo es noch leidlich zugehet, aus dem hessischen Katechismus bis auf den heutigen Tag auswendig. Von den ersten beiden Gebrauchsarten soll hier nur die Rede sein.

Diese beiden ersten Gebrauchsarten des Gesetzes sind zunächst für diejenigen bestimt, welche dem Evangelium noch fremd sind und ferne stehen; sie galten eigens den Juden, gelten den zu bekehrenden Heiden und gelten eben sowol innerhalb der christlichen Kirche theils der Jugend, theils und vornehmlich der sehr großen Zal derjenigen, welche dem Triebe der Leidenschaften zu folgen Hang und Neigung haben, den Widerspenstigen, Ruchlosen und Gesetzlosen, welche zu

allen Zeiten vorhanden gewesen sind und vorhanden sein werden.

Die Handhabung des Gesetzes in diesen beiden Beziehungen ist, was die erste betrifft, fast ganz, was die zweite betrifft, wenigstens theilweise, in die Hand der christlichen Obrigkeit gelegt, und dieß ist eigentlich der Punkt, in welchem sich Staat und Kirche notwendig berühren, in welchem Staat und Kirche unauflöslich an einander gewachsen sind, so daß der Staat sich selbst zerstört, wenn er diesen Gebrauch des Gesetzes aus der Hand gibt, die Führer der Kirche die schwerste Verantwortung auf sich laden, wenn sie das vom „Staate" etwa beabsichtigte Aufgeben der Handhabung des Gesetzes als einer ewigen und göttlichen Erziehungsordnung nicht aus allen Kräften verhindern.

Zwar ist jeder Staat, auch der unchristliche, auch der abgefallene, immer auf die Handhabung des „Gesetzes" angewiesen, des sogenannten „natürlichen" Gesetzes, welches in manchen Punkten allerdings mit dem göttlichen Gesetze übereinstimmt, und ist in so fern auch in seiner unvollkommenen heidnischen Einrichtung dennoch unbezweifelt göttlicher Ordnung, so lange und so weit noch überhaupt eine rechte Obrigkeit vorhanden ist, welche das Schwert trägt; aber theils haben die heidnischen Staaten nicht alle Gebote des göttlichen Gesetzes erkannt und auf deren Beobachtung gehalten, theils die eigentlich wesentlichen Punkte des Gesetzes nicht begriffen, so daß sie bald zu wenig, bald zu viel thaten, theils und hauptsächlich nicht ihren Beruf als Vorbildner und Erzieher für eine höhere Ordnung der

Dinge aufgefaßt noch aufzufaßen vermocht. Durch das Letztere erst wird der Staat eine göttliche Ordnung im engeren Sinne, ein eigentlich christlicher Staat.

So hat z. B. unser deutsches Volk, wie man zu sagen pflegt, „von Natur", der Wahrheit gemäß aber aus den urältesten Ueberlieferungen der ursprünglichen göttlichen Weltordnung, einen tiefen Abscheu vor zwei, auch durch das göttliche Gesetz verbotenen Verbrechen: vor Diebstal und Ehebruch; vor dem ersteren in so hohem Grade, daß unsere Väter den Dieb am Leben straften (was durch das göttliche Gesetz nicht gerechtfertigt war und worin man also zu weit gieng), und daß dieses Vergehen bis auf unsere Tage, selbst mitten unter den Stürmen des Communismus, welcher das Gesetz von Grund aus zu brechen trachtet, noch immer für ehrlos, ja für vorzugsweise ehrlos gehalten wird. Manchen sonst cultivierten Völkern, z. B. den Italienern, wohnt dieser natürliche tiefe Widerwille gegen den Diebstal nicht inne, und daß es im Altertum politische Verhältnisse gab, in welchen der Diebstal sogar gerechtfertigt erschien, ist bekannt. Den Ehebruch sahen zwar die Römer ziemlich streng, doch bei Weitem nicht so streng an, als unsere Väter, und diese wieder noch lange nicht so streng, wie das Gesetz ihn ansieht; die Griechen waren ziemlich leichtmütig in diesem Punkte, und eins unserer ältesten Nachbarvölker, die Kelten (welche in alten Zeiten einen Theil des jetzigen Deutschlands, ja vor der Einwanderung der Deutschen wol ganz Deutschland, sodann Frankreich und die britanischen Inseln bewohnten, auch in der

Bretagne, in Wales, Irland und Schottland noch jetzt wohnen) machten sich aus dem Ehebruch gar nichts. Umgekehrt hatte unser deutsches Volk nur wenig Gefühl für das schwer Verbrecherische des Mordes: nur einen Verwandten oder einen König und Heerführer zu erschlagen, war verbrecherisch und dem Fluche des Gesetzes Preis gegeben, jeder andere Mord wurde bloß von den Verwandten des Getödteten mittelst der Blutrache (als letzte heidnische Erinnerung an das uralte heilige Gottesgebot: wer Menschenblut vergießt, des Blut soll wieder durch Menschen vergoßen werden) verfolgt, konnte aber durch Geld und Gaben gesühnt werden und die Verwandten waren verpflichtet, die angebotenen Geldsühnen (das Wergeld) anzunehmen, womit denn alle Schuld und Strafe abgethan und die ganze Sache der Vergeßenheit anheim gegeben war, als wäre gar nichts geschehen.

Da ist nun das göttliche Gesetz das Einzige, welches die verschiedenen Völker alle auf einen gemeinschaftlichen Weg weiset, das Einzige, welches ihnen ein gemeinsames, ein warhaft menschliches sittliches Bewustsein einflößt, das Einzige, welches mit völliger Unerbittlichkeit, mit unbeugsamer Festigkeit und eiserner Strenge sich den wandelbaren Gedanken und wogenden Anschauungen der einzelnen verschiedenen Völker und dem flutenden Strome der Zeiten entgegenstellt. Dieses Gesetz soll nun in all seiner unerbittlichen Strenge, in all seinem flammenden Ernste und mit der Drohung aller Wetter der unvermeidlichen göttlichen Gerichte, die da heißen: Völkertod und Völkervernichtung, von

der Kirche gepredigt werden durch alle Jahrhunderte und alle Jahrtausende, und eben so als göttliches Gesetz durch alle Jahrhunderte und alle Jahrtausende gehandhabt werden mit derselben ehernen Festigkeit, gehandhabt werden durch das Schwert.

Daran ändert keine „veränderte Zeitansicht“, keine „fortgeschrittene Bildung“ auch nur das Allermindeste; nicht soll die Bildung dem Gesetz, sondern das Gesetz soll der Bildung die Wege weisen. Die sogenannte Bildung muß sich zu allen Zeiten an dem Gesetz aufrichten und durch dasselbe wieder zurecht finden; ja die allerersten Anfangsgründe der Bildung liegen eben darin, daß die menschliche Gesellschaft ganz einfache, aber völlig allgemeine, unter allen Völkern und zu allen Zeiten geltende, darum auch unwandelbare und in alle Ewigkeit unzerstörbare Grundlagen ihres Lebens und Verkehres anzuerkennen genötigt wird. Keine bloß menschliche Bildung, auch die fortgeschrittenste nicht, ja diese gerade am allerwenigsten, schützt die Menschheit vor dem plötzlichen Zurücksinken in die allerviehischeste Barbarei, wie das heute wol einem jeden, der nicht ein unheilbarer Schwachkopf oder ein unverbeßerlicher Taugenichts ist, aus dem Verlauf der Begebenheiten der letzten achtzehn Monate klar geworden und wie das gar Mancher, sonst den göttlichen Dingen Entfremdeter oder gar Widerwilliger laut einzugestehen genötigt ist.

Unterläßt also zu irgend einer Zeit die Kirche die Verkündigung dieses Gottesgesetzes, dessen Wächter sie ist, so macht sie sich der hereinbrechenden Greuel mit

schuldig — ja die Führer und Häupter der Kirche machen sich derselben zuerst und am schwersten schuldig. Sie vergißt dann ganz die ihr anvertraute Sorge für die noch Unerzogenen und Unbekehrten, die sie zu allen Zeiten in ihrem Schoße trägt und die auf ihre Pflege gerade so gut, wie die Erzogenen und Bekehrten, Anspruch, ja noch dringenderen Anspruch haben. Diese Unerzogenen und Unbekehrten haben noch gar keinen Sinn und Verstand für das Evangelium, weil sie noch kein Bedürfnis des Trostes und des Heiles haben. Ihnen das Evangelium ohne das Gesetz oder vor dem Gesetz predigen, heißt die Perlen vor die Säue werfen, wenn es nicht noch etwas viel Schlimmeres ist: Christum zum Sündendiener machen. — Es soll mithin zu allen Zeiten von den Kanzeln fleißig gepredigt und in den Schulen gelehrt und in der Pfarrlehre eingeschärft werden, daß die Obrigkeit das Recht und die Pflicht habe, an Leib und *Leben* zu strafen, und daß nur das eine rechte Obrigkeit sei, welche dieses Recht und diese Pflicht erkenne und fortwährend ausübe; es soll dieß nicht allein den Unterthanen, sondern mit ganz besonderem Ernste den Obrigkeiten, namentlich aber den Fürsten, vorgehalten werden. Insbesondere haben die Geistlichen darauf zu sehen, diejenigen Sünden namhaft zu machen, welche nach Laut göttlichen Gesetzes mit zeitlichen Strafen zu ahnden sind. Hier haben sie das jetzt fast in Vergeßenheit gekommene Amt zu üben, den Fürsten wie den Unterthanen, den Regierenden wie den Regierten *das Gewißen zu schärfen*. Solche Ordnung in der Ver-

kündigung des Gesetzes zu handhaben, ist Sache der Führer und Häupter der Kirche, welche alle Bedürfnisse der verschiedenen Glieder derselben, alle Bedürfnisse der Zeiten und der Völker überschauen, und denen mit dem Amte auch die Gabe und der Beruf des Ordnens verliehen worden ist. Wer diese Predigt des Gesetzes nicht mag, und immer und allein von dem Heil und dem Trost des seligmachenden Evangeliums zu hören begehrt, wie das bei manchen stillen, kindlichen und weiblich zarten Naturen, besonders bei manchen Neubekehrten von weicher Gemütsart der Fall ist, der mag wol für sich bekehrt sein, versteht aber gewis nicht, Andere zu bekehren, kennt die Bedürfnisse und die Ordnungen der Kirche nicht, und ist am allerwenigsten zu einem mitwaltenden und mitregierenden Gliede der Kirche berufen.

Unterläßt auf der andern Seite der sogenannte Staat die unerbittliche Handhabung des Gesetzes, unterläßt er diese, wenn schon nur äußerliche Handhabung des Gesetzes als eines eigens göttlichen Gesetzes zu bekennen, so ist er damit ein nicht allein unchristlicher, sondern auch ein widergöttlicher geworden; damit vollzieht er die wirkliche Trennung von der Kirche, welche unter solchen Voraussetzungen jede Berührung mit ihm, als eine verderbliche, verpestende, fliehen müßte. Würde die Todesstrafe überhaupt aufgehoben, so wäre damit ein Hauptact dieser eigentlichen Trennung vollzogen; ein Gleiches würde gelten, wenn der Staat den Diebstal oder den Ehebruch gesetzlich für straflos erklärte, oder wenn er das Wesen der Obrigkeit abschaffte, d. h.

wenn Diejenigen, gegen welche das Gesetz gerichtet ist, zu Gesetzgebern, Richtern und Gesetzvollstreckern gemacht würden. Gegen ein solches Beginnen des Staates muß die Kirche den lautesten und nachdrücklichsten Protest erheben, gegen diese Trennung des Staates von der Kirche sich auf das Aeußerste wehren; thäte sie dieß nicht, so würden ihre Führer und Häupter eben so schuldig sein, als wenn sie die Predigt des Gesetzes unterließen — die Kirche würde damit erklären, daß ihr der politische Gebrauch des Gesetzes gleichgültig sei, und damit fiele sie von der Offenbarung, fiele sie von Gott selbst ab. Das Kirchenregiment kann der Staat, wo er es ja, wie z. B. in der evangelischen Kirche in Deutschland, in der englischen Hochkirche, in der russisch-griechischen Kirche, in der Hand hat, abgeben, ohne daß damit eine Trennung der Kirche vom Staate irgendwie begonnen, geschweige denn vollzogen würde; so wie er aber vom Gesetz zurückweicht und den politischen Gebrauch desselben, dessen Träger und Handhaber er ist, aufgibt, so gibt er zunächst seine Festigkeit und Unwandelbarkeit in den Grundlagen, er gibt ferner damit den Zusammenhang mit der Offenbarung, mit der Kirche und den in derselben liegenden Kräften der steten Erneuerung und immer wiederkehrenden Verjüngung auf — freilich damit auch seine eigene Berechtigung, selbst diejenige, die ihm als einem nackt heidnischen Staate zukommt; er zerstört sein eigenes Dasein im innersten Kerne.

Doch der Staat hat nicht allein den politischen Gebrauch des Gesetzes zu handhaben; er hat auch den

erziehenden Gebrauch desselben, wenigstens theilweise, in seine Hand zu nehmen, wenn gleich dießmal der wichtigere Theil der Handhabung des Gesetzes in den Händen der Kirche liegt.

Durch den politischen Gebrauch des Gesetzes erzielt der Staat Furcht bei allen Uebelthätern oder zu Uebelthaten Geneigten, nicht bloßen Schrecken, den auch wol die Anwendung rein menschlicher Gewalt und roher thierischer Uebermacht erzeugt: er erzielt Bändigung und Ruhe der Wilden und Unruhigen durch die sich stets gleichbleibende, mit fester ruhiger Sicherheit ausgeübte, schnelle und einschneidende Handhabung eines Gesetzes, dessen weltbeherschende Macht, dessen Unwandelbarkeit und völlige Unüberwindlichkeit wenn schon widerwillig erkannt und eingestanden wird. Damit könnte man wol die Aufgabe des Staates, in so fern derselbe nur ein heidnischer sein wollte, für erfüllt achten; indes schon die heidnischen Staaten suchten wenigstens etwas mehr, wenn sie auch nicht alle mehr fanden, und die Furcht, welche auf keinen höheren Seelenzustand vorbereitet, ist immer etwas Unzulängliches, also auch nicht Bleibendes. Es geht da oft, wie schon Dr. Martin Luther in den Schmalkaldischen Artikeln gesagt hat: „das Dräuen und Schrecken der Strafe ist der Bosheit halber, so die Sünde im Menschen wirket, übel geraten; denn eines Theils sind davon ärger worden, als die dem Gesetze feind sind, darum, daß es verbeut, was sie gerne thun, und gebeut, was sie ungern thun. Derhalben, wo sie für der Strafe können, thun sie nun mehr wider das Gesetz,

denn zuvor. Das sind denn die rohen bösen Leute, die Böses thun, wo sie Statt und Raum haben". Und es ist, wie es hier gesagt wird, gerade in unserer Zeit gegangen: die freilich ungenügende und schwächliche, oft zaghafte und feige Handhabung des Gesetzes hat zum Theil zu desto größerer Gesetzlosigkeit und so arger Wildheit geführt, daß kaum das roheste Heidentum einzelne schwache Beispiele von ähnlichen Scheußlichkeiten aufweist, wie sie unsere „gebildete" Zeit in reichlicher Zal aufgewiesen hat. Mit hündischem Gebelfer wurden die Mordthaten in Frankfurt als Acte der Gerechtigkeit und mit gleich hündischem Gebelfer der an Robert Blum vollzogene Act des Gesetzes und der Gerechtigkeit als Mordthat ausgeschrieen; mit den wutschnaubenden Stimmen höllischer Geister riefen schmutzige Rebellen die rechtmäßigen Herscher als Rebellen, sich als die rechtmäßigen Landesherren aus, und aus der heiser brüllenden Kehle eines Teufels (freilich eines dummen, aber doch eines sehr boshaften) kam das Wort des Abgrunds: wir wollen kein Gesetz, sondern wir wollen volle, blanke Anarchie. Denn Ludwig Simon hat dieß nicht aus sich gesprochen; ein ganz Anderer sprach es aus ihm: er war nur die Zunge, der Mund, das Werkzeug dieses Andern. — Das alles ist daher gekommen, weil von der Kirche und vom Staate der politische Gebrauch des Gesetzes nur gar schwach und ungenügend, der erziehende Gebrauch aber ganz und gar nicht ist gehandhabt worden.

Und doch hat es keinen heidnischen Staat gegeben, der nicht wenigstens versucht hätte, sich zu dem

Begriffe von göttlicher Gerechtigkeit zu erheben, in welche sich jeder willig fügen solle; keinen, der nicht das Dasein und das Gedeihen des Staates an den durch Sündensühne des Volkes, durch Opfer, zu erwerbenden Segen seiner Götter geknüpft hätte. Nur unsere allerneuesten Staatsweisen wollen dem Staate seine Aufgabe, das Gesetz in erziehender Weise zu handhaben, rauben, und ihn damit tief unter die rohesten Staaten des Altertums, tief unter die muhamedanischen oder chinesischen Staaten herabsetzen. Sie sagen: er sei ein Rechtsstaat, und damit wollen sie meist ausdrücklich ausgeschloßen haben, daß der Staat an eine höhere, göttliche Ordnung gebunden sei; ihr Recht ist ihnen eben nicht nur kein göttliches, sondern meistens ein den Gottesbegriff und die Gottesregierung mit voller Absicht ausschließendes Recht, ein ganz eigens und absonderlich menschliches Recht, in welchem mit aller Sorgfalt gleichsam zwischen allen Falten und Nähten gesucht und geforscht wird, ob sich nicht dennoch etwa ein wenig Göttliches eingeschlichen und versteckt habe, um es herauszuwerfen und das Recht ganz vollständig von allem „Ueberirdischen und Jenseitigen" zu säubern.

Der Staat, welcher nicht an seiner eigenen Zerstörung arbeiten will, darf nicht bei der Vorstellung von sich als einem menschlichen Rechtsstaate stehen bleiben und darf durch seine Gesetze und die Art seiner Verwaltung nicht Veranlaßung geben, daß seine Angehörigen bloß um der menschlichen und zeitlichen Angelegenheiten willen in einem Verbande unter einander

zu stehen glauben, in welchem Verbande es der Behörde ganz gleich sein könne und müße, wie die Gesinnung beschaffen sei, wenn nur die äußerlichen Leistungen gehörig erfüllt, die richtigen Steuern und Abgaben gezalt, der Handel und Wandel richtig betrieben, die Gemeindewege richtig gebaut, die Gartenhecken richtig geschoren und die Gaßen richtig gekehrt würden. Der Staat soll die Gesinnung seiner Bürger theils selbst pflegen, theils aber wißen und zu erkennen geben, daß er auf die Erweckung der rechten Gesinnung doch nur vorbereiten könne und darum alle seine Glieder in die Hand einer andern, geistigen Macht zu überliefern und in derselben niederzulegen verpflichtet sei.

Der Staat, König und Fürst, wie die Stände und alle Behörden und alle Bürger sollen wißen, daß ihr Verband unter einander ein Stück von der ewigen Ordnung der Dinge, ein Stück Gottesreich ist, und daß er für sein Theil zwar nur ein unvollkommenes Abbild der steten, unveränderlichen Gottesordnung und der Gottesruhe, aber doch immer ein Abbild ist und sein soll. Alle seine Anordnungen und Einrichtungen müßen darum mit vollem, tiefem und strengem Ernste auf die längste Dauer, gleichsam auf die Ewigkeit angelegt sein, und er darf ein häufiges, eilfertiges, vielleicht gar leichtsinniges Abändern seiner Gesetze nicht eintreten laßen. Ein wandelbarer, leicht veränderlicher Staat ist ein solcher, welcher meist schon vom Gesetze überhaupt, gewis aber von dem erziehenden Gebrauche des Gesetzes abgefallen ist. Der Staat,

d. h. wiederum alle diejenigen, welche bei der Ordnung der öffentlichen Gesellschaft irgend etwas zu reden und zu raten, zu befehlen und zu bestimmen haben, sollen ferner wißen, daß es geistige Volkskrankheiten, daß es große Volksverirrungen, große Volkssünden gebe, und daß diese nur durch schwere innere Nöte und Leiden wieder geheilt werden können. Auf solche Volkskrankheiten muß der vorschauende Blick aller Staatslenker unverwandt gerichtet sein, um ihnen zeitig zu begegnen und zeitig von Grund aus abzuhelfen, und die Leiden, welche in Folge dieser Krankheiten eintreten und leicht eine innere Zerstörung anrichten können, zur wirklichen Heilung und Genesung zu benutzen. Ein Staat z. B., welcher von dem erziehenden Gebrauche des Gesetzes nicht abgefallen gewesen wäre, würde sich von dem Volkswahnsinn des vorigen Jahres nicht haben überumpeln laßen, und wenn ein Staat jetzt das Gesetz und den erziehenden Gebrauch desselben wieder gelernt hat, wird er mit der unerbittlichsten Strenge nicht eher inne halten, als bis nicht allein volle Gerechtigkeit geübt, sondern auch eine ruhige, feste und besonnene Anerkennung der Obrigkeit und der Ordnung überall eingetreten ist.

Aber der Staat muß noch mehr wißen. Er muß vor allem wißen, daß seine Macht eine sehr bestimte Grenze, eine sehr feste Schranke habe: das Gewißen seiner Bürger, und daß er dieses zwar gebunden haben wolle, aber nicht selbst binden könne noch dürfe. Dieser Macht, welche die Gewißen zu bilden vermag, muß er sich da, wo es auf die Gewißensbindung an-

kommt, wo es sich um die höchsten Fragen zwischen Himmel und Erde, um das Leben oder den Tod des Volkes handelt, unterordnen. Wehe dem Staat, welcher selbst die Gewißen binden, selbst Kirche sein will, wehe ihm, wenn er auf der andern Seite keiner Gewißensbindung zu bedürfen glaubt. In beiden Fällen zerrüttet er sich notwendiger Weise selbst.

Das ist, im Ganzen und so kurz als möglich gefaßt, das Verhältnis des Staates zu dem erziehenden Gebrauch des Gesetzes. Die Heiden konnten und können ihrer Natur nach von diesem Verhältnis nichts wißen, und doch fehlt ihnen, wie schon vorher berührt wurde, eine Ahnung davon keineswegeś. Dahin deuten die vorhin genannten Volkssühnen, die Opfer, namentlich die großen Volksopfer des römischen und griechischen Altertums, und von der Unveränderlichkeit der Ordnungen des Staates hatten die Römer mit ihrer „Majestät des römischen Volkes“ und ihrem „Imperium“ (Weltherschaft) sogar recht bestimte, freilich mehr äußerliche Begriffe.

Daß wir von alle dem, was bisher von dem politischen und von dem erziehenden Gebrauch des Gesetzes ist gesagt worden, eben in unserer Zeit Punkt für Punkt und Schlag auf Schlag Anwendung zu machen haben, sieht Jeder leicht ein — er sieht es heute ein; ob vor einem Jahre? oder gar vor zwei, drei, vier Jahren? Wir zweifeln sehr, und haben darum schon letzthin zur Predigt des Gesetzes darum aufgerufen, weil wir unsere Zeit für ganz besonders fähig zur Vernehmung und zum Verständnis des Gesetzes

predigt halten. Zumal muß es jetzt Jedem, der nicht selbst ein Grundumstürzer ist, einleuchten, daß alle Maßregeln des Staates zu nichts helfen werden, daß alle bloß menschliche und fleischliche Gesetzlichkeit, daß aber auch die bloße politische Handhabung des Gesetzes nichts fruchten kann, wenn nicht die Gewißen wieder in umfaßender Weise gebunden werden.

Daraus folgt denn nun wieder, daß in diesem Cardinalpunkte Staat und Kirche gar nicht von einander gerißen werden können und daß man sich hüten soll, in dieser Zeit der vermeintlich wiedergekehrten Ruhe sich dieser Ruhe träg zu überlaßen, sich mit den „Siegen" und dem Standrecht zu begnügen, ohne an die Bindung der Gewißen zu denken, daß man sich aber noch mehr hüten soll, in einer Gesetzgebung fortzuschreiten, welche den erziehenden, welche sogar den politischen Gebrauch des Gesetzes ausschließt oder unmöglich macht. Eine Trennung in der Weise, daß der Staat auch nur von dem erziehenden Gebrauche des Gesetzes absähe, daß er die Kirche an aller Thätigkeit auf ihrem Gebiete verhinderte u. dgl., würde den jetzt mehr als jemals geistiger, verjüngender Kräfte bedürftigen Staat seiner geistigen Sonne, die Kirche ihres irdischen Bodens berauben. Die Kirche würde sich zwar den letzteren nach schweren Zerrüttungen schon von selbst wieder erobern, aber der zeitliche Staat würde rettungslos zu Grunde gehn, und ganze Menschengeschlechter würden dem leiblichen und zeitlichen Verderben Preis gegeben.

Und die Kirche, was hat sie zu thun in Beziehung auf diesen erziehenden Gebrauch des Gesetzes? Einmal soll sie dieß alles, was hier ist gesagt worden, in aller Umständlichkeit und Ausführlichkeit aus dem alten Testamente, worin für alles dieß die ewigen Vorbilder liegen, unablässig und ernstlich verkündigen und predigen: sie soll dem „Staat" alle diese seine Verpflichtungen unaufhörlich vorhalten, eben so gut wie jene, welche sich auf den politischen Gebrauch des Gesetzes beziehen. Die Predigten der Pfarrer müßen sich jetzt, Auge in Auge und Stirn gegen Stirn, an die ständischen Wähler und Landtagsmitglieder, an die Stadtverordneten und Bürgermeister, an die Geschworenen, an die Herren vom Gericht und von der Verwaltung, an die Minister, Prinzen und Fürsten richten, und diesen aus den Propheten Ezechiel und Jeremia Dinge von der Erziehung durch das Gesetz predigen, die sie all ihr Lebtage noch nicht gehört haben. Wer diese Predigten übrigens jetzt am leichtesten verstehen wird, das ist der gesamte Militärstand; ihm können indes gerade von dem erziehenden Gebrauche des Gesetzes noch ganz besondere Dinge gepredigt werden. Uns dünkt, mit solchen Predigten wäre mehr Nutzen geschafft, als mit allen sogenannten Moralpredigten, auch den bestgemeinten; mehr sogar als mit vielen Evangeliumspredigten, hinter denen keine Erfahrung und kein Zeugnis lag, wie wir unseres Orts deren auch gehört haben. Aber nun kommt erst die rechte Aufgabe der Kirche: sie soll das Gesetz so predigen, daß es die Sünde als solche, als die unmittelbare Ursache

der notwendigen Vernichtung, des ewigen Todes erkennen lehrt; sie soll Buße predigen an jedem Artikel des Gesetzes.

Damit halten wir für dasmal inne. Denn wie die Buße zu predigen sei, das auszuführen, soll wenigstens in diesem Augenblick unsere Aufgabe nicht sein. Aber die Kanzel wird in unsern Tagen nicht zum Segen bestiegen, die nicht bei jedesmaligem Betreten mit eigener Bußübung und mit der Bereitung zur Bußverkündigung betreten wird. Indes wir haben mit alle dem, was wir gesagt haben, auch mit dieser Bußverkündigung, keineswegs die Pfarrer allein gemeint. Wir haben damit auch den Hausstand, wir haben die Hausväter gemeint; ja wir haben sie zum Theil ganz besonders vor Augen gehabt.

Gewalt über die Geister.

(1849.)

Von der Gewalt über die Geister hat der Volksfreund schon zu verschiedenen Malen gesprochen, von der bösen und von der guten Gewalt, und die Zeit hat es so mit sich gebracht, daß er von der ersteren, der bösen Gewalt, welche durch Anfachung der Leidenschaft erlangt wird, mehr geredet hat als von der andern. Dießmal mag auch die gute Gewalt einen Augenblick zu denen von sich reden laßen, welche von derselben hören wollen.

Es ist in unsern Tagen viel die Rede von der innern Mission, und durch das ganze evangelische Deutschland hin regt sich die allgemeinste Theilnahme für diesen dringendsten und brennendsten Beruf der Kirche, regt sich nicht allein bei allen denen, welche nur noch einen Funken von christlichem Leben in sich haben, sondern auch bei Solchen, welche vom christlichen Leben sehr wenig wißen und gar nichts besitzen, wol aber durch die Greuel des Communismus aufgeschreckt worden sind, und wenigstens so viel begreifen, daß unter und um und neben uns ungeheuere Scharen leben, welche nahe daran sind, ihre Menschlichkeit und Menschheit zu verlieren, also, wenn wir nicht alle zusammen in dem bodenlosen Abgrunde der entsetzlichsten Wildheit untergehen wollen, zur Gesittung und Menschlichkeit zurückgeführt werden müßen. Wol ist es gut, die Heiden zu bekehren, welche noch niemals das Evangelium gehört haben, aber wenn wir die Gottesleugner, die Widerchristen, die Spötter, Verächter und Lästerer alles Hohen und Heiligen, die Diebe und Mörder aus teuflischer Lust und höllischem Vorsatz, die Hurer und Ehebrecher aus absichtlichem Frevel, von denen unser Land überschwemmt ist, das sich doch ein christliches nennt, von denen unser Volk voll ist, welches auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes getauft ist, von denen unsere Kirche wimmelt, die sich als eine Gemeinschaft der Heiligen bekennt — wenn wir diese unseligen und verlorenen Rotten gleichgültig ihr Wesen treiben, gleichgültig in die Unseligkeit und in das Verderben hinein-

stürzen laßen, dann ist die Heidenbekehrung nicht nur nicht gesegnet, sondern sie könnte sich wol als ein Fluch wider uns selbst kehren. Darum gilt es jetzt der innern Mission, es gilt all unser Streben und muß gelten der Erziehung der verlaßenen und verwarlosten Kinder, von denen die Städte, besonders die größern, übervoll sind, der Gewöhnung der zallosen Müßiggänger zur Arbeit, der Scharen von Herrenlosen und Widerspenstigen zur Unterordnung und zum Gehorsam, der Trunkenbolde zur Nüchternheit, der verluderten Handwerksbursche zur Ordnung des Lebens, der vielen verlorenen Dirnen zur Zucht und Reue und Sitte; allen aber zusammen gilt es zur Erkenntnis des Gesetzes und der Sünde, zur göttlichen Traurigkeit und zur Buße, sodann auch zum Troste und Frieden des Evangeliums zu verhelfen; es gilt aus unserem in höchster Gefahr des gänzlichen und unwiederbringlichen Abfalls und Untergangs stehendem Volke wieder ein christliches Volk, und eben dadurch auch ein zufriedenes, sich glücklich fühlendes Volk zu machen. Wie dieß anzufangen sei, darüber werden jetzt Beratungen gepflogen, dazu werden Mittel beschafft, Vereine gestiftet und zu den schon längere Zeit mit Erfolg bestehenden Anstalten neue Anstalten gegründet, und an denselben beteiligen sich alle evangelisch Glaubigen mit vollem Eifer, voraus aber, wie es sein muß, die Pfarrer.

Aber die Beratungen, die Vereine, die Geldmittel, die Anstalten thuns eben nicht: hinter allen diesen Dingen liegt etwas viel Größeres, Höheres und Schwe-

reres, welches von Einigen hell, von Andern nur dunkel gesehen, von Vielen nur aus der Ferne geahnet wird. Das ist nun nichts anderes, als die verlorene oder aufgegebene Gewalt über die Geister wieder zu gewinnen.

Gewalt über die Geister zu haben, ist etwas ganz anderes, als Einfluß auf die Geister zu haben. Einfluß auf die Seelen der Menschen hat schon jeder, der in dem einen oder andern Punkte höher steht als der Dritte und Vierte; der Eine durch seine Gutmütigkeit, der andere durch seine Wolthätigkeit, der Dritte durch seine Geradheit oder Umgänglichkeit; wieder Andere durch ihren überlegenen Verstand und ihre Fertigkeit im Ueberreden und Ueberzeugen, durch ihren Ernst und ihre Festigkeit, oder auch durch ihre dichterischen Gaben und durch das sogenannte „Geistreiche" ihres Wesens. Durch alle diese Eigenschaften wird die Seele des Dritten in ihren Gefühlen und Gedanken, in ihrem Wollen und in ihren Entschließungen bestimt und geleitet, aber Gewalt über die Geister gewährt keine einzige dieser Eigenschaften, gewähren sie alle zusammen nicht, und wären sie auch in einem einzigen Menschen vereinigt. Auch dieser außerordentliche Mensch, welcher alle diese Gaben in sich vereinigte, würde nur auf einzelne Neigungen, Gewöhnungen und Entschließungen anderer Menschen, nicht aber auf ihre Seelen im Ganzen, nicht auf ihre tiefste Lebensbestimmung, auf ihren Geist einwirken; er würde die Neigungen und den Willen nur etwa beschränken, von dem Verkehrtesten und Verderblichsten abhalten, er würde sie

nicht umzuwandeln, oder wo sie verdorben und krank wären, nicht von Grund aus zu heilen vermögen; er würde einzelne Richtungen angeben und bestimmen, aber die Seele mit allen ihren Kräften auf eine einzige notwendig zum Ziele führende Bahn werfen, das würde er nicht können. Gewalt über die Geister würde er nicht haben.

Mit jenem Einfluße auf die Seelen ist es uns bei der Aufgabe, welche uns jetzt beschäftigt, auch gar nicht gethan. Damit könnten wir den gebrechlichen Leib unseres Volkes wol allenfalls flicken, stückweise verbeßern, und zur Notdurft wieder herstellen, aber nur um ihn in kurzer Zeit dennoch zerfallen und vermodern zu sehen, und unsere ganze Mühe, Sorge und Arbeit als eine zeitliche und irdische, als eine vergängliche und am Ende als eine vergebliche zu erkennen. Wäre ein solcher Einfluß auch durch die reiflichsten Beratungen, durch die reichlichsten Geldmittel, durch die rührigste Thätigkeit und die vortrefflichsten Anstalten unterstützt — alles das würde zusammenbrechen, wie eine Strohhütte vor dem Sturme, in den Greueln der Verwüstung, welche über uns, über unser Land und Volk, über unsere Kinder und Enkel kommen werden.

Darum wünschen wir unseres Orts, man möge weniger — nicht Eifer, Lebendigkeit, Rührigkeit, aber weniger äußerliche Betriebsamkeit, weniger Beratung über die vielen, die unzäligen zweckmäßigen Mittel, über die einzuführenden Ordnungen eintreten laßen, als wir fast überall sehen. Wir wünschten, es möchte in aller Kürze und Einfachheit sich über die eigentliche

und letzte Aufgabe verständigt werden, und das kann in wenig Worten und in kurzer Zeit geschehen, wenn — wir den Beruf dazu haben.

Aber es will uns mitunter nicht so scheinen, als ob die letzte und höchste Aufgabe, als ob unser eigentlicher geistlicher Beruf fest genug vor den Augen aller derer stünde, welche sich äußerlich berufen halten, an das Werk Hand anzulegen. Ich kann es nicht bergen, ich habe bei diesen Bestrebungen oft das trostlose Gefühl, was mich bei Ertrinkenden angewandelt hat. Der Unglückliche kämpft mit dem Strudel, er sinkt unter, taucht auf und sinkt wieder und noch einmal hebt er wenigstens die Hand aus den Wellen, wie hülfeflehend; da laufen sie nun herbei, die Helfenden, mit lautem Geschrei und Jammer, mit Leitern, Stangen, Haken, Stricken, Tüchern; aber schwimmen — ja schwimmen kann Niemand. Die Flut verschlingt den Armen und nur die Leiche wird mit den Haken ans Ufer gezogen.

Könnt ihr schwimmen? schwimmen auf dem ungestümen Meere der Seelen der Gottlosen? habt ihr Gewalt über das feindselige Element der Wogen? Gewalt über die finstere Tiefe des Abgrunds? habt ihr Gewalt über die Geister?

Glaubt es nicht, ihr Pfarrer, liebe Amtsgenoßen, daß es schwimmen heiße, mit den Leuten reden und ihnen zureden; das könnt ihr und thut es auch; aber die Leute verstehen euch nicht, sie hören euch nicht einmal. Das Zureden ist an sich etwas ganz und gar Weltliches, noch lange nichts Christliches, geschweige

denn etwas dem geistlichen Amte besonders Zustehendes, ja nur Ziemendes; es ists nicht, und wenn ihr wirklich lauter biblische Worte und Reden in aller Gutherzigkeit und Freundlichkeit sprächet. Ueberlaßt das Zureden den Laien, und unter diesen wieder den Neulingen, den Katechumenen und denen, die von den Heiden herkommen.

Glaubt es nicht, daß es schwimmen heiße auf dem brausenden Strome der Welt und der Hölle, den Leuten äußerlich helfen und sie in eine gute Verfaßung, in gehörige Lebensordnung, Arbeit und feine Zucht zu bringen. Das ist wol eine feine Zucht, aber eine äußerliche Zucht, und bei dem ersten Sturme in der Welt, in welchem der Geist, der in der Luft herscht, nur überhaupt wirklich vorhanden ist, gehen euch alle eure Erzogenen von dannen, nicht anders wie die Zigeuner, welche auch des Heimatlebens nicht gewohnt werden können. Laßt den Communismus nur ein klein wenig stärker wiederkehren, als er im vorigen Jahre war, und es bleibt euch nicht Einer. — Die Verfaßung, Ordnung, Arbeit und Zucht überlaßt den Diakonen. Könnt ihr solche geistliche Diener wirklich schaffen? Nötig habt ihr sie. Aber ihr schafft sie euch gewis und wahrhaftig nicht eher, als bis ihr die geistliche Geistergewalt wieder in den Händen habt.

Diesen Diakonen überlaßt denn auch die übrige äußerliche Ordnung, das Geldschaffen und das Büchermachen und das Bücherverbreiten, das Häuserbauen und den ganzen Haushalt, so weit ihr einen solchen braucht. Ihr habt mehr und habt Größeres zu thun,

als das. Das Geld und die Häuser thuns freilich nicht, aber das Büchermachen und Bücherverbreiten und Bücherverkaufen thuts auch nicht; selbst das gelesene Evangelium thuts nicht. Die Dinge alle müßen sein und müßen betrieben werden, aber über das wilde Meer der Sündenwelt schwimmt ihr damit nicht. Es thut mir immer leid, wenn ich Geistliche, die des erlösenden Heilands Amt auf ihren Häuptern tragen, mit diesen Diakonendingen sich schleppen und plagen sehe, und wenn ich sogar zu bemerken glaube, daß sie in dieser äußeren Rührigkeit und Beweglichkeit, in diesem Hantieren, in diesem Vereinstiften und Vereinbesuchen, im Discutieren über zehn oder zwanzig Thaler ab oder auf, im Vertrieb der Bücher und sogar der Bibeln und was dergleichen „Amts- oder Geschäftssachen" mehr sind, ihren eigentlichen Beruf oder wenigstens ihre Aufgabe zu finden meinen. Da sind wir nicht gar weit von der guten Meinung der Consistorialmenschen, welche ganz treuherzig glauben, ihr grüner Tisch wäre die Kirche, und ihr Regieren thäte es; die sogar darauf leben und sterben, daß ihre Rescripte und ihre „amtlichen Einschreitungen" die Kirche zur Blüte und zum Gedeihen brächten. Ich für mein Theil habe darum in den letzten Jahren fast nichts Traurigeres erlebt, als die „rege Theilnahme" der Pfarrer am Gustaf-Adolfs-Verein, den uns der liebe Gott als ein rechtes und wolverdientes Paroli auf unsere äußerlich gewordene Heidenmissionsthätigkeit setzte. Das war so recht darauf gezielt und gemünzt, die Pfarrer in äußerlicher Thätigkeit zu betäuben und ihres rechten Pfarrerberufes

vergeßen zu machen. Wir Laien oder Halblaien, wie ich z. B. einer bin, konnten eher dabei sein, als gerade die Pfarrer. Wenn es dieß Vereins-Organisieren, das Bauen der hölzernen oder steinernen Kirchen, das Anschaffen der Glocken und die accurate Rechnungsführung über alle Einnahmen und Ausgaben im Gustaf-Adolfs-Verein thäte, dann thäten es auch die Kirchenbuchsextracte und die tabellarischen Kirchenbücher, die Collectenausschreiben, die Kirchenrechnungen und die Berichte und Rescripte darüber, ob aus dem Kirchenkasten zu N. 1 Thlr. 25 Albus zu einer neuen Goße in der Pfarrhausküche und aus dem Gotteskasten zu NN. 2 Thlr. 10 Albus 8 Hlr. zur Reparatur des Schweinestalls im Pfarrhofe zu verwilligen seien. Und nun sind wir nur noch einen einzigen Schritt entfernt von der gutgemeinten, aber den geistlichen Beruf im Kerne zerstörenden Forderung des verstorbenen Pfarrers Kempf zu Schenklengsfeld, welche dieser vor etwa sechs und zwanzig Jahren ganz förmlich und öffentlich dahin stellte: „es müßten die Pfarrer, um ihr Ansehen zu heben und zu befestigen, notwendig zu Mitgliedern der Polizeicommissionen ernannt werden“.

Die „Geschäfte“ jeder Art müßen wieder mehr in den Hintergrund treten; Wenige werden sie neben dem geistlichen Amt noch besorgen können — haben es doch die Apostel selbst nicht vermocht — wer aber neben den mächtig ergreifenden eigentlich geistlichen Arbeiten wirklich noch Zeit und Kraft für solche Geschäfte übrig hätte, nun, der möge sie immerhin mit jenen Arbeiten,

aber nicht neben, geschweige vor denselben, sondern nach ihnen besorgen.

Unter jenen Geschäften haben wir indes eines genannt, dem wir noch ein paar Worte besondes widmen müßen. Das ist der Verkehr mit den Druckschriften, die literarische Thätigkeit überhaupt. Teusche man sich doch ja nicht: die meisten Druckschriften sind durchaus nichts weiter, als Mittel des Zuredens und Einflußgewinnens, aber kein Mittel der Geisterbewältigung, es sind halb oder ganz weltliche, keineswegs eigentlich geistliche Mittel. Und das bloß gelesene Evangelium selbst — es dringt nicht in die Herzen, als nur in die, welche vorher schon durch das persönliche Zeugnis gewonnen, welche vom gepredigten Worte bereits übermannt und überwältigt worden sind. Für alle noch-Unbekehrte, Halbe, Schwankende, ist das gedruckte Evangelium ein mit sieben Siegeln verschloßenes Buch und bleibt es. Für die große Masse derer aber, für welche jetzt gesorgt werden soll, ist es eben der Gegenstand des Widerwillens, der Feindschaft, des Abscheues, und sie werden durch das Lesen und das Anhalten zum Lesen so wenig und noch viel weniger bekehrt, als wenn Bonifacius das eine alte Evangeliarium, welches er besaß, bei unsern Vätern unter der Eiche zu Geismar in den Reihen herum hätte gehen laßen, und gesagt: Lieber, lies das! So hätten sie hinwiederum gesagt: ich kann nicht lesen. Die Buchdruckerkunst, die Literatur, an sich und ohne das heiligende Zeugnis des Wortes, hat in unserer Zeit sogar vorzugsweise zer-

störende Kräfte; sie hat Gewalt über die Geister, aber zum Bösen. Die Gewalt über die Geister zum Guten muß ihr anders woher kommen. Und selbst für die Bekehrten muß mit den Büchern sparsam verfahren werden. Denn das Lesen schwächt meistens den Glauben ab, und macht nur hungrig nach immer neuen Reizen. Ich möchte ein lautes, lautes Wehe! rufen über alle christliche Romane, christliche Kinderschriften, christliche Zeitungen, welche im besten Falle nur künstliche, sehr schön aussehende, aber saftlose Treibhausfrüchte des Glaubens, im schlimmern Falle aber ein papiernes Wißen und Fühlen erzeugen, welches von der wirklichen Welt ganz abgewendet ist, oder welche gar so in den Tag hinein und auf gut Glück, fast immer aber mit sehr wenig Geschick hinausgestreut werden in die Welt, wo doch kein gepredigtes Wort und Zeugnis vorangegangen ist, als hätten sie magische Wunderkräfte. Zauberkräfte schreibt man ihnen auf diese Weise zu, aber zaubern kann nur der Teufel und seine Gesellen; Wunder thut der heilige Geist, aber er thut sie durch den geschaffenen Odem der lebendigen Menschenbrust, durch den warmen Hauch der Liebe, durch ein in heißer Reue und in friedevollem Troste erzitterndes, klopfendes Menschenherz, schwerlich jemals durch Papier und Druckerschwärze.

Also das gepredigte Wort! Das hat Gewalt über die Geister. Wol! es hat sie. Aber wann und wie hat es diese Gewalt durch deinen, eben durch deinen Mund? Nur dann, wenn es rein gepredigt wird, und nur dadurch, daß du dich selbst mit deinem

ganzen Wesen, mit Geist und Seel und Leib, an das Wort hingibst, dich selbst Eins machst mit diesem Worte. Es muß dasselbe sich alle deine Gedanken, deinen gesamten Willen und sogar alle deine Regungen und Gefühle ohne einen einzigen Rückhalt untertan gemacht, in seine volle Gewalt gebracht haben, dann gibt es sich auch hinwiederum in deine Gewalt, ganz und ungeteilt und ohne Rückhalt, und gestattet deiner armen sterblichen Zunge, Werke der Ewigkeit zu verrichten. So lange du noch etwas Eigenes zu dem Worte hinzuthust, deine Kunst oder deine Weisheit oder deine Ansichten und Absichten, so lange kannst du zwar das Wort vielleicht nicht ohne Frucht predigen, aber so lange hast du nur noch Einfluß auf die Geister, noch keine Gewalt über sie. Darum horche wol auf dich selbst, auf dein innerstes Treiben, auf das geheime Regen und Weben in deiner Seele. Es kommt leicht vor, daß zwei Stimmen in dir sprechen und folglich auch aus dir sprechen: laut allerdings die Stimme des göttlichen Wortes, aber leise daneben auch deine eigene Stimme: bald die Stimme deiner Gleichgültigkeit, Zerstreutheit und Trägheit, bald die Stimme deiner Eitelkeit und des Wolgefallens an deinen eigenen, wolgelungenen Worten oder des Misfallens an dem, was dir nicht recht wol geraten und nicht schön genug gesagt scheint, bald die Stimme deines Selbstvertrauens, bald die Stimme deiner fleischlichen Zaghaftigkeit, bald die Stimme deiner lebhaften Einbildungskraft, bald die Stimme der Sorgen und Nöte, die du in deinen vier Pfählen hast. So lange du

diese zweite Stimme, wenn auch nur leise, noch in dir hörst, hast du noch nicht volle Gewalt über die Geister, denn der Menschengeist unterwirft sich dem bloßen Menschengeiste niemals unbedingt, braucht es nicht, soll es auch nicht. Also wehren sich die Geister, denen du predigst, gegen dein Ich, welches aus dir spricht, und damit wehren sie sich denn auch meist gegen das Wort Gottes, welches neben deinem Ich hergeht. Und wenn in solcher Art die auch noch so leise Stimme deines Ich mitspricht, so hören sie doch alle deine Zuhörer auf der Stelle heraus; sie hören sie, sie fühlen sie heraus, auch wenn sie sie nicht erkennten und namhaft zu machen wüßten; sie hören sie bestimter aus dir sprechen, als du selbst sie in dir vernimmst.

Damit ist es gerade so, wie auf dem weltlichen Gebiete mit der Dichtkunst. Nur das Lied nimmt uns ganz und gar ein und hin, in welchem wir deutlich erkennen, daß der Dichter ganz und gar voll gewesen ist von dem Gegenstande, den er hat besingen wollen — ja, wenn wir recht bestimt fühlen, daß er gar nicht hat singen wollen, sondern hat singen müßen, und daß er an gar nichts anderes hat denken können, als eben an sein Lied. Darum ist die Dichtkunst von jeher, und gar nicht mit Unrecht, als etwas Göttliches betrachtet worden; sie geht wirklich von der Verkündigung des göttlichen Wortes in ihrem Ursprunge aus und ist aus dem Gebiete der Welt wirklich das vollkommenste Spiegelbild der Predigt des Wortes. Aber auch auf anderen weltlichen Gebieten verhält es sich eben so: einen unruhig schreienden Säugling bringt

man nicht zur Ruhe, so lange man noch selbst unruhig, vielleicht gar hastig und ärgerlich ist; wird man in der tiefsten Seele selbst ruhig und hat keinen andern Gedanken als die Ruhe des Kindes, so wird es augenblicklich stille. Oder: was der Vater, als Vater, in vollem Bewußtsein und Gefühl seiner väterlichen Natur, die Mutter, als Mutter, aus Muttertrieb und unbewußtem Muttergefühl dem Kinde sagt, das findet auf der Stelle seine Stätte und Wirkung bei dem Kinde; die, freilich an sich göttliche, Vater- und Muttergewalt bezwingt das Kind unwillkürlich und unwiderstehlich; es beugt sich und gehorcht. Aber was die Eltern als Menschen sagen, die eben so gut und nicht mehr Menschen sind als das Kind, was sie aus Klugheit oder Aerger, aus Berechnung oder Leidenschaft sagen, das gleitet rein ab von dem Kinde — es beugt sich nicht unter diese menschlichen Weisungen, es hört sie vielleicht gar nicht einmal, oder wird durch dieselben gar nur zum Schlimmen geführt.

In solcher Weise, mit solcher gänzlichen, unbedingten Hingebung muß das Wort gepredigt werden, wenn es Gewalt über die Geister haben soll. Dann hat es aber auch die Gewalt, daß bei denen, welchen das Herz überhaupt aufgeschloßen wird (denn das ist die, neben der Thätigkeit des Wortverkünders hergehende und von derselben unabhängige schöpferische Thätigkeit des heiligen Geistes, welche indes auch nur neben der rechten Verkündigung des Wortes hergeht, und an diese gebunden ist) alles Urteilen und Beurteilen, alles Fragen und Zweifeln mit einem Male

aufhört und sie still und ergeben sich bloß aufnehmend, bloß empfangend verhalten. Der Wortverkünder wird von ihnen nicht etwa gelobt oder gar erhoben und gepriesen (das ist immer ein unechtes, oft ein schlimmes Zeichen, und doch leiden so viele unserer Gemeinden, Vereine und Gemeindeglieder an diesem bedenklichen Fehler des Lobens, die Redenden an dem Makel des Gelobtwerdens), sondern sie nehmen schweigend hin, was ihnen geboten wurde, und ihre Gedanken wenden sich nun unmittelbar an den gekreuzigten Christus und an den Vater. Die Andern aber, denen das Herz noch nicht geöffnet wird, die Harten und Verstockten, offenbaren laut ihren Haß, und in unserer Zeit ist das richtigste und sicherste Zeichen einer wirklichen und rechten Wortverkündigung das, daß dieser Haß recht brennend, recht lodernd emporschlägt, und sich, wenn auch zunächst wol gegen den Wortverkündiger, doch hauptsächlich gegen die Verkündigung und das Wort richtet. Die Verkündigung des Wortes in unserer Zeit zeigt, wenn sie die rechte ist, ihre Gewalt über die Geister in der Macht der Scheidung.

„Sind das aber nicht allzu hohe Forderungen, welche du stellst?" so fragt wol Mancher. Gewis sind es sehr hohe Forderungen, und es ist auch ganz die Meinung, daß zur Erfüllung derselben eine ganz besonders strenge und unabläßige Selbstzucht, eine fortwährende nachdrückliche Selbstbezwingung, eine ganz eigentliche leibliche und geistige Kasteiung (man misdeute mir das Wort nicht) gehöre, und für unsere Zeit schlechterdings unerläßlich sei. Es ist voller Ernst und

nichts daran abzuthun: wer nicht in dieser Weise das Wort verkündigt, der predigt in unsern Tagen nicht den Glauben, sondern den Abfall, nicht die Gewalt über die Geister, sondern den Aufruhr der Geister, nicht Christum, sondern den Antichrist, nicht Gott, sondern den Teufel. Wer jetzt dem Worte nicht ganz gehorsam ist und sich nur in einem Punkte gegen dasselbe undemütig und ungebeugt verhält, wer noch in einem einzigen Stücke zweifelt und menschlich schwankt, der predigt sich und die, welche ihm anvertraut sind, in das ewige Verderben hinein. Insbesondere gilt dieß den eigens berufenen Dienern am Wort, den Pfarrern: so viel Schritte auf die Kanzel ohne jene gänzliche Hingebung an das Wort und ohne die dazu gehörige Selbstzucht, gerade so viel Schritte in die Verdammnis.

Es klingt hart. Aber nicht ein Wort davon und zurück! nicht ein Wort. Nähme ich irgend ein Stück davon zurück, so thäte ich selbst das, wogegen ich kämpfe; ich predigte dann selbst mit diesen meinen geschriebenen Worten, die doch noch lange kein Zeugnis vom Worte sind, den Ungehorsam gegen das Wort und die menschliche Verkündigung desselben.

Aber allerdings ist bisher von dem Gesetz in der Verkündigung des Wortes die Rede gewesen. Nun kommen wir auch an das Evangelium in der Wortverkündigung zur Gewalt über die Geister.

Du hast alles, was vorher ist verlangt worden, du hast und besitzest es bereits in aller Fülle und aller seligen, mächtigen, schöpferischen Wirksamkeit: Einig-

keit deines ganzen Selbst mit dem Worte, und Einigkeit des Wortes mit dir selbst, Selbstbereitung und Selbstzucht, und den Erfolg deiner Verkündigung, nämlich die Gewalt über die Geister; es ist dir das alles längst bereitet, gegeben und geschenkt, und du hast noch mehr an Gewalt über die Geister, als die Verkündigung des Wortes. Du hast das Gebet.

Alles auszuführen, was dahin gehört, dazu ist hier nicht der Ort. Aber das Notwendigste soll auch hier ausgesprochen werden; und so fangen wir denn gleich bei der höchsten Spitze an: wir haben Gewalt über die Geister auch ohne den Verkehr des Mundes, bloß durch unser Gebet. Wem eine Seele zu ihrer Bekehrung auf seine Seele gelegt ist (denn zur Bekehrung gehört Beruf, ein sehr bestimter Beruf, und es heißt Gott versuchen, sich diesen oder jenen heraussuchen zu wollen, um ihn zu bekehren) der kann, der muß sie gewinnen, ganz und gar für Gott bewältigen und notwendig selig machen, so wie er sie mit dem tiefen Seufzen des ganzen Menschen, mit der innigen, zwar zitternden aber dennoch getrosten, bangen aber doch seligen Bewegung des ganzen geistigen und leiblichen Lebens, die von Gott aus und wieder auf Gott hin geht, und die wir Gebet nennen, Gott darbringt und gleichsam hinhält. Das kann jeder Einzelne innerhalb der heiligen christlichen Kirche in Beziehung auf den Einzelnen, und diejenigen, welche für Viele berufen sind, können es für Viele. Dieser Macht des auf eine Seele gerichteten Gebets vermag keine Seele zu widerstehen. Sie muß folgen und sie wird folgen,

so wie wir nur für sie flehen. Ja, alle Gewalt über die Geister beruht zuletzt auf dem Gebet. Wie oft schlagen, zum Beispiel, alle Ermahnungen, Weisungen, Strafen des Erziehers an dem Kinde nicht an; einmal von Herzen für das Kind gebetet — und das Kind weiß selbst nicht, wie ihm geschehen ist; gestern noch voll Widerwillen und Trotz und heut die Fügsamkeit selbst. Sich mit Gott eins wißen, eins fühlen, das ist das Geheimnis der Gewalt über die Geister. Wie oft geht mancher unlustig, schwankend, bange, sorgenvoll, zerstreut und zerstört an die ihm aufgegebene Verkündigung des Wortes — ein Augenblick des gänzlichen, aber freilich auch des gänzlichen Niederwerfens vor dem Herrn, und es ist alle Unlust, Sorge, Zerstreuung und Störung von Grund aus geheilt; die Verkündigung hat ihren Erfolg.

Allerdings kann derjenige nicht in solcher Weise beten, der noch irgend eine Unsicherheit des Glaubens, irgend eine Halbheit, irgend einen Zweifel hat; zum rechten Gebet gehört, oder das Gebet ist vielmehr, ein unbedingtes Einssein mit dem warhaftigen, lebendigen Gott, dem Vater, dem Sohne und dem Geiste. Aber wir dürfen doch auch nicht vergeßen, daß es zweierlei Art von Gebet gibt: das Gebet der Zucht, welches stets, auch von dem noch menschlich Schwankenden und Zweifelnden, geübt werden soll, und freilich nur ihm selbst zu Gute kommt, und das vielvermögende Gebet des ernstlich Betenden. Das erstere ist dennoch immer eine höhere, wenn gleich nicht die

höchste, eine erfolgreich kämpfende, wenn auch nicht unbedingt siegreiche Macht.

Diese Uebung des Gebetes, welche bisher nur bei Einzelnen Statt fand, diese muß wieder, wie vor den Zeiten der Zerstörung, die jetzt schon fast achtzig Jahr gedauert hat, Gemeingut der Kirche werden. Ohne das ist es unmöglich, Gewalt über die Geister zu gewinnen. Ja es muß die Gebetsübung noch in weit höherem Grade in der Kirche eintreten, als sie vor achtzig Jahren, als sie vor dreihundert Jahren war, sie muß in gleichem Grade eintreten, wie sie in den Zeiten der Apostel gewesen ist. Das ist die derzeitige Aufgabe vor allem der Diener am Wort, und ihre ganze Wirksamkeit ist menschlich, nichtig, verwerflich und sie selbst richtend, wenn sie nicht dieses Ziel erreichen.

Dazu aber gehört Anspannung und Zusammenfaßung aller Kräfte, und darum heißt es jetzt, sich der weltlichen Geschäfte und der Thätigkeit nach Außen nicht nur nicht mehr zugewendet als bisher, wie so Viele zu wollen scheinen, sondern sich derselben entzogen und alle Kraft auf diesen Kern des geistlichen Amtes geworfen. Wie wir das meinen, führen wir wol ein anderes Mal aus, wenn wir vernehmen sollten, daß die Bruchstücke, die wir dießmal gegeben haben, willige und freundliche Aufnahme gefunden hätten.

Die Stellung der kirchlich Gesinnten zum Staate und zur Monarchie insbesondere.

(1849.)

Bekanntlich hat dem Gedeihen der gläubigen und kirchlichen Gesinnung nichts so sehr geschadet, als die Meinung, daß diese Gesinnung keine wahre, keine selbständige Gesinnung sei, sondern lediglich im Dienste des Staates, zumal der Monarchie stehe. Diese Meinung wurde durch die Handlungsweise der monarchischen Partei in Frankreich während der zwanziger Jahre, am meisten seit dem Regierungsantritt Karls X., welche nichts im Munde führte als „Thron und Altar", auf nur zu natürlichem Wege hervorgerufen, und da kurz nach dem ersten, wenigstens lebhaften, Erwachen des christlichen und insbesondere kirchlichen Sinnes in Deutschland auch hier der Kampf für und gegen die Monarchie, seit dem Jahre 1830, entbrannte, also beide Richtungen neben einander liefen und sich, wie das nicht anders sein konnte, vielfach begegneten, wenigstens durchkreuzten, so hieß es nun auch hier: ihr seid christlich, seid fromm, seid kirchlich, weil ihr monarchisch seid, statt daß es umgekehrt hätte heißen müßen: ihr seid monarchisch, weil ihr kirchlich seid. Die große Masse der Ungläubigen, der gemeinen Liberalen und politischen Wichte, welche keinen andern Gedanken haben, als politische Geltung zu gewinnen, an das Staatsruder zu kommen oder wenigstens „Theilnahme am Staate" zu erobern, ist der Ueberzeugung gänzlich unfähig, daß christliche Erkenntnis, Frömmig-

keit, kirchlicher Sinn aus tiefem, unabweisbarem und von allen weltlichen Dingen, am meisten von allen politischen Dingen, völlig unabhängigem Bedürfnis, aus tiefem Seelendrang hervorwachse. Das ist für sie ein für allemal zu hoch: sie meßen alle Andern nach sich, nur nach sich: die Unbefangensten nach ihrem eigenen kleinlichen, zerfreßenden Ehrgeiz, die Tiefsten nach ihrer eigenen Flachheit und Albernheit, die Höchsten nach ihrer eigenen platten Niedrigkeit und Erbärmlichkeit.

Geschadet hat indes diese von den Flachen und Armseligen, von den Schwätzern und Wichten ausgehende Meinung, geschadet nach mehr als einer Seite hin. Einmal sind gar viele ehrlichere Gemüter, denen nur die Fähigkeit der Prüfung fehlte, gegen die Kirchlichen mistrauisch geworden, als meinten sie es nicht ehrlich, und als „stecke doch immer etwas dahinter", und so haben sie, die Kirchlichen, nicht den allgemeinen Einfluß auf die Gemüter gewinnen können, den sie sonst wol gehabt haben würden: Viele sind kalt und mistrauisch geblieben bis in die jüngste Zeit herein, ja Manche wol noch bis auf diesen Tag. Sodann aber haben auch viele Kirchliche nicht den rechten Mut, wenigstens nicht die rechte Freudigkeit gehabt, zu reden und zu zeugen, weil sie fühlten, daß ihnen ein unbesieglicher Verdacht gegenüber stehe, und daß ihre Rede und ihr Zeugnis doch nicht rein, wie sie es gaben, aufgenommen werde. Manche unter ihnen haben auch wol selbst nicht ganz frei geredet und rein gezeugt, sondern sich halb ausgesprochen und allerlei Hinterthüren sich geöffnet, allerlei Verwahrungen eingelegt,

und dadurch theils den Verdacht vermehrt, theils aber dem kirchlichen Zeugnis etwas vergeben. Drittens aber waren sie allesamt ohnmächtig, der Ordnung, dem Rechte, der Obrigkeit, dem Landesherrn einen wirksamen Dienst durch ihr Reden und Zeugen zu erweisen; denn es hieß: sie können ja nicht anders, sie müßen wol so sprechen, sie sind ja Dienstleute, sind ja verkauft. Dieser Meinung haben leider Viele dadurch Vorschub geleistet, daß sie — selbst Diener am Wort, Pfarrer und geistliche Oberhirten — wenn auch nicht auf der Kanzel, doch im öffentlichen Leben oder im geselligen Verkehr das, was man „Absolutismus" nennt, auf eine ihrer Gesinnung und ihrem Amte wenig ziemende Weise in den Vordergrund stellten, und statt des Schwertes des Glaubens, den Stock des weltlichen Gesetzes, wo nicht gar das spanische Rohr der Polizei führten. Ja es hat, auch bei uns, Manche gegeben, welche in abgöttischer Weise, wie jetzt vielfach in Preußen geschieht, ganz im Sinne der kläglichsten liberalen Wichte und tollsten Demokraten, gesagt haben: ich will Christentum, Glauben, Kirche, weil ich die Monarchie will; nur mit den Zuständen, wie sie vor dem Merz 1848 waren, verträgt sich eine Kirche, kann eine Kirche bestehen. Es mag deren, welche dieß gesagt haben, allerdings nur Wenige gegeben haben, aber es hat deren gegeben, und sie haben sehr viel Schuld daran, daß die rechte Gesinnung, die kirchliche wie die monarchische, in Miscredit gekommen und daß zumal die erstere zu keiner praktischen Geltung gelangt ist, die andere bis auf schwache Reste herabgesunken und unter

den schmutzigen Fluten der Gassendemokratie und Krawallsouveränetät untergegangen ist.

Bei uns in Kurhessen findet das Gesagte überall die bestimteste Anwendung, und es findet noch manches Andere Anwendung, was hier nicht gesagt ist, wovon wir aber demnächst zu handeln gedenken. Unter dem „Ministerium Hassenpflug" galt es ein für allemal als ausgemacht, daß, wer christlich, gläubig, kirchlich sei, dieß nur aus politischen Gründen sei und sein könne; gegen diese Meinung nur anzukämpfen, war unmöglich, geschweige denn, sie, selbst im Einzelnen, da oder dort, zu besiegen. Der Schreiber des Volksfreundes hat darum den Abgang Hassenpflugs im Jahre 1837, so tief er ihn beklagte, noch jetzt beklagt und aus politischen Gründen sein Leben lang beklagen wird, nicht ganz ungern gesehen, weil er voraussah, wenigstens hoffte, daß nunmehr eine größere Selbständigkeit der kirchlichen Gesinnung, auch eine größere Warheit in dem Kreiße der kirchlich Gesinnten selbst, eintreten werde. Seine Voraussetzung gieng sehr bald in Erfüllung: als unter dem „Ministerium Hanstein" die Kirchlichen nachdrücklich, mitunter auf gehäßige Weise verfolgt wurden, erkannten selbst sehr flache und fade Gegner an, daß die kirchliche Gesinnung, welche auch unter so ungünstigen Umständen Stich halte und sogar weit ernstlicher verfochten werde als vorher, etwas Selbständiges, ja wol gar etwas Achtungswertes sei. Aber in der Voraussetzung, daß diese Anerkennung, damals mit Mühe erobert, eine bleibende sein werde, darin habe ich mich mit Vielen arg geteuscht. Wir kannten

die Flachheit, den Leichtsinn und die Unehrlichkeit der Gegner doch noch nicht hinreichend. Unter dem „Ministerium Scheffer" kamen die alten Gedanken der unverbeßerlichen Flachköpfe dennoch wieder zum Vorschein — wie wir gern zugestehen, nicht ganz ohne Veranlaßung, ja nicht ganz ohne Schuld des betreffenden Ministeriums. In den Stürmen des vorigen und zum Theil des gegenwärtigen Jahres ist dieselbe Anerkennung, wenn auch noch so widerwillig, wiedergekehrt, und zwar zum größten Theil in weit höherem Maße wiedergekehrt, als vor zehn Jahren.

Ob sie bleiben wird, diese Anerkennung — wer vermag das zu sagen, wenn wir das wellenreiche, unruhige, jedem Windstoß preisgegebene Meer der liberalen Tagesmeinung betrachten? Es ist nicht darauf zu rechnen; auf den Verstand kann man irgend eine bestimte Rechnung stellen, auf den Unverstand niemals. Aber wir sollen das Unsrige dazu thun, damit diese Anerkennung nicht wieder verloren gehen möge, und so wenig auch eine Rechnung auf den wellenschlagenden Unverstand zu stellen ist, so ist doch durch ernste Beharrlichkeit wenigstens eine Grundlage der öffentlichen Meinung zu erreichen, die auch der tollste Demokrat und der spitzfindigste und geschwätzigste Halbdemokrat nicht wieder erschüttern kann.

Laßen wir uns also durch die jetzt wiederkehrende oder bereits wiedergekehrte Ruhe nicht teuschen, nicht in den Schlaf lullen! Daß wir uns nur nicht wieder ein bequemes Kissen im behaglichen Staats-Sopha zurechtlegen, bis es uns bei dem ersten Sturme, der

den Staat wieder erschüttert, unter dem Kopfe weggezogen werde! Wir möchten dann leicht mit dem Kopfe so stark aufschlagen, daß uns das Wiederaufstehen vergienge. Auf eine **alsdann** wiederkehrende Anerkennung, auf eine **alsdann** wiederkehrende Möglichkeit der Wirksamkeit hoffen wir umsonst! Das mögen wir wol beherzigen. Wir haben im Interesse der Kirche und unsrer Wirksamkeit für dieselbe nichts Angelegentlicheres zu thun, als uns die Unabhängigkeit unserer Gesinnung auch äußerlich zu sichern. Wir haben aber dasselbe auch zu thun im dringenden Interesse „des Staates", im dringenden Interesse der Monarchie. Als „Diener" kann uns die Monarchie gar nicht gebrauchen; wir sind ihr als solche hinderlich und in den meisten Fällen schädlich, weil verdächtig; verdächtig, nicht dem Feinde, denn daran läge nicht allzu viel, wol aber verdächtig den großen Scharen der Unentschiedenen, Unentwickelten, Halben, auf welche unsere Wirksamkeit doch vorzüglich angewiesen ist. Die Monarchie muß an uns freie Bundesgenoßen haben, dann hat sie an uns eine Macht, der nicht so leicht wird beizukommen sein; sie hat an uns das kräftigste, wo nicht das einzige geistige Kampfesheer. Aber geistige Mächte sind nur Mächte dadurch, daß sie frei sind. Wir bedürfen für uns der freien Liebe, die uns um Gottes willen entgegen kommt, und erst wenn wir diese haben, können wir auch mit den Unsrigen der Monarchie freie Liebe, deren diese hoch bedürftig ist, entgegen bringen. Vermögen wir dieß, dann stellen wir

jenes mächtige Kampfesheer in dem großen Streite, welcher das Jahrhundert bewegt, dann stellen wir ein unbesiegliches geistiges Heer. Aber noch einmal: unbesieglich ist es im Interesse der Monarchie nur, in so fern es ein freies Bundesheer ist. Das wißen auch die geheimen Feinde der Monarchie recht gut, und eben deshalb ist ihnen so viel daran gelegen, daß die „Trennung der Kirche vom Staate", die sie selbst provociert haben, entweder gar nicht zu Stande komme, oder in der Weise der politischen Wichte dahin gedeutet werde: „die Kirche soll im Staate aufgehen". Laßen wir uns insbesondere nicht die Sorglosigkeit beschleichen, als sei es mit der Religionslosigkeit des Staates, welche bei uns in Ueberbietung der Grundrechte durch das bekannte Gesetz vom 29. October v. J. proclamiert worden ist, so ernstlich nicht gemeint, und es werde doch wol alles fein still und ruhig beim Alten bleiben, wenn auch hin und wieder einige Behörden anders organisiert, und sonst Kleinigkeiten, z. B. in Beziehung auf die Civilehe, geändert würden. Wir warnen sehr ernstlich. Dieß Gesetz ist eine Thatsache und enthält eine Thatsache, und diese hat ihre Geltung und Wirkung und wird sie weiter und weiter entwickeln. Dieser Thatsache gegenüber ist es vollkommen lächerlich, wenigstens eines Politikers durchaus unwürdig, sich auf die alten loyalen Zustände, auf die alten loyalen Gesinnungen, auf den „Segen des bisherigen Kirchenregiments" und was dergleichen Redensarten mehr sind, berufen zu wollen. Die Thatsache jenes Gesetzes wird alle diese Zustände und Ge-

finnungen nach einander aufzehren, und unsere Aufgabe ist es nur, uns unserer Seits dieser Thatsache zu bemächtigen, unser Theil daran zu fordern und uns dasselbe, wenn auch im heißen Kampfe, zu erobern. Mit andern Worten: wir wollen das Alte nicht zurück haben, nicht darum, weil wir es nicht wieder bekommen können, und die Trauben nur darum sauer wären, weil sie zu hoch hiengen, sondern weil wir das Alte für unsere gegenwärtigen Aufgaben und Pflichten gar nicht brauchen können, weil wir uns mit dem Wiederanschließen an das Alte von Grund aus ruinieren würden; wir wollen die neuen Zustände, um uns innerhalb derselben die wirksame Stellung, welche uns durch dieselben geboten wird, zu schaffen. Von selbst aber und ohne unser Zuthun wird uns diese Stellung nicht zu Theil werden. Ziehen wir den Fuß von dem betretenen, von dem bereits halb eroberten Gebiete nicht wieder zurück! Wir würden es schwer zu bereuen haben. Gänzliche Knechtung der Kirche, damit wir es ohne Hehl aussprechen, wäre der eine notwendige Erfolg dieser Feigheit, und der andere: Verrat an der Monarchie. Noch können wir der Monarchie helfen, aber nur dadurch, daß wir rein um Gottes willen für sie in die Schranken treten. Diese Gelegenheit versäumt, und es kehrt eine zweite niemals wieder. Die Monarchie kann untergehen in den kommenden Stürmen; geschähe es, sie gienge unter zum großen Theil durch unsere Schuld. Wollen wir diese Schuld auf unsere Schultern nehmen?

Vom Kirchengeläute.

(1849.)

Das lebendige Wort vom Gesetz und vom Evangelium ist in vielen Kirchen verstummt; das lebendige Gebet der Gemeinde ist fast überall erloschen. Es ist still und öde geworden an den heiligen Stätten: statt der mächtigen Engelsstimmen, welche hier erklangen wie ein siebenfältiger Donner, hell und scharf, und tief und gewaltig vom Sinai herab, statt der Hallelujahgesänge der Scharen im Himmel, welche am Morgen und am Abend Preis und Anbetung, Trost und Seligkeit, Ehre Gott in der Höhe und Frieden auf Erden jubelnd verkündigten, vernimmt man an vielen dieser Stätten nichts als das unheimliche Geflüster und Geschwirre menschlicher Stimmen, das ängstliche Flattern aufgescheuchter Menschenseelen, welche mit den Fittigen der Fledermäuse unsicher zwischen Licht und Dunkel hin und her sich schwenken, suchen und nicht finden, tasten und nicht greifen, zittern und beben vor innerer Erschöpfung und Unruhe, und doch zur Ruhe nicht gelangen mögen, — das missklingende Schreien und tonlose Schnattern einer Menge aus allerlei Volk, welche vielerlei Sprachen spricht, die sie untereinander selbst nicht versteht; — das gespenstige Rauschen und mühevolle aber erfolglose Lippenbewegen einer blutlosen bleichen Menge von Halblebenden, eines Scheinvolks und Schattenvolks, ohne Erhebung, ohne Glauben, ohne Trost, ohne Liebe, ohne Hoffnung. Und rings herum ertönt, bald aus der Ferne, bald, und jetzt fast

schon überall aus der Nähe, das heisere Geheul der Wölfe, welche den Fraß wittern, der ihnen um Mitternacht werden soll; die hungrigen heulenden Scharen wittern, daß ihre Zeit gekommen ist, die letzte Zeit, wo sie Sonne und Mond verschlingen werden, die Sonne des Glaubens und den Mond der Liebe.

Aber auch an den Stätten, wo die Predigt des Worts gänzlich verstummt und das Gebet der Gemeinde völlig erloschen ist, da ist doch noch eine Stimme übrig geblieben, eine Stimme von den Zeugnissen alter Zeit. Eine Stimme erklingt noch jetzt wie vor einem Jahrtausend, zu denselben Zeiten und mit demselben Rufe wie damals, wenn auch nicht mehr verstanden, wenn auch nicht mehr gehört. Sie erklingt fort und fort mitten unter dem Geflüster, Geschwirre, Geschrei und Geheul, eines Schalles, eines Tones, und all diese verworrenen Töne weit überklingend, nicht selbst predigend und betend, aber zur Predigt und zum Gebet rufend, uns rufend gleich unsern Vorvätern. Es ist die Stimme der Kirchenglocken. Verstehen wir die Stimme des Kirchengeläutes noch? Sie ist die Stimme des Kirchengewißens, des Gemeindegewißens. Sie ist die Stimme aus einer beßeren Zeit, aber auch — die Stimme des Gerichts. Verstehen wir diese Stimme vergangener Herrlichkeit und kommender Gerichte noch? und wenn wir sie noch verstehen oder wieder verstehen lernen, wollen wir auf sie hören?

Schon auf dem Lande ist man in den meisten Gegenden so ganz von dem Verständnis des Kirchengeläutes an den Werktagen abgekommen, daß man von

nichts anderem weiß, als vom Tageläuten, vom Mittagläuten und vom Abendläuten. Doch hier in Hessen heißt — und dafür sei Gott gedankt! — das Abendgeläut noch ziemlich allgemein das Heiligabendläuten, und hier in Hessen gibt es auch noch Gegenden, in welchen der Ruf, nicht allein des Heiligabendläutens, sondern auch der Mittagsglocke als ein Ruf zum Gebet verstanden und befolgt wird. Wenn die Mittag- oder Abendglocke ertönt, ruht einen Augenblick die Arbeit, und so lange der Glockenklang vernommen wird, steht alles Volk still und ehrerbietig im Gebete. In den Städten aber weiß man von der Bedeutung des Glockengeläutes gar nichts mehr, ob es gleich Städte in Hessen gibt, in welchen, wie vor Jahrhunderten, die sämtlichen einzelnen Gebetszeiten noch heutiges Tages regelmäßig durch die Glocken verkündigt werden.

In meiner Kindheit schon fiel es mir auf, daß wenn zu Tage oder Mittag oder heilig Abend geläutet wurde, dieß genau das eine Mal so lange dauerte wie das andere Mal. Ich wollte gern wißen, woher dieß komme und woran man die Dauer des Geläutes so genau abmeße? Aber ich wurde beschieden: „das ist von Alters her so gewesen und das hat man nun so am Griff". Und als ich weiter zu wißen verlangte, warum denn nach dem Geläute „gestimmt" werde, (mit einer anderen, schwereren Glocke dreimal angeschlagen) so hieß es: „damit es hübsch klingt". Erst lange, lange nachher habe ich erfahren, daß das Geläute so lange dauern muß, daß man das Vater Unser und

den christlichen Glauben dabei beten könne, und wiederum viel später erfuhr ich, daß die drei Glockenschläge nach dem Geläut, das Stimmen, zum Beten des englischen Grußes (Lucas 1, 28; auf lateinisch Ave Maria) auffordern. Das sind denn auch die drei Grundgebete, welche in ihrer Verbindung mit einander aus uraltester Zeit, schon aus den ersten Jahrhunderten der Christenheit stammen, in der ganzen Christenheit verbreitet waren und zu deren Erlernung die bekehrten Heiden, auch unsere Vorfahren, zuerst angeleitet und angehalten wurden. Der englische Gruß ist in der evangelischen Kirche abgekommen wegen der Abgötterei, welche man mit der Mutter Gottes nach der Hand zu treiben angefangen hatte, aber der Misbrauch schließt den rechten Gebrauch nicht aus, und das schriftgemäße Ave Maria kann der strengste Protestant mit dem besten Gewißen sprechen, so gut wie jeden andern biblischen Spruch. Es ist auch eigentlich gar kein Gebet, so wenig wie die drei Artikel des christlichen Glaubens ein Gebet im strengen Sinne des Wortes sind. Wer aber ja unüberwindliche Bedenken dagegen hätte, dem wollen wir nachher einen andern Vorschlag machen.

In sehr vielen Gemeinden wird jedoch noch mehrere Male geläutet, als jene drei Mal: nämlich mitunter um vier Uhr früh (noch vor dem Tageläuten), und um acht oder neun Uhr Abends, beides meist im Winter. Das wäre fünfmal. In Städten aber, in welchen ehedem Bischofssitze, Abteien oder Domstifte waren, wie in Brandenburg in der Mark und in un-

9*

serm Hessen in Hersfeld, läutet es noch zweimal mehr, nämlich um zwölf Uhr und um drei Uhr (im Winter um zwei) alles zusammen sieben Mal. Das sind nun die vollen uralten sieben Gebetszeiten, wie sie schon vor 1500—1600 Jahren in der Christenheit nach Psalm 55, 18 und Psalm 119, 164 üblich gewesen sind, und an welche zunächst die Geistlichkeit, Pfarrer, Domherren, Mönche, gebunden waren, auch in der katholischen Kirche noch jetzt (durch das Brevier) gebunden sind. Das Geläut um vier Uhr ist zur Mette, und dieselbe der Andacht über die Geburt Christi gewidmet; um sechs Uhr wird zur Prim (Christus vor Pilatus), nachher auch zur Frühmesse, um neun oder zehn Uhr zur Terz (Geiselung, Dornenkrönung, Kreuzigung Christi), nachher auch zur Conventualmesse, um zwölf Uhr zur Sext (Christus am Kreuz, die Sonne verfinstert sich), um drei Uhr zur Non (Christi Tod), um sechs Uhr zur Vesper (Kreuzesabnahme und Einsetzung des Abendmals), um neun Uhr zur Complet (richtiger: zum Completorium), welche der andächtigen Betrachtung des Kampfes Christi in Gethsemane gewidmet ist, geläutet. Hin und wieder finden sich kleine Abweichungen, z. B. fehlt wol das Geläut um vier Uhr früh und ist dafür das Geläut um elf Uhr zum Tischgebet eingeführt, oder es wird um zwölf Uhr Mittags und um neun Uhr Abends nicht geläutet, sondern bloß zum englischen Gruß angeschlagen u. dgl., aber im Ganzen bleibt es bei dem Einläuten der sieben Gebetszeiten.

Außerdem gibt es noch manche, theils uralte,

theils später eingeführte Eigentümlichkeiten und Besonderheiten, deren wir einige als Beispiele anführen wollen. Zu jenen, den uralten, gehört die Sterbeglocke und die Grabglocke, von denen die erstere gleich nach dem Eintritte eines Todesfalls auf den Wunsch der Verwandten des Verstorbenen, die andere während das Grab auf dem Todtenhofe gegraben wird, geläutet zu werden pflegt. Beide sollen zum Gebet für den Verstorbenen einladen. Die letztere, die Grabglocke, ist in Hessen nicht unbekannt. Eben dahin gehört auch der schöne, von der ganzen lutherischen Kirche nur Seitens der oberhessischen, beobachtete Gebrauch, während des Vaterunsergebets in der Kirche die Glocke zu ziehen, damit diejenigen, welche nicht die Kirche besuchen, sich wenigstens am Gebet beteiligen mögen. Es ist dieser Gebrauch, der von auswärtigen Lutheranern schon vor hundert Jahren an unserer oberhessischen lutherischen Kirche als ein wahrer Mustergebrauch gerühmt worden ist, daher entstanden, daß es hier vor alten Zeiten üblich war, bei dem Sursum corda zu läuten; statt dessen ist nach Abschaffung der Messe das Vaterunsergeläut eingeführt worden. Sodann ist gleichfalls hier in Oberhessen der Brauch, um zehn Uhr Vormittags und um fünf Uhr Nachmittags zu läuten. Dieß ist einst in gar schwerer Zeit eingeführt worden; es beruhet dieß Geläute nämlich auf Verordnungen des Landgrafen George II. (von Darmstadt) von 1631 und 1632, nach welchen die christliche Gemeinde durch dasselbe zum Gebet wider die Schrecken und Greuel des dreißigjährigen Krieges und um Gottes Segen zu den

Friedensversuchen (auf dem damaligen Frankfurter Convent) aufgefordert werden sollte. Dafür giengen denn die andern Gebetszeiten und Glockenzeichen ein. — Daß nebenbei das Glockengeläut noch andere Dienste im Sinne der christlichen Ordnung leistete, z. B. daß das Läuten zur Complet um neun Uhr Abends zugleich das Zeichen zum Schließen der Weinhäuser war, und deshalb schon im 15. Jahrhundert „die Weinglocke" hieß, wie namentlich hier in Marburg, in Worms u. a. O., wollen wir nur beiläufig erwähnen.

Wollen wir nun diesen Stimmen, welche uns heute noch zum Gebete rufen, Gehör geben? — Daß das Gemeindegebet, als die Sprache der Gemeinschaft der Heiligen, wieder eintreten müße, darüber werden alle lebendigen Glieder der evangelischen Kirche einverstanden sein, einverstanden darüber, daß ohne Gemeindegebet an die Bekehrung und Rettung der Verirrten und Verlorenen in unsern Gemeinden nicht zu denken sei, einverstanden darüber, daß wenn wir das Gebet und zwar das Gesamtgebet vernachläßigen, wir damit den Fluch des Verderbens auf unsere Häupter, auf die Häupter unserer Kinder und sämtlicher Gemeindeglieder mit herabziehen, die Erfüllung des Fluches selbst beschleunigen helfen. Wollen wir aber willkürliche Stunden und Tage unseres gemeinsamen Gebetes ansetzen oder die seit Jahrtausenden bestehenden, Jahrtausende lang mit Segen bestandenen, beibehalten? Die schon oft versuchte Willkür mag recht gut gemeint sein, hat aber notwendig den Erfolg, daß sie nicht länger währt, als der einzelne Mensch, der

sie versucht, oder das zufällige Verhältnis, dem sie entsprossen ist — sie ist in den bei weitem meisten Fällen nichts mehr, als einer von den vielen „guten Vorsätzen", welche heute fest wie Erz scheinen und morgen im Nebel zerfließen. Wollen wir für uns etwas sein und gelten oder nur in der Kirche und mit der Kirche und deren Ordnungen etwas sein und gelten? Suchen wir bloß unser Heil, unsere individuelle und augenblickliche Befriedigung und höchstens das eben so individuelle Heil und die augenblickliche Befriedigung unserer Kinder, oder die dauernde Befriedigung und das ewige Heil der Gemeinde?

Schließen wir uns zusammen im Gebete nach den Zeichen und Ordnungen, welche der ganzen Gemeinde gegeben sind! Jeder, der noch einen Funken Leben und christlichen Beruf in sich fühlt, beginne an sich und den Seinigen zunächst die heilsame Zucht des Gebetes in den geordneten Stunden, so viel deren in jeder Gemeinde noch vorhanden sind, zweimal oder dreimal des Tages; darnach wird auch die Kraft des Gebetes folgen. Thue das ein Jeder für sich, in seinem Kämmerlein, oder mit den Seinigen, oder wo er auch unter den Menschen ist. Nur lege er die Menschenfurcht, die falsche Scham, ab! Doch wer den Notstand der Kirche und das nahende Verderben kennt, dem braucht dieß nicht gesagt zu werden. Ein Gesamtgebet, ein Gemeindegebet, wenn auch vorerst nur der Reifsten und Lebendigsten, begehren wir aber alles Ernstes. Ein Gemeindegebet ist jedoch kein solches, wenn es nicht ein regelmäßiges ist, es ist kein solches, wenn

es nicht ein an öffentliche, der ganzen Gemeinde, auch den Unerzogenen, Schwachgläubigen, Widerspenstigen und Ungläubigen, zugängliche und verständliche Zeichen gebundenes Gebet ist. Es soll und darf kein bloßes Privatgebet, Vereinsgebet, Parteigebet sein. Die Kirche soll und wird den Kampf mit der Welt bestehn; sie soll und kann und wird die Welt überwinden; so trete sie denn auch frei und öffentlich, stark und fest mitten in die Welt hinein auf dem offenen Felde, auf welchem sie schon seit Jahrtausenden neben der Welt und der Welt gegenüber gestanden hat.

Es ist das, was hier gefordert wird, wie gesagt, zunächst nur die Zucht des Gebetes: wir wollen nur einmal, zweimal, wenn es sein kann dreimal des Tages aufatmen von dem atemlosen Jagen und Rennen der weltlichen Geschäfte, Sorgen und Gedanken; wir wollen in dem gleichgültigen, eintönigen Lebenstrab, in dem wir in thierischer Weise das Antlitz und die Augen nach dem Boden gesenkt tragen, nur einmal einen Augenblick uns erheben, in der unglaublichen Zerstreuung, in welcher zumal die sogenannten Geschäftsleute aller Art notgedrungen sich befinden, uns einen Augenblick sammeln und in der Zersplitterung, in welche unser bürgerliches und häusliches Leben geraten ist, die wir auch überhaupt nicht oder doch nicht auf einmal und am wenigsten mit bloß menschlichen Mitteln abstellen können, uns wieder zusammenfinden als eine geistige, warhafte Einheit, als eine Gemeinschaft und Gemeinde. Aber selbst in dieser Zucht schon liegt eine unglaubliche Kraft. Wer hat nicht schon das reißend

schnelle Vorüberströmen der Geschäfte, der Sorgen, der Gedanken, das wilde Rollen der Zeit gerade in unserem Zeitalter bald mit Wehmut, bald mit Schrecken beklagt? — Bete, und die Zeit steht still. Glaube nicht, daß das eine Redensart und eine Uebertreibung sei. Es ist buchstäblich so. Die Zeit — was ist sie anders als die Aufeinanderfolge der veränderlichen und vergänglichen Dinge, was ist sie anders als die Vergänglichkeit selbst? Und was ist der schnelle Verlauf der Zeit, wie wir das nennen, anders, als unsere eigene Theilnahme an der Vergänglichkeit und das lebhafte Gefühl davon, daß wir selbst unaufhaltsam der Auflösung und dem Untergange entgegen gehen? — Im Gebete liegt das Einssein mit Gott und die Theilnahme an seiner Ewigkeit und Unveränderlichkeit. Bete, und du nimmst in dem Augenblick Theil an der ewigen Ruhe der Heiligen, an der Arbeit, die keine Arbeit mehr ist — an welcher der Fluch des Schweißes und der Fluch der Vergänglichkeit nicht mehr haftet. Wiederhole das Gebet, und es wird dir so zu Mute sein, wie wenn du von einer Reise zurück kämest, während der du nichts gearbeitet und doch auch nichts versäumt hast, oder wie wenn du aus dem Lärm der Geschäfte einmal hinaus geflohen bist in den grünen stillen Wald, in dem es uns auch so vorkommt, als stehe die Zeit still. Du bist auch wirklich auf einer Reise gewesen, wenn du gebetet hast, bist auf einer grünen, stillen Stätte gewesen, welche grün und still ewig bleiben wird. Es ist in dir ruhig und still geworden, und wird um dich ruhig und still und immer

ruhiger. Das ist nicht bloß eine Umstimmung deiner Seele, eine bloße Veränderung in der Anschauung der Dinge, — sie ists auch, nur nicht allein, ja nicht einmal hauptsächlich — sondern es ist eine zeitbeherschende, eine die Zeit bändigende Kraft in dich gekommen und die Dinge sind wirklich anders geworden. Du hast das nicht gemacht mit deinem Gebet, machst es auch am wenigsten mit einem bloß willkürlichen Gebet, sondern das ist etwas, was an dir gemacht und dir gegeben wird von Gott, von Gott innerhalb der christlichen Gemeinschaft. Das ist die tiefe, erquickende und verjüngende Lebenskraft des Gebetes, auch schon in so fern, als das Gebet nur noch ein bloßes Gebet der Zucht ist; eine allgemeine, dauernde und stets wachsende aber ist sie nur dadurch, daß das Gebet ein Gesamtgebet, ein Gemeindegebet, ist. Diese Zucht des Gebetes ist gar nicht denkbar, nicht möglich, ohne ein geordnetes Gebet in der Gemeinde.

Aber damit ist unsere Absicht doch nur erst zur Hälfte erfüllt. Bis dahin haben wir uns an die Gemeindeglieder gewendet; jetzt wenden wir uns an die Pfarrer. Wollen die Pfarrer dieses Gemeindegebet, und sie müßen es wollen, denn ohne das lodernde Feuer der Liebe im Gebet ist ihr Amt nichts und ihre Wirksamkeit nichts, ihre Predigt nichts und ihre Gemeinde nichts, ohne Gebet werden sie ihre Gemeinde nicht zusammenhalten; — wollen sie dieses Gemeindegebet, dann mögen sie auch damit vorangehen. Das geschieht aber damit, daß sie — wir meinen hier zu-

nächst und vor allem und dringend und fordernd die Städte, am allerdringendsten die größern Städte, freilich ohne die Dörfer ausschließen zu wollen — die verschloßenen Kirchen für die Gebetszeiten wieder öffnen; wir glauben aber, daß er auch damit nicht genug gethan ist. Wir wünschen und bitten auf das Dringlichste und Inständigste, daß die Pfarrer sich, wenn auch nur zweimal, wenn auch nur einmal des Tages, zur Gebetszeit selbst in den Kirchen einfinden und denen, welche zu beten kommen, vorbeten. Es handelt sich dabei nur um eine Viertelstunde, um zehn Minuten. Aber an diesen zehn Minuten können gewonnene oder verlorene Seelen hängen. Mögen auch nur fünf, nur vier oder drei, mögen sogar nur zwei oder ein Einziger zum Gebet am Altar erscheinen — es ist das gleichviel. Mögen auch Stunden kommen, in denen Niemand erscheint — auch das ist kein Grund zur Mutlosigkeit oder zum gleichgültigen Hinwerfen der ganzen Sache. Dieß Gebet der Gemeinde, nach welchem wir ringen und auf welches wir dringen, kann und wird nicht eintreten, wird keinen Fortgang und keine Frucht haben ohne die eingreifende Thätigkeit und Wirksamkeit des geistlichen Amtes. Auch die Pfarrer sind ja nicht bloß Prediger; es sind Männer, denen die Kraft des Evangeliums, welches selig macht, auf ihr Haupt gelegt, in ihre Herzen und in ihre Hände gegeben ist: sie sind die Träger der Gebetskraft in der Gemeinde, der Himmel und Erde bewegenden Gebetskraft; sie sind Beter mit

der Gemeinde und für die Gemeinde. Also: Greift euer Amt an!

Nur daß kein großer Lärm davon gemacht und kein Erfolg mit wer weiß wie viel Hunderten von Kommenden, Betenden, Bekehrten erwartet oder unzeitig ausposaunt wird. Vieles von unsern neumodigen kirchlichen Dingen ist darum misraten und wird misraten, weil wir mit der Welt gelaufen sind, viel Willkür haben mitspielen laßen, viel Aufsehens und Wesens und vor allem, der ungläubigen Welt ganz gleich, viel Worte und — Wind von unsern Bestrebungen gemacht haben. Dießmal wäre großes Wesen und Aufsehen am allerübelsten angebracht! Eine kurze Verkündigung von der Kanzel, und desselbigen Abends um Vesperzeit das Werk mit Gottes Hülfe in der Stille angegriffen!

Was soll denn aber gebetet werden, sei es von denen, welche nicht zur Kirche kommen und ihre Gebetszeiten zu Hause abwarten, sei es von den Pfarrern in der Kirche? Darauf geben wir die einfältige Christenantwort: zunächst nichts anderes, als das Vaterunser und der christliche Glaube; zum Beschluß etwa statt des Ave das Gloria (Luc. 2, 14. Ehre sei Gott in der Höhe). Das ists auch ohnehin, was vom Christenvolk für die Gebetszeiten von jeher verlangt worden ist, und nicht mehr. Eine fortgesetzte Gebetszucht und Gebetsübung wird dann schon zeigen, daß nach Befinden noch mehr geschehen und daß man sich recht wol an die alte Ordnung der sieben Gebetszeiten anschließen könne. Allein in unseren Tagen haben wir

für das Gebet in der Kirche allerdings noch besonders zu verlangen, 1) ein Gebet um Vergebung der Sünden unserer Zeit, d. h. unserer Sünden, durch welche wir das Verderben unserer Zeit mit herauf gerufen und uns an demselben mit schuldig gemacht haben; 2) ein Gebet um Beständigkeit und wider Versuchung; 3) ein Gebet um Bekehrung der Verirrten — letzteres so speciell wie nur möglich. Solche Anordnungen wären dann Sache des geistlichen Oberhirtenamtes.

An diese Gebete in den öffentlichen Gebetszeiten möge sich dann auch der Wochengottesdienst Behufs der Bibelerklärung, es mögen sich daran Bibelstunden (und diese Verkündigung des Wortes halten wir um der unerläßlichen Gesetzpredigt willen für unumgänglich nötig) oder wenn es sich so fügt, Kinder- und Christenlehre anschließen. Aber das Wesentliche bleibt das Gebet zu bestimter Zeit, das Gebet der Gemeinde, das Gebet an der Stätte des Altares.

Wollen wir auf den Ruf der Glocken hören? auf den Ruf dieser Gnadenzeichen, die der Herr uns gnädig gelaßen hat? Noch tönen sie uns. Vernachläßigen wir diesen Ruf, so werden die Secten der Willkür unsere Gemeinden aufzehren, der Raub wird unsere Glocken zerstören, die Wildheit unsere Kirchen abbrechen, und unser Leuchter wird hinweggestoßen werden von seiner Stätte.

„Ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verläßest. Gedenke, wovon du gefallen bist, und thue die ersten Werke.“

Was wollen wir in der Kirche?
(1850.)

Was wir zuerst wünschen und begehren ist dasselbe, was wir auch auf dem politischen Gebiete wünschen und verlangen: gehört zu werden. Aber es ist das schwerer, als es auf den ersten Blick aussieht. Nicht, daß wir uns darüber beschweren wollten, als habe der Volksfreund etwa kein Gehör gefunden — im Gegenteil, wir erkennen mit dem innigsten Danke an, daß er gleich vom Anfange sehr viel Gehör gefunden hat, mehr, als wir uns nach unserer schwachen menschlichen Kraft zu erlangen zugetraut hatten. So ists also nicht gemeint. Wenn wir sagen: wir wollen gehört werden, so meint der Volksfreund gar nicht sich allein, sondern die ganze Gemeinde des Volksfreunds, alle einverstandenen und gleichgesinnten Leser mit. Daß wir insgesamt, jeder an seinem besonderen Ort mit seinem besonderen Zeugnis mögen gehört werden, das ist unser Wunsch und Begehr; und daß dieses unser gemeinsames Zeugnis und Bekenntnis nicht so ganz leicht Gehör finde, das ists, was wir so eben meinten. Bei den Einen, den Demokraten und Halbdemokraten, ist außer dem persönlichen Haß gegen Christus, zu dem wir uns nicht allein bekennen, sondern den wir kennen, leibhaftig kennen, wie wir unsern Vater und unsere Mutter kennen, und den sie schon darum haßen müßen, weil der natürliche Mensch alles von Grund aus haßt, was höher ist als er — außer diesem Haß, welcher freilich immer die erste

Stelle einnimmt, ist auch die große, zum Theil unverschuldete, Unwißenheit Ursache, daß man uns nicht hört. Diese Leute verstehen wirklich nicht einmal äußerlich, wovon wir sprechen, weil sie nicht einmal das ABC der gewöhnlichsten christlichen Schulkenntnisse gelernt haben. Und dann haben sie sich durch ihr vielfältiges äußerliches Treiben, ihr politisches Disputieren und Kannegießern in eine solche Zerstreutheit und Oberflächlichkeit hinein gelebt, daß sie, wenn sie auch einmal etwas anhören, doch alle Fähigkeit verloren haben, es zu behalten. Wir haben gar manches Mal mit solchen Leuten mündlich geredet, und mitunter das ganz ehrliche Geständnis bekommen: „wir könnens eben nicht behalten — wir habens schon ein, zwei dreimal gehört, aber längst wieder vergeßen". Schlimmer ist es, daß solche Leute auch gar nichts zu erleben fähig sind: Heute ist ihnen gerade wie Gestern, und Morgen wie Heute. Was wir aber sagen, das will nicht allein gehört, gefaßt, gelernt, begriffen sein (und mit dem Begreifen siehts oft auch übel aus, weil sie sich durch das viele oberflächliche Geschwätz ganz stumpf und oft kindisch geplaudert haben), sondern es will erlebt sein. Ohne daß man Erfahrung von den Dingen macht, Erfahrung an dem eignen Leben, vernimmt man gar nichts von dem, was wir sagen.

Darum sieht es bei Vielen so schlimm aus um das Hören, welches wir wünschen und gern erbitten möchten. Wir stehen Vielen, den Demokraten und den Halbdemokraten zum Voraus, gerade so gegenüber, als wenn wir ihnen einen Brief zeigten und sagten:

Lieber, lies das! und er antwortete: Ich kann nicht lesen.

Aber es ist nicht das allein. Viele, welche auch nicht Demokraten sind, und welche es sehr übel nehmen würden, wenn wir sie als Halbdemokraten bezeichnen wollten, hören uns weit eher in politischen Dingen an, wenn wir z. B. die rote Demokratie in ihrer dumpfen Beschränktheit und knabenhaften Lächerlichkeit schildern, oder wenn wir der Halbdemokratie ihre Faselhaftigkeit, Schwäche und Treulosigkeit vorhalten, als daß sie uns in christlichen und kirchlichen Dingen Gehör gäben. Sie meinen, wir wollten Alles mit Gewalt, mit äußerlicher Gewalt und Macht, unter ein äußerliches Glaubensjoch spannen, und wenn wir von der Freiheit der Kirche und von dem Recht des geistlichen Amtes reden, wovon wir allerdings geredet haben und wofür wir in aller Zukunft unverrückt einstehen werden, so sei das auf eine Geistestyrannei, auf einen Staat im Staate, oder wenigstens auf „Pfaffenherschaft" abgesehen.

Dagegen etwas Verständliches zu sagen, ist nun schwer, weil, wer so spricht, eben wie die Demokraten oder Halbdemokraten, noch nicht einmal das ABC christlicher, zumal aber kirchlicher, Erkenntnis besitzt, und außerdem, was freilich nicht Jedem sofort zuzumuten ist, die Zeit und die Zeitläufte nicht versteht. Doch wollen wir wenigstens Einiges vorzubringen versuchen.

Es hat allerdings Zeiten gegeben, in welchen die Einen die christlichen Glaubensartikel wie ein Joch in

die Hand nahmen, um es auf den Nacken der Andern zu binden — Zeiten, wo die Einen den Andern Lehrsätze zum Bekennen aufnötigten und das Abweichen davon als ein bürgerliches Vergehen behandelten. Das sind solche Zeiten gewesen, in welchen die Menschen meinten, das Christentum machen oder wenigstens halten und stützen zu müßen, und wenn sie ihre starke Goliathshand von dem Christentum und der Kirche abzögen, so werde Beides ohne Verzug in Trümmer fallen. Das sind solche Menschen gewesen, welche das innere Wesen des Christentums, den seligmachenden, frölichen, trostreichen Glauben an den lebendigen und stets gegenwärtigen Herrn Christus gerade so wenig besaßen, wie diejenigen, denen sie ihre sogenannten Glaubensartikel — eigentlich bloß Lehrsätze, die dem aufblähenden Wißen, aber nicht der demütigen Liebe, nicht dem todüberwindenden Glauben und der himmlischen Hoffnung dienten — aufhalsen wollten. Aeußerliches Wißen hatten sie und äußerliches Wißen wollten sie Andern aufladen. Das ist gerade so, als wenn etwa jetzt ein Consistorium oder ein geistliches Ministerium meinen wollte, es hielte mit seinen Beschlüßen, Verfügungen, amtlichen Einschreitungen und dergleichen menschlichen Stücklein die Kirche aufrecht; gäbe es noch solche Minister oder Consistorialräte, so sind diese nichts Beßeres wert, als daß man ihnen ins Angesicht lacht. Der Ministerien, der Consistorien, der theologischen Professoren und der theologischen Bücher, der Regierungsweisheit und der Bücherweisheit, der Politik und der Wißenschaft wegen kann die Kirche Christi hin-

fahren, wohin sie will — diese werden sie nicht halten: wer sie hält, ist Christus selbst, durch sein Wort, sein Amt, sein Sacrament, und was die Gemeinschaft der Gläubigen zusammenhält, das ist das Gebet dieser Gläubigen.

Diese Zeiten sind vorüber, kommen auch niemals wieder. Wer heute von Herzen gläubig ist, der will nicht herschen, am wenigsten in weltlicher Weise auf dem geistlichen Gebiete, was freilich niemals ein wirklich Gläubiger gewollt hat; er will den Nichtgläubigen seinen Glauben nicht aufzwingen, er will ihnen seine Lehre nicht aufdisputieren. Er will überhaupt nicht disputieren, denn disputieren läßt sich nur über etwas, dessen man nicht recht gewis ist, über Ansichten oder allenfalls über Lehrsätze, aber nimmermehr läßt sich disputieren über Erlebnisse und Erfahrungen. Und das ists eigentlich allein, was wir haben: nicht Lehren, sondern Thatsachen, nicht Lehrsätze, sondern Erlebnisse und Erfahrungen. Wir gewähren für den Glauben einem Jeden die volleste Freiheit seines Entschlußes, und darum ist die „Religionsfreiheit", so schändlichen Misbrauch auch die Wildheit und Unehrlichkeit unserer Tage mit derselben getrieben hat, längst der Wunsch aller warhaft Gläubigen gewesen, und es ist ihr Wunsch, daß sie in völligster Unverkümmertheit auch bestehen bleibe.

Denn — wir wollen auch unsere Freiheit haben. Wir wollen sie haben, so gut wir sie den Demokraten und Halbdemokraten und sonst allen Andern laßen und gönnen. Das ists, was wir wollen,

viel mehr noch, als daß wir gehört sein wollen. Wir verlangen, daß man uns unsere Erlebnisse und Erfahrungen ungehindert und unbefangen aussprechen laße; wir begehren, daß man uns nicht in kindischer Verkehrtheit nötigen wolle, zu den längst überlebten Zuständen und Anfangsgründen zurück zu gehen, und mit dem ABC im Christentum wieder anzufangen, nachdem wir Christum selbst kennen gelernt haben; wir fordern, daß wie wir Niemanden etwas aufzudisputieren suchen, so auch Niemand es sich beigehen laße, uns etwas abdisputieren zu wollen, wir fordern, daß man uns nicht anverlange, Schwarz Weiß und Weiß Schwarz zu nennen. Wir wollen bekehren — ja! aber allein durch die Kraft des Wortes und durch die Macht des Gebetes, und daß dem Wort und dem Gebet Raum gegeben werde, das verlangen wir als unser Recht. Auf diesem Recht werden wir aber auch stehen und dasselbe zu behaupten wißen. So wollen wir zwar Niemanden zu unserm Glauben und zu unserer Glaubensfreude zwingen, weder äußerlich noch auch innerlich, aber wir wollen auch nicht dulden, daß sich irgend Jemand anmaßend und frech herzudränge mit dem Vorgeben, er habe Alles, was wir haben, während er es doch nicht hat; wir wollen frank und frei sagen dürfen: Du hast es nicht. Wir wollen nicht „verdammen", weil wir allezeit der Hoffnung leben, daß die, die nicht haben, was wir besitzen, noch durch unser Bekenntnis und Zeugnis, durch das fröliche, vertrauensvolle und unbefangene Aussprechen unserer Lebenserfahrungen von dem sünden-

tilgenden Christus allmälich gewonnen werden, d. h. sich bestimmen laßen, auf sich selbst zu merken und in und an sich selbst nach und nach auch etwas zu erfahren und zu erleben. Aber wir wollen auch nicht verdammt sein, und werden gegen die rechtsverdrehenden Verdammer, die selbst nicht verdammt sein wollen, desto lieber aber selbst verdammen, auch die schärfsten Spitzen unserer Rechtswaffen zu richten wißen. Wir wollen Frieden — ja! aber keineswegs wollen wir den Frieden der Unterjochten, die den Mund nicht mehr öffnen dürfen und zu allem Ja! sagen müßen, was ihre Unterdrücker befehlen; wir wollen den Frieden Gottes, welcher die Herzen stille macht, weil sie allein Ihm gehorchen und allein an Ihm ihre Freude haben, aber nicht den Frieden der Welt, welcher auf Menschenfurcht, Gleichgültigkeit, Trägheit und knechtischer Gesinnung beruht. Wir wollen nicht angreifen — am wenigsten einzelne Personen — sondern nur Zeugnis ablegen, aber wenn man uns angreift, so werden wir die Waffen des Zeugnisses, des Wortes, des Amtes, des Sacramentes und des Gebetes nicht in feiger Weise wegwerfen, sondern sie ernstlich und nachdrücklich wider unsere Verfolger zu führen wißen. Am wenigsten werden diejenigen unter uns, welche das Amt der Botschaft Christi tragen, dem göttlichen Rechte ihres Amtes auch nur das Mindeste vergeben; vielmehr werden sie in unserer Zeit der höchsten Gemeindegefahr ihr Amt, die Heerde zu sammeln, mit Aufopferung aller zeitlichen Güter und wenn es sein muß auch des Lebens, behaupten und verwalten. Sie wißen

zu genau, daß die Heerde nicht aus und durch sich selbst sich sammelt und gesammelt erhält, sondern daß es der Hirten Beruf ist, sie zu sammeln, und sie durch nichts wird geschützt werden wider den seelenmordenden Wolf des Abfalls, als durch das geistliche Amt, das Amt der rechten Hirten.

Darum endlich setzen wir auf keine weltliche Hülfe und keinen weltlichen Schutz, sei er welcher er wolle, am wenigsten auf den politischen Schutz und die Hülfe der sogenannten Staatsgewalten, irgend unser Vertrauen, irgend unsere auch nur leise Hoffnung. In unseren Zeiten wird politischer Schutz nicht etwa dazu dienen, der Heerde der Gläubigen einen festen Mittelpunkt zu verschaffen, sondern gerade im Gegenteil den rechten Mittelpunkt aus ihr heraus zu nehmen und sie in alle Winde zu zerstreuen. Wir wollen uns also, weit fester und ausschließlicher, als dieß seit vielen Menschenaltern geschehen ist, an den rechten Mittelpunkt, an die in der Gemeinde wirksamen göttlichen Kräfte, an das Amt des Worts, des Sacraments und der Sündenvergebung anschließen, und verlangen von unseren Geistlichen in sehr bestimter Weise, daß sie dieses Amtes rechte und ganze Hüter und Träger seien; wir fordern von ihnen, daß sie sich mitten unter uns stellen mit aufgehobenen Händen des Gebets und des Segens. Alsdann wollen wir ihnen ganz und gar uns anvertrauen, und nicht irgend einer weltlichen Gewalt, sei dieselbe auch noch so „wolgesinnt", — aber auch nur alsdann. Bloße Prediger, welche uns wolgesetzte Reden halten, aber nicht den Mut haben,

das Recht der Kirche zu vertreten, Theologen, welche alles oder doch das Meiste und Erste durch die Wißenschaft ausrichten und schlichten wollen, aber die Ordnungen der Kirche gering achten, um an deren Stelle die von ihnen ausgedachten Ordnungen zu setzen, Beamte, welche Kirchenbücher führen, Berichte machen und Collecten zälen, aber nichts davon wißen, daß sie als Christi Diener Sünden vergeben können — diese können wir nicht brauchen.

Das ists, in möglichster Kürze gesagt, was wir in der Kirche zu unserer Zeit wollen. Unserer Bestrebungen haben wir kein Hehl, wiewol sie freilich für Alle, welche nicht glauben, troß unseres lauten Aussprechens der Hauptsache und aller Einzelheiten dennoch ein mit sieben Siegeln verschloßenes Buch sind und — bleiben werden. Wir wollen es noch einmal in wenig Worte zusammenfaßen: wir wollen die Seelen retten in der Zeit des größten Abfalls, den die Christenheit erlebt, durch Zusammenhalten der Gemeinde vermittelst des Zeugnisses, des Sacraments, der Sündenvergebung und des Gebetes.

Anhangsweise noch zwei Dinge, die wir nicht wollen. Wir wollen uns nicht dazu brauchen laßen, den christlichen Glauben als eine Art polizeiliches Mittel für „Ruhe und Ordnung" in Anwendung zu bringen, und darum uns von Staatswegen das bescheidene Maß unseres Glaubens, gleichsam nach Nößeln und Kännchen, zumeßen zu laßen. Der „Staat" hat uns das Maß unseres Glaubens gar nicht vorzuschreiben. Wir

stehen für unsern Landesherrn mit Leib und Leben ein, nicht weil er etwa unser Kirchenhaupt, sondern weil er unser weltlicher Herr ist und wir mit rechter fester Stammestreue an ihn gebunden und ihm verpflichtet sind; sodann aber, weil wir durch Gottes Gebot angewiesen sind, das weltliche Recht der Könige und Fürsten zu ehren und zu behaupten. Von Gott stammt unsere Unterthanentreue; nicht aber stammt unsere Gottestreue aus unserer Unterthanentreue. Die Politik soll uns in unsern Glauben nichts hineinreden. Ließen wir das zu, so würden wir nicht allein unsern Glauben, sondern auch unsere Stammestreue schwächen. Wir wollen aber Beides stark behalten, und darum jedem von Beiden sein besonderes Recht angedeihen laßen.

Zum andern wollen wir uns niemals darauf einlaßen, mit Persönlichkeiten zu hadern und zu zanken. Das thut nur der, dem das Fäßlein seiner trüben und saueren Weisheit ausgelaufen ist, wie wir das an den schlechten Zeitungsblättern und denjenigen Parteien sehen, denen wir uns doch warlich nicht gleichstellen dürfen. Wenn sie nichts Beßeres wißen und haben, so fangen sie an, Diesen und Jenen anzuzapfen, zu klatschen, zu hadern, zu zanken und zu schimpfen. Sie meinen gleich den kleinen Knaben, wenn sie die Personen recht herunter machten, so hätten sie die Sache herunter gemacht. Das ist armselige weibische Schwäche und oft bubenhafte Einfalt. Wir wollen uns an die Sache halten, und für diese zeugen, und wenn dieselbe angegriffen wird, nachdrücklich für sie kämpfen, aber auch nicht einmal hierbei viel auf Hin- und Herreden

und Disputieren, gälte es auch selbst der Sache, uns einlaßen, sondern aussprechen, was wir wirklich haben und besitzen. Die Partei und die Zeitung ist gar arm, die vom Disputieren, und die Partei und Sache ist bettelhaft, die vom Klatsch und Zank leben will oder leben muß. Wir wollen uns von unsern Gegnern auf den ersten Blick und Griff unterscheiden. Das sei in der Schrift, das sei im Leben unser Vorsatz und unsere Regel.

Das tägliche öffentliche Gemeindegebet.

(1850.)

Die Anregung, welche der Volksfreund im vorigen Jahre zur Wiedererweckung des öffentlichen Gemeindegebetes nach den alten täglichen Glockenzeichen zu geben versuchte, ist zu seiner Freude nicht ohne vielfachen Anklang geblieben. Insbesondere scheint die Ueberzeugung allgemein geworden zu sein, von welcher der Schreiber dieser Blätter für seine Person auf das Tiefste durchdrungen ist, und auf deren Geltendmachung es ihm bei jener Anregung auch vorzüglich ankam: es müße eine tägliche und öffentliche Gebetsübung in der Gemeinde eintreten, wenn der Pflicht gegen die Gemeinde als solche genügt werden solle. Das Gebet im Besondern, das Gebet des Einzelnen, der Familien oder auch mehrerer Gleichgesinnten im Verein zu passend gewählten Stunden, kann und soll dabei fortbe-

stehen, aber es reicht dieses Gebet nicht über die Erbauung und Belebung des Einzelnen, nicht über den engeren Kreiß der Familie hinaus. Daß solche Stunden eben gewählte, willkürlich angesetzte Stunden sind, schließt die Gebetsthätigkeit in denselben von der unmittelbaren Wirksamkeit in der Gemeinde aus. Es muß die Gebetshandlung eine kirchliche, durch kirchliche Zeichen vermittelte, allgemein bekannte, allgemein zugängliche Gebetshandlung sein, an welche auch der Fernste und Fremdeste, der Abgefallene und der Christusspötter, erinnert, zu welcher auch er eingeladen wird durch das Geläute am Werktage, eben so wol wie durch dasselbe Geläute zur Predigt des Worts, zu Gebet und Sacrament in voller Gemeindeversamlung am Sonntag.

Wer es weiß, welche geistige Not herscht, und wer es weiß, daß das Gebet gegen solche Not wirklich helfen kann, wer es weiß, daß zu solchem Gebet die Kirchengemeinde sich zusammenthun muß, der greift das in Rede stehende Werk freudig und zuversichtlich an. Und Viele haben es schon angegriffen.

Auch das in jener ersten Ansprache dringend geforderte Oeffnen der Kirchen zu den Gebetszeiten und das Vorangehen der Pfarrer mit dem Gebete in der Kirche hat Zustimmung und Bereitwilligkeit gefunden. Wer von der schweren Verantwortlichkeit, welche das geistliche Amt zumal in unserer Zeit trägt, und zugleich auch von der göttlichen Kraft und Macht, welche in dem geistlichen Amte liegt, überzeugt ist, der wird es begreifen, daß jenes tägliche Gemeindegebet ohne das

entschiedene Vorangehen und die kräftigste Mitwirkung des Pfarrers nicht zu Stande kommen oder wenigstens keinen Zusammenhang und aufs Geringste keinen Bestand haben werde. Und jeder Pfarrer, welcher jene Not und jene Macht des Gebetes, welcher seine Verantwortlichkeit in dieser Zeit der Greuel und der Gefahren und die auf seinem Haupte ruhende Amtskraft fühlt, wirklich bis in die Tiefen seines Herzens fühlt, wird zum täglichen Gemeindegebet in der Kirche sich wenden, ohne den äußeren Bedenklichkeiten gegen seinen innern Drang, seinen lebendigen Beruf und seine heilige Pflicht irgend welchen Raum zu gestatten.

Damit ist aber nicht gesagt, daß solche Bedenken gar nicht vorhanden sein, nicht einmal, daß dieselben gar keine Berechtigung in Anspruch nehmen dürften. Im Gegenteil, wir finden sie in unserer Zeit, da wir so ganz aus dem Zusammenhang mit den lebendigen Ueberlieferungen unserer Väter und Vorväter gekommen sind, sehr natürlich. Am wenigsten wird es der Schreiber dieser Blätter sich unterstehen, richtend und aburteilend gegen solche äußere Schwierigkeiten und Bedenken aufzutreten, da er selbst, gleich den Meisten unserer Zeit, lange, sehr lange von diesem Gemeindegebet nichts gewußt, und wiederum ziemlich lange es in unserer Zeit für unausführbar gehalten hat — was es vielleicht auch vor dem Jahre 1848, in den Zeiten der tiefsten und behaglichsten, aber teuschenden, weil nur äußerlich vorhandenen, polizeilichen Ruhe wirklich gewesen ist. Die Zeit der Not und Angst ändert die Dinge: sie macht die schwachen Geister nur noch

schwächer und zuletzt völlig feig und ohnmächtig; die wirklich Starken aber kommen eben in den Zeiten der Not erst zu ihrer vollen Stärke, so wie zum vollen Bewußtsein ihrer Stärke, ihres Rechtes, ihres Berufes, ihrer Pflicht. Zu diesen Starken habe ich gesprochen, als ich „vom Kirchengeläute" sprach, und zu diesen Starken spreche ich auch jetzt. Diese mögen ringen mit ihren Bedenken, aber sie werden dieselben überwinden. Die Schwachen werden untergehen in den Fluten der Zweifel, der Unentschloßenheit, der Thatlosigkeit.

Dießmal nur von einem Bedenken, dem erheblichsten — oder vielmehr dem einzig scheinbar erheblichen — unter denen, welche dem Schreiber dieser Blätter von verschiedenen Seiten sind mitgetheilt worden. Dieses Bedenken kommt gerade von denjenigen Pfarrern und Laien, welche der Sache selbst von Herzen beistimmen, und gern, lieber heute als morgen, mit dem aufrichtigsten Eifer Hand an das Werk legten. Es besteht dasselbe im Wesentlichen darin, daß unsere Kirchenordnung von diesem täglichen Kirchen- oder Gemeindegebet nichts enthalte, ja nicht einmal des Geläutes erwähne, daß mithin ohne gesetzmäßige Aenderung der Kirchenordnung (oder, wie Andere richtiger sagen: ohne Vorschrift und Anweisung der kirchlichen Behörden) der Pfarrer diese Sache nicht unternehmen dürfe. Es sei das um so mehr zu beachten, wird mitunter hinzugesetzt, als unsere Kirchenordnung über den Wochengottesdienst doch sehr eingehende Vorschriften enthalte; warum denn eben das Wochengebet unter

den täglichen Glockenzeichen nicht erwähnt sei? — Und fast alle, welche diese Bedenken aussprechen, außerdem aber noch Andere, welche sie vielleicht nicht theilen, wollen wenigstens über den geschichtlichen Verlauf dieser Gebetsübungen nähere Auskunft erhalten: wie lange dieselben als kirchliche Uebungen in der evangelischen Kirche gedauert haben? wie sie sich zu den Wochengottesdiensten verhalten? unter welchen Umständen sie erloschen — oder ob sie förmlich abgeschafft seien? und dergleichen.

So gut ich kann und so weit es an diesem Orte möglich ist, will ich auf diese Fragen, die ich mir selbst vorgelegt habe, ehe ich von dieser Sache öffentlich sprach, zu antworten suchen. Auf die Sache selbst aber bin ich nicht durch die geschichtliche Forschung gekommen, sondern die Erkenntnis von der Bedeutung der Glockenstimmen hat unmittelbar mein Bewußtsein geweckt. Die historische Nachfrage nach all diesen Zuständen ist bei mir ziemlich spät hinterdrein gekommen. Wäre es umgekehrt, ich hätte vielleicht die Sache nicht berührt. Bloße geschichtliche Forschung führt nämlich leicht dahin, an vergangenen Dingen, auch wenn sie unwiederherstellbar sind, seine Freude zu haben und seine Freude zu suchen, und dann den Wunsch: „wenn das doch noch jetzt so wäre!“ mit der Meinung: „es kann wieder eben so werden“ zu verwechseln. Wenn wir also auch noch so genau historisch instruiert sind, wie sich das alles nach und nach gemacht habe — es wird uns das für unsere Zeit und für dieses unser Vorhaben nicht das Geringste helfen, wenn nicht die sie-

gende Ueberzeugung von der dringenden Notwendigkeit und von der mächtigen Gewalt des Gebetes, des täglichen Gemeindegebetes, zum Voraus in unsern Herzen feststehet.

Daß unsere Kirchenordnung, so wenig wie die bei weitem meisten andern, des täglichen Gebetes unter den Glockenzeichen nicht erwähnt, die Glockenzeichen aber samt dem Gebet bei uns und noch anderwärts bestehen, ist eben ein Beweis, daß Manches in der Kirche durch das Herkommen so fest und fester besteht, als wenn es durch geschriebene Ordnungen festgestellt ist. Dürfte nur das Geltung haben, was die Kirchenordnung sagt, und nichts mehr, so könnte man ja daraus schließen, daß das Läuten abgeschafft und das Gebet auf dem Felde in denjenigen Dörfern und Gegenden, wo es noch besteht, untersagt werden müßte, was doch niemand behaupten wird. Ist dieses alte ungeschriebene Herkommen wirklich ein gutes Herkommen, durch welches die Gemeinde zusammengehalten und die Kirche erbaut wird, so liegt es vollkommen in dem Berufskreiß der Pfarrer, dasselbe wieder aufzunehmen, wo es außer Uebung gekommen ist, und ihm auch da, wo es noch fortbesteht, die amtliche Haltung und Hülfe zu geben, deren es zu aller Zeit bedurft hat, in unserer Zeit aber vollends nicht entbehren kann. Das wäre mir doch ein seltsames Consistorium, welches nur die Gebetszeichen stehen laßen, das Gebet selbst aber verhindern oder gar untersagen wollte. Solche Kirchenbehörden hat der Schreiber dieser Blätter bei seiner Aufforderung zum Gemeindegebet und zur

Betheiligung der Pfarrer bei demselben nicht vor Augen gehabt; im Gegenteil, er hat angenommen, daß wo dieses Herkommen von den Pfarrern wieder im Sinne unserer Zeit und der Glaubensgefahren derselben lebendig gemacht werde, die kirchlichen Behörden nicht allein diese Wiedererweckung und Befestigung des Herkommens gewähren laßen, sondern diesem Bestreben auch durch nähere Anweisungen entgegen kommen würden. Auf das Vorschreiben von oben herab aber legen wir keinen großen Wert; dergleichen Dinge müßen aus dem innern Trieb und Drang der Beßern und Besten in der Gemeinde selbst, aus dem lebendigen Eifer der Diener am Wort und aus ihrem geistigen Einfluß auf die Gemeinden wo nicht ganz, doch zunächst hervorgehen.

Indes läßt sich die Sache noch viel genauer verfolgen. Die alten Siebenzeitengebete (Horae canonicae) mit Einschluß der täglichen Messe, worauf unser tägliches Kirchengeläut, wie zu seiner Zeit gezeigt worden ist, großenteils beruhet, sind durch die Reformation in die Wochenpredigten und täglichen Betstunden, deren in den Städten im Anfang und noch lange nachher, bis an das Ende des 17. Jahrhunderts, ja theilweise bis in unser Jahrhundert hinein, täglich sogar zwei bestanden, die Frühpredigt und die Vesper, umgekleidet worden. Unsere hessische Kirchenordnung von 1566 beruft sich hinsichtlich dieser täglichen Wochenpredigten darauf, daß dieselben „auß langem Brauch her" gehalten würden (Das Dritte Teyl, Blatt 94 rw.); die Kirchenordnung von 1657 ordnet (S. 44) we-

nigstens zweimalige Wochenpredigten für die Städte, einmalige für die Dörfer, aber zugleich (S. 45) in Gemäßheit einer besondern Anordnung Landgraf Wilhelms V. von 1628 tägliche Betstunden für die Städte, zweimal wöchentliche für die Mutterkirche auf den Dörfern, einmal wöchentliche für die Filiale an. Der „alte Brauch", auf welchen sich die Kirchenordnung von 1566 beruft, ruhet zunächst auf Melanchthons Visitationsbuch von 1528, welches bekanntlich die Grundlage für die meisten evangelischen Kirchenordnungen gebildet hat und in einem eigenen Kapitel „von täglicher Uebung in der Kirchen" handelt. Hier wird ausdrücklich gesagt, daß da an vielen Orten die alten Gebräuche ganz und gar abgethan, aber nichts an die Stelle gesetzt, in den Kirchen wenig gelesen und gesungen worden sei, hiermit angeordnet werde, daß in den Städten täglich früh und zur Vesper Gesang und Lection (Mittwochs und Freitags statt der Lection Predigt) Statt finden solle; ersterer zumal auch um der Schüler willen, diese für die Kirche zu erziehen; nur in kleinen Flecken, wo nicht viel Schüler seien, sei es nicht nötig, daß man täglich singe.

Worauf es uns hierbei ankommt, ist das, daß unsere Kirchenordnung täglichen Cultus vorschreibt; mehr haben wir mit unserer Aufforderung nicht erreichen wollen, vielmehr nur das Minimum: außer dem Sacrament, das eigentliche schlagende Herz des Cultus: ein tägliches Gebet. Was wir also verlangt haben, ist nicht allein nicht gegen unsere Kirchenord-

nung oder außerhalb derselben verlangt worden, sondern es wurde nur das gesetzlich Bestehende, und zwar nicht alles, sondern das nur zunächst und auf jeden Fall Erreichbare gefordert. Wünschenswert und möglich, jedenfalls anzustreben ist es, daß auch das Uebrige: Gesang der Schüler, Lection (Bibellesen und Bibelerklärung) und Wochenpredigt wieder eingeführt werde, daß mithin die jetzt nur mit einem Privatcharakter bekleideten Bibelstunden in die Kirche zurückkehren und die Erziehung der Jugend, welche jetzt verweltlicht und auf den Unterricht herabgesetzt ist, wieder eine kirchliche Erziehung werde — und nur eine solche ist ja überhaupt eine wahre Erziehung; aber wer wird denn darum, weil er nicht sofort Alles erreichen kann, das wirklich Erreichbare, und zwar besonders, wenn dieses Erreichbare gerade die Hauptsache des überhaupt zu Erreichenden ist, verschmähen wollen?

Bestehen demnach die täglichen Betstunden noch kirchlich zu Recht, sind sie nur durch Gleichgültigkeit und Nachläßigkeit, also durch Misbrauch, welcher jederzeit wieder durch den rechten Gebrauch ersetzt werden kann, in Abgang gekommen, so bestehet auch die Betheiligung des Pfarrers am täglichen öffentlichen Gesamtgebet, wie wir sie verlangt haben, zu Recht, und ist dieselbe keine Neuerung, ja nicht einmal etwas, was von specieller kirchenobrigkeitlicher Anordnung und Genehmigung abhängig wäre. Daß hierbei übrigens von beiden Seiten, von den Pfarrern wie von den Kirchenbehörden, nicht allein mit Weisheit, sondern vor allem ohne Falsch, in gutem Glauben und Trauen verfahren

werde, setzen wir als sich von selbst verstehend voraus. Nur darauf wollen wir aufmerksam machen, daß die Förderung dieser Angelegenheit offenbar zunächst in den Wirkungskreiß der Superintendenten (Inspektoren) falle.

Wann die täglichen Betstunden in Hessen abgekommen sind? Diese Frage will ich mit einer sehr bekannten Antwort beseitigen, welche manchem der lieben Anfragenden gewis seitdem schon von selbst wird eingefallen sein. Johann Jacob Pfeiffer sagt in seiner 1789 erschienenen Anweisung für Prediger S. 112: „Die täglichen Betstunden, wie sie in Hessen jetzt noch um 12 Uhr gehalten werden, sind ebenfalls von Landgraf Wilhelm V., und zwar im Jahr 1628 angeordnet und in den damaligen Kriegszeiten sehr zalreich besucht worden.“ Ihr gänzliches Aufhören fällt erst in die Franzosenzeiten von 1806 bis 1813.

Anhangsweise noch eine kleine historische Bemerkung, welche wir bei der ersten Ausführung unterdrückt haben, die wir aber doch noch nachbringen wollen, weil dieselbe mit den gestellten Anfragen einigermaßen zusammenhängt.

Unsere Absicht war und ist es, die täglichen Gebetsglockenzeichen oder wenigstens eins derselben mit dem öffentlichen, kirchlichen Gebete zu vereinigen, so, wie es auch anfänglich gewesen ist. Schon vor der Reformationszeit aber gieng ein öfteres, theils außerordentliches, theils aber regelmäßiges Gebetläuten neben den eigentlichen Betstunden her, und gerade dieß Läuten ist es, welches sich unter allen kirchlichen Ver-

änderungen und selbst nach dem Untergang der Betstunden erhalten hat, weil das christliche Volk mit tiefem, wenn auch dunkelm Bewustsein, wenn sogar theilweise unter Aberglauben, jedenfalls aber mit großartiger Treue, mitunter mit zäher Hartnäckigkeit daran festgehalten hat. Es war Gebrauch, und es ist lange geblieben, bei heranrückenden schweren Gefahren, z. B. bei schweren Unwettern (und dieses Wetterläuten ist noch bei Menschengedenken üblich gewesen), in der Zeit verheerender Seuchen (z. B. 1348), wenn in den Fehdezeiten im 14. und 15. Jahrhundert ein feindlicher Haufe herannahte u. s. w. die Glocken zum Gebet zu ziehen, und alles eilte dann entweder in die Kirchen oder betete wenigstens im Hause oder auf dem Felde. Man nannte dieß das Pacem-Läuten, von dem Gebet, welches alsdann gesprochen zu werden pflegte: Da pacem nobis Domine (von Luther verdeutscht: Verleih uns Frieden gnädiglich, welches Lied wir hier in Oberhessen wenigstens noch am jährlichen Bußtage singen; die Niederhessen wißen nichts mehr davon). Aus solchen Zeiten der Gefahr her blieb denn das Pacemläuten auch regelmäßig bestehen, und vermischte sich auf dem Lande mit dem Einläuten der Gebetszeiten so, daß man das dreimalige Läuten am Wochentage wenigstens in Niedersachsen und Westfalen ohne Weiteres das Pacemläuten nannte. In der ersten Zeit der Reformation eiferten die Pfarrer der neuen Lehre sehr gegen das Pacemläuten, theils wegen des Aberglaubens, den man mit den (damals getauften) Glocken trieb, gleich als liege im Glockenklang selbst

etwas Heiliges und Kräftiges, theils wegen des an das Pacemläuten angeschloßenen Mariencultus (weil man bei den drei, noch jetzt vorhandenen Nach-Schlägen das Ave Maria betete), und überwarfen sich oft heftig mit ihren Gemeinden, welche in treuer Ueberlieferung das Gedächtnis der überstandenen Angstzeiten und den Trost, den ihnen und ihren Vätern das Gebet beim Läuten gewährt hatte, festhielten und von dem Pacemläuten durchaus nicht laßen wollten. Sie haben es durchgesetzt bis auf diesen Tag. Das ist die Kraft der Gebetserfahrung! Auch erkannte Melanchthons Visitationsordnung die Berechtigung dieses Gebetläutens sehr ernstlich gegen die radical reformierenden Pfarrer an und gibt treffliche Belehrungen darüber; eben so sagt die Braunschweiger Kirchenordnung von 1528 unter einer eigenen Rubrik: „Wenn man schlägt pro pace" Folgendes: „Es ist keine böse Gewohnheit, daß man hier noch schlägt pro pace. Es ist aber nicht recht, daß man hat einen Mariendienst daraus gemacht, und nicht laßen bleiben also es fromme Leute zum ersten gefunden und gemacht haben. Denn der alte Name, da es heißt pro pace, weiset nach, daß es angefangen ist, da in diesen Landen viel Krieges ist gewest, daß man sollte in allen Häusern und auf dem Felde bitten um einen zeitlichen Frieden. Zu solchem Gebete und für die Obrigkeit sollen die Priester fleißlich vermanen, nicht allein zu beten, wenn man läutet, sondern auch sonst, als denn die Christen vor solche und andere Nöte Leibes und der Seelen für sich und für die Andern, auch für ihre Feinde schuldig sind

zu beten." Eben so lauten die Vorschriften in der Hamburger Kirchenordnung von 1529, der Lübecker von 1531 und der Soester von 1532, und wenn auch die letztere zu erinnern für nötig findet, daß in dem bloßen Glockenklang nicht mehr Heiligkeit sei, als in dem Hämmern auf des Schmieds Amboße, so schreibt sie doch sehr nachdrücklich das Gebet beim Geläute und die fleißige und gründliche Unterweisung in solchem Gebet vor. Sehr schön empfiehlt die Ordnung für das Land Braunschweig-Wolfenbüttel von 1543 bei dem Pacemläuten Mittags um 11 Uhr das Gebet „um ewigen Frieden, im Hause, im Garten, auf dem Felde, wo man nur den Glockenklang höret" und setzt hinzu, es sei auch bei ihnen zu Land schon gewöhnlich, bei dieser Glocke die Kinder im Hause singen zu laßen für den ewigen Frieden. — Das sind denn auch einige Beispiele von Kirchenordnungen, welche des täglichen Gebetgeläutes ausdrücklich Erwähnung thun. Daß dergleichen Anweisungen bei uns vermißt werden, ändert an der Sache nichts. Sie ist bestehen geblieben auch ohne Anweisung und bestehet noch; es fragt sich nur, ob wir uns zu der Sache und zu dem frommen Sinne jener, wenn auch nicht hessischen, Kirchenordnungen bekennen wollen? Ob wir wieder zu solchem Gebet ermahnen, damit vorangehen, und die Betstunde unserer hessischen Kirche mit dieser alten treu festgehaltenen Gemeindeordnung verbinden wollen?

Damit glauben wir den Anfragen entsprochen und der Sache selbst ein Genüge gethan zu haben. Wir haben nun nur noch die Bitte übrig: daß alle diese-

nigen, welchen die Not der Kirche, die schwere Versuchung unserer Zeit für die Mehrzal der Getauften, die Todesgefahr der Gemeinden zu Herzen geht, welche das Gebet als die kräftigste Waffe gegen die Angriffe der Welt und der Hölle erfahren haben, und in dem öffentlichen Gemeindegebet mit uns die kräftigste Anwendung dieser Waffe erkennen, sich unter einander und mit ihren Gemeinden zur Herstellung dieses kirchlichen Gemeindegebets vereinigen und das Werk alsbald angreifen, ehe es zu spät wird.

Die Zukunft des Christentums.

(1850.)

Von der Zukunft der christlichen Kirche ist im Laufe der letzten zwanzig Jahre mehr die Rede gewesen, als in den vorangegangenen zwei- bis dreihundert Jahren, und nur die ersten Jahrzehnte der Reformation hatten ähnliche, wenn auch nicht gleiche Gedanken mit den beiden Jahrzehnten, welche wir durchlebt haben und an deren Schluße wir stehen. Von der „Zukunft der Kirche" gab es in dieser letzten Zeit eine unglaubliche Menge Bücher, von der „Zukunft der Kirche" redeten fast Tag für Tag alle Kirchenzeitungen und theologische Zeitschriften, von der „Zukunft der Kirche" waren sogar, zumal seit der Trierer Rockgeschichte und dem Rongetum bis zum Jahre 1848 alle politischen Zeitungen voll und übervoll. Daß

wirklich von den Gedanken an eine Zukunft der Kirche die Herzen und die Köpfe der Menschen erfüllt und beherscht wurden, zeigte auch sonst eine große Menge eigentümlicher Erscheinungen, welche allesamt auf eine neue Gestaltung nicht der Lehre, sondern des Lebens der Christenwelt hinwiesen. Es handelte sich ganz und gar nicht, oder wenn ja, doch nur scheinbar, um eine weitere Ausbildung der theologischen Wißenschaft (welche vielmehr in den letzten Zeiten einen auffallenden Stillstand gemacht hat), um das Auffinden und Geltendmachen neuer Glaubenssätze, sondern um die Zukunft des christlichen Gemeindelebens; es galt auch in der Kirche, wie in der Welt, den „Socialfragen“. Wie man sich zusammenfinden, zusammen leben und bleiben könne, wie man zusammen gehöre und nicht gehöre, wie man sich einzurichten und die innern und äußern Verhältnisse zu ordnen habe, das waren die Fragen, welche überall hervortraten und sich an jeden auch noch so unbedeutenden Punkt der Lehre und des Glaubens anhefteten, und zwar so, daß alle Lehrfragen und Glaubensfragen diesen kirchlichen Gesellschaftsinteressen untergeordnet, ja dienstbar erschienen. Dahin gehören, um nur die wichtigsten Erscheinungen namhaft zu machen, schon die vor dreißig und mehr Jahren freilich aus Unwißenheit, ja zum Theil aus plumpem Indifferentismus und roher Gleichgültigkeit hervorgegangenen und viel verwirrenden Unionsversuche, dahin die zalreichen, beinahe von Jahr zu Jahr sich erneuernden, allerdings meist kopflosen, oft sogar verkehrten Verfaßungsbestrebungen, dahin die

an den verschiedensten Orten und unter den verschiedensten Umständen geführten Streitigkeiten über die kirchlichen Symbole, welche eben darum so heftig wurden, weil sie kirchliche Socialstreitigkeiten, und nichts weniger als bloße Lehrstreitigkeiten waren. Dahin gehörten ferner die verschiedenen kirchlichen Vereine mit ihren mannigfaltigen, meist weit über die ursprünglichen Grenzen der Vereine selbst hinausgehenden inneren Bewegungen, von den Missionsvereinen bis auf den haltlosen, halb traurigen, halb lächerlichen Gustaf-Adolfs-Verein herab und bis auf die unklaren Vereinigungen des heutigen Tages, welche man „die innere Mission" nennt. Sogar die Deutschkatholiken, Lichtfreunde und wie sie weiter heißen mögen, waren und sind weit davon entfernt, sich in der hochmütigen, gelehrt-superklugen und jedenfalls vornehmthuenden Vereinzelung und Abgeschloßenheit zu halten, in welcher sich die älteren Freidenker, Naturalisten und Atheisten zu halten pflegten; im Gegenteil ist das wenn auch noch so thörichte Streben dieser Rotten vom Anfange an dahin gegangen, sich zu einer Gemeinschaft zusammen zu thun, als Masse, wenn auch als ungegliederte, zusammenzustehen und diese Masse sogar durch Nachäffung bald kirchlicher, bald weltlicher Ordnungen, mit Verfaßungen und Gesellschaftsrechten zu begaben. Lache man immerhin über die kindischen deutschkatholischen Possen und die abenteuerlichen lichtfreundlichen Sprünge; freilich sind es in ihrer Erscheinung Narrheiten, dennoch werden wir eingestehen müßen, daß auch diese thörichten Haufen mitten in ihren Verrücktheiten von

einem tiefen Instincte — gewis allerdings von einem Instincte des Abgrundes, aber doch immer von einem Instincte — getrieben werden. Auch sie weisen mit Sicherheit auf den Mittelpunkt hin, um den sich jetzt das Leben der Christenheit bewegt und in der Zukunft bewegen wird: auf das christliche Gesellschaftsleben, auf das Leben der Kirche. Denn solche Bewegungen und Bestrebungen, wie die erwähnten allesamt, sind ja nicht bloß zufällige Regungen, gleich als ob alle Dinge in einem unaufhörlichen blinden Kreißlauf liefen, wie das Pferd mit verbundenen Augen in der Roßmühle; es ist das alles nicht bloß ein Wechsel, aus Reiz nach Neuem, aus menschlicher Unbeständigkeit oder gar aus Langeweile und Ueberdruß entstanden, dem dann wieder im Verlauf der Jahre oder Jahrzehnte ein neuer Wechsel, gleich zufällig und täppisch wie der erste, folgen müßte; nein! nur auf dem weltlichen Gebiete gilt der trostlose Ausspruch des Predigerbuchs: „Es geschieht nichts Neues unter der Sonne"; hier befinden wir uns auf dem geistlichen Gebiete, wo die Ordnung des Himmels und die Schöpferkraft des lebendigen Gottes, und wo Sein Wort gilt: Siehe ich mache alles neu!

Wir erwarten in der That, gleich den verkehrten Haufen der Demokraten und der Halbdemokraten, eine neue Zeit; wir erwarten eine Zeit in der christlichen Kirche, wie sie seit 1800 Jahren nicht vorhanden gewesen ist; wir sehen, daß uns Aufgaben gestellt und Arbeiten angewiesen werden, wie sie seit dem Tage, da der Herr Christus aufgefahren ist gen Himmel und

der letzte der Apostel in Ephesus sein Auge schloß mit den Worten: „Kindlein liebt euch einander“, der Christenheit nicht wieder gestellt und gegeben worden sind.

Aber freilich, wir erwarten nicht die Zeit „eines neuen Glaubens“, wie die Blinden und Halbblinden meinen, sondern eine neue Zeit des Glaubens. Jene verstehen unter ihrer Zukunft des neuen Glaubens, wenn sie zusammenhängend denken, wie die eigentlichen Demokraten, eine Zeit, in welcher aller und jeder Glaube aufhört und das Christentum untergeht, statt dessen aber der Pantheismus zur Herschaft kommt, der keinen Gott mehr über der Welt und über sich, sondern einzig und allein in der Welt und in sich anerkennt (so daß sie oft ausdrücklich erklärt haben, und Bayrhoffer hat es noch ganz neuerlich gethan: Demokratie und Pantheismus sei ganz einerlei), eine Zeit, in welcher die vollendete Gottlosigkeit (und das, was die Demokraten Pantheismus nennen, ist nichts anderes als Gottlosigkeit) die scheußlichste Abgötterei des Fleisches, in welcher die Religion des Haßes, oder nach einer neulich zu Tage gebrachten fast noch schöneren Redensart der blinden Demokraten, die Religion des kaltblütigen Henkertums zur Herschaft kommen wird. Wenn sie aber nicht zusammenhängend denken, welches bekanntlich den Halbdemokraten, sonst auch „Liberale“ genannt, eigen ist, wie allen Halben, so meinen sie, es werde bald eine „erhebende, vernunftgemäße, allgemeine Menschenreligion“ entstehen, eine Religion der Denker und der Aufgeklärten, in welcher zwar etwas Weniges vom Christentum bleiben

könne, gleichsam wie etwas Gewürz in der Speise, doch nicht zuviel, damit die gute Speise der „vernünftigen Religion“ nicht durch allzu starke Zuthaten verwürzt und für die feinen Zungen der Gegenwart ungenießbar werde; — eine Religion mit einem unbekannten und fernen Gott und einem erhabenen Religionslehrer, Jesus geheißen, an dessen Person sich zwar allerlei jüdische Fabeln angehängt haben, dessen Tugendlehre aber, wenn man das Fabelwerk erst entfernt habe, rein menschlich und „beseligend“ sei; eine Religion mit wenig Glauben, aber bedeutender Hoffnung und sehr viel Liebe, mit wenig Sünden und gar keiner Sündenstrafe, am wenigsten einer ewigen, aber mit einigen heitern Schwächen und unendlich viel gutmütiger Verzeihung; eine Religion ohne Bekehrung und Buße, aber mit sehr viel Tugend und unergründlich viel gutem Gewißen, mit wenig Gebet, dessen Erhörung allezeit sehr zweifelhaft sei, und wenig ernsten Erlebnissen und Erfahrungen, welche stets unbequem sind, zumal wenn dieselben in Demütigungen bestehen sollten, aber mit viel heiterem Lebensgenuß, mit viel schönen Reden und einigen geschmackvollen „Religionsgebräuchen“; eine Religion endlich mit einem zwar völlig unbekannten, aber doch troſtreichen Jenseits (eben so wie auch der ferne und unbekannte Gott dennoch ein gütiger Gott und jedenfalls ein troſtreicher Gedanke ist), in welchem alle guten Menschen (und gut sind alle, welche sich zu dieser gereinigten allgemeinen Menschenreligion bekennen, die Andern natürlich nicht), welche hier so manchen genußreichen Abend mit einander

zugebracht haben, sich wieder zusammenfinden und hoffentlich, frei von allen Erdenleiden, einer unendlichen Entwickelung ihrer Fähigkeiten und einem tieferen Einblicke in das unermeßliche All der Schöpfung werden entgegen geführt werden.

Dieß Letztere, dieß unzusammenhängende Gemengsel von unvollständigen Begriffen und unklaren Träumen, hinter welchem sich übrigens fast eben so viel Widerwillen gegen das Christentum und ganz eben so viel Haß gegen Christus versteckt, wie ihn die Demokraten haben, war der wesentliche Inhalt der Reden von der „Zukunft der Religion und der Kirche" und der Beschlüße über die „Religionsfreiheit", welche vor zwei Jahren von der Mehrzal der Nationalversamlung in der Paulskirche gehalten und gefaßt worden sind. Eine neue Zeit stand auch diesen Leuten und ihren unzäligen Geistesverwandten, die sie durch ganz Deutschland haben, wenn auch noch so dunkel und verworren, vor den Augen, eine Zeit der gänzlichen Verwaschung und endlichen Zerbröckelung der christlichen Kirche, eben wie sie den Demokraten vor Augen steht, nur daß die Demokraten den kurzen und geraden Weg der Gewalt, diese halbdenkenden Liberalen aber den langen und krummen Weg der allmälichen Auflösung gehen wollten. Die Grundrechte in ihrem Abschnitt von der Kirche, so wie die Religionsfreiheitsgesetze, welche in Gemäßheit derselben erschienen sind, z. B. hier in Kurhessen, wo man am eiligsten dahinter her war, mit der armseligen Halbdenkerei der Paulskircher Religionsmacher wettzulaufen, gehen durchweg von der Annahme aus,

so wie die Religionsfreiheit gesetzlich festgestellt sei, würde sich theils eine Menge von Secten bilden, theils das bisherige „geschloßene Kirchentum" in eine allgemeine Gleichgültigkeit und Religionslosigkeit sich auflösen, und wo das nicht schnell gienge, sollte die Verwaltung, wie z. B. hier bei uns hinsichtlich der Todtenhöfe, nachhelfen. Darin haben sich freilich die Religionsmacher geirrt, wie es überhaupt ihr Schicksal ist, sich fortwährend zu irren und nur zu irren, aber eine Aussicht in eine gänzlich veränderte Zukunft der kirchlichen Dinge hatten doch auch sie.

Nein, eine Zeit eines neuen Glaubens kommt nicht, wol aber eine neue Zeit des Glaubens. Die Menschheit schreitet allerdings fort, auch die Christenheit schreitet fort in ihren heiligen, göttlichen und seligmachenden Erlebnissen; sie drehet sich nicht etwa im immerwährenden Kreißlaufe herum, so wenig wie ihr Vorbild, das einst erwählte Volk Gottes, das Volk Israel, sich nur im Kreiße um das Gesetz herumdrehete; dieses Volk hatte die Verheißung zu erleben und zu durchleben, hatte immer Mehreres, Deutlicheres, Bestimteres von dem einen ersten Worte der Verheißung an sich zu erfahren: „des Weibes Same wird der Schlange den Kopf zertreten", und: „in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden". Das mußte erlebt werden an Isaak und Jakob, an der Wanderung nach und an der Rückführung aus Egypten, am Gesetz, an den Richtern, an David und Salomo, an Segnungen und an Strafen mancherlei Art und an der Weissagung der Propheten, welche diese

Segnungen und Strafen dem Volke ausdeuteten; das mußte so bestimt und so ins Einzelne hin erlebt werden, daß zuletzt Der, welcher kommen sollte, für ein jedes Auge, welches sehen wollte, vollkommen erkennbar beschrieben werden konnte, wie denn auch wirklich Simeon und Anna schon den Neugeborenen auf den ersten Blick erkannten. Gerade so verhält es sich auch mit der Christenheit. Sie hat im Ganzen und Großen das Eine, Erste und Einzige, das Eine Wort, welches Fleisch geworden ist, so im Einzelnen zu erfahren, so in allen Stücken des Wesens Seiner Herrlichkeit zu erleben, so Ihn kennen zu lernen durch und durch, daß sie im Stande ist, Ihn, welcher wiederkommen wird, die Todten zu erwecken und zu richten alle Welt, wiederzuerkennen auf den ersten Blick, so wie Er wiederkommt. Damit geht es nun ganz genau so, wie es mit dem einzelnen Menschen auf dem Gebiete der weltlichen Dinge geht: niemand ist fähig, etwas Neues zu erleben, wenn er nicht das, was vorangegangen ist, das Alte, vollständig und im Ganzen noch hat und besitzt und sich dessen vollständig bewust ist; man muß etwas erlebt haben, um etwas erleben zu können. Wer nichts Neues erleben will, der ist als Knabe schon ein Greis, aber wer das Alte vergißt und verwirft, der ist auch als Greis noch ein Knabe, unstät und unruhig, ohne Halt und ohne Boden. Das Hinzu-Erleben, das Wachsen, die allmäliche Aneignung des Neuen zu dem Alten ist, wie im Leiblichen so auch im Geistigen, und vor allen Dingen im Geistlichen und Göttlichen, das wirkliche und rechte Leben.

Was zu der Zeit, als das Wort Gottes Fleisch ward und unter uns wohnte, zu der Zeit, als die Menschen mit leiblichen Augen sahen Seine Herrlichkeit, die Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit — was zu jener Zeit in einem einzigen reichen, tiefen und mächtigen Strome von Gottesweisheit und Gottesgnaden sich ausgoß in die Welt, das ist der Welt also gegeben, daß eine Welle dieses Stromes nach der andern hinabrauschet durch die Jahrhunderte und die Jahrtausende zu den Geschlechtern, welche harrend und hoffend an den Ufern dieses Stromes stehen; es ist dem damals durch den zweiten Adam neugeschaffenen Menschengeschlechte diese Fülle der Gnade und Wahrheit also verliehen, daß dasselbe einen Theil, gleichsam ein Stück der göttlichen, in Jesu Christo thatsächlich geoffenbarten Wahrheit nach dem andern erlebe, erfahre, genieße und im Laufe seines Lebens in sein innerstes Eigentum, in Blut und Leben verwandle. Die Gaben, welche der Herr Christus, als er im Fleische wandelte, durch Wort und Wandel, durch Leiden und Tod, durch Auferstehung und Himmelfart seiner Zeit mit einem Male gab, die gibt er noch einmal einzeln, wie sie auf einander und aus einander folgen, auch den kommenden Geschlechtern, auf daß jedes Geschlecht samt dem, was es von den Vätern und Vorvätern an christlicher Erkenntnis und Weisheit ererbt hat, auch noch sein eignes, neues Gut, seinen eignen, neuen Schatz zu empfangen und zu bewahren habe, auf daß jedem Geschlecht neben dem Amte des Bewahrens und

Behütens des Alten auch das Amt des Gewinnens und Erwerbens neuer Gnade und Wahrheit werde.

Diese Theile der ewigen Gottesweisheit und seligmachenden Wahrheit, diese einzelnen Wellen des großen Gnadenstromes, wie wir uns vorher bildlich ausdrückten, sind nun die Lehren, oder richtiger die Thatsachen

von Gott dem Vater, allmächtigen Schöpfers Himmels und der Erde;

von dem Sohne in seiner Gottheit, Jesu Christo, dem wahren Gott aus dem wahren Gott, dem wahren Licht aus dem wahren Lichte;

von dem heiligen Geiste, dem Schöpfer und Herrn und wahren Gott von Ewigkeit;

von dem Sohne in seiner warhaftigen Menschheit, der, obgleich wahrer Gott samt dem Vater und dem Geiste, gleichwol des Fleisches und Blutes ist theilhaftig geworden gleich wie wir;

von der Natur der Sünde und dem Wesen der Erlösung und von der Ordnung des Heils in Christo Jesu, dem Gekreuzigten, dem vollkommenen Opfer;

endlich von der einen, heiligen und seligmachenden Kirche, der Gemeinschaft der Gläubigen und zuletzt von den letzten Dingen, von der Wiederkunft des Herrn zum Gericht und vom ewigen Leben.

Kein Einzelner in der Christenheit vermag eines dieser Stücke recht zu erkennen und zu begreifen, geschweige denn zu haben und zu besitzen (wiewol hier

immer die Erkenntnis vom Besitz abhängt), wenn er nicht die vorhergehenden, so wie sie hier der Reihe nach aufgezält sind, bereits erkannt und erfahren hat. Wir brauchen das für diejenigen, welche nur einige Erfahrungen im christlichen Glaubensleben gemacht haben, nicht näher nachzuweisen. Jeder von uns weiß, daß wir, die wir von Heiden herkommen, zu allererst, und ehe wir noch etwas vom Christentum zu begreifen vermögen, von den Juden den Einen wahren Gott, den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs kennen lernen und mit ihnen begreifen müßen, daß das erste Wort der heiligen Schrift: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde" uns von Grund aus von allen Heiden scheidet, die dieß niemals gewußt haben, niemals begreifen, noch jemals faßen werden; daß wir vor allen Dingen mit und von den Juden zu lernen haben, daß dieser Gott und Herr nicht anders, als durch seine Wolthaten von uns erkannt wird. Erst wenn wir ihn, den dem Verstande Unfaßbaren, der da ist, der Er sein wird, begriffen haben als den Gott der Väter, den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, welches der Name ist, bei dem man ihn nennen soll für und für, erst alsdann sind wir im Stande, ihn auch als den Verheißenden und Erfüllenden, als den Vater Jesu Christi und unsern Vater zu begreifen. Und so ist es in allen anderen oben aufgezälten Stücken: Niemand ist im Stande, den heiligen Geist als den Herrn und Schöpfer zu begreifen, wer nicht den Sohn als das Wort, welches Gott ist, gefaßt hat, und noch viel weniger wird Jemand fähig sein, die Rechtfertigung

durch den Glauben allein zu verstehen und aus vollem Herzen zu bekennen, wer nicht in dem Sohne die ausgeschüttete Fülle des Wesens der göttlichen Liebe (oder, menschlich ausgedrückt, die wahre Gottheit Christi) und in dem Geiste den Schöpfer des ewigen Lebens erkennt. Wer das Eine ohne das Andere, das Nachfolgende ohne das Vorhergehende zu besitzen vorgibt, der teuscht sich entweder auf das Aergste, oder, was warscheinlicher ist, er macht Redensarten, er lügt.

Gerade so, wie es in diesen Dingen dem Einzelnen geht, ist es nun auch der Christenheit im Ganzen gegangen, so hat auch die Christenheit im Ganzen im Laufe der achtzehnhundert Jahre ihres Lebens eins dieser Stücke nach dem andern begriffen, erfahren und erlebt. Die Geschichte der Christenheit durch die verfloßenen achtzehn Jahrhunderte ist eine ununterbrochene in sich zusammenhängende heilige Geschichte, eben so wie die Geschichte des Volkes Gottes im alten Bunde eine zusammenhängende heilige Geschichte ist; der heilige Geist hat die Christenwelt, auch da, wo sie es nicht wußte, ja wo sie sich theilweise gegen denselben wehrte, unmittelbar geleitet; der Tröster und Lebendigmacher ist nicht nur von den Einzelnen, sondern auch von dem Ganzen nie und nimmer gewichen: im Gegenteil, er hat die getaufte Welt immer tiefer in die Schätze der Weisheit und des ewigen seligen Lebens hineingeführt; er hat sie nicht verlaßen, sondern sich von Jahrhundert zu Jahrhundert gleich mächtig wie vom Anbeginn erwiesen. Er hat sie alles, was der Herr war und hatte und was die Apostel zusammen

und im Ganzen erlebt hatten, nach und nach im Einzelnen vollkommen durchleben, schmecken und fühlen laßen. Der Herr des Lebens hat ihr, um ein Bild der heiligen Schrift zu brauchen (welches freilich in diesem Fall weit mehr als bloßes Bild ist), das Buch des Lebens, verschloßen mit sieben Siegeln, sofort gleich im Ganzen in die Hand gegeben; aber es wird doch nur eins dieser Siegel nach dem andern, und zwar nicht nach der Willkür oder gar der Ungeduld der Menschen, sondern nach Seinem Ratschluß, nach menschlicher Zeitrechnung zuweilen in sehr kurzen, aber oft auch in sehr langen Zeiträumen, auch nicht von den Menschen, sondern von dem Herrn selbst gelöst.

Das erste Siegel, welches der Christenheit geöffnet wurde, war die Erkenntnis Gottes des Vaters, die sie während der ersten drei Jahrhunderte in den heißen Kämpfen mit der eindringenden heidnischen Zweigötterei, Vielgötterei und Allgötterei, mit den Parteien und Sekten der Gnostiker, als lebendiges und unverlierbares Eigentum gewann. Es waren das Kämpfe der allerernstesten und allerschwersten Art, nicht etwa bloß „wißenschaftliche Erörterungen", wie das papierne Christentum der letzten Jahrzehnte gemeint hat. Das Heidentum drang mit all seiner geistigen Macht, mit dem vollesten Nachdrucke seiner uralten Naturweisheit und seiner neuen Gedankenweisheit auf die Christenwelt ein, um ihr vorzuspiegeln, daß ihr Gott noch nicht der rechte, vollkommene, erhabene Gott sei; daß es sich z. B. für einen rechten geistigen ewigen Gott gar nicht schicke, diese Welt des Irrtums und der Ver-

gänglichkeit, diese Welt des Staubes und des Fleisches, geschaffen zu haben, und daß er dieß Geschäft wol am besten einem Untergott überlaßen habe — und ein solcher halbfleischlicher Untergott sei nun eben der Gott der Juden, der Gott des alten Testamentes; — oder es sei die Welt mit ihren Creaturen nicht von Gott geschaffen, sondern von Gott ausgefloßen, so daß Alles zwar göttlich sei, aber je weiter dieser Creaturenstrom gefloßen, desto weiter auch von Gott entfernt, desto schlechter, so daß z. B. unser Leib mit Speis und Trank und den irdischen Bedürfnissen und Genüßen an und für sich böse sei, und es sich von selbst verstand, daß zwischen uns und dem hocherhabenen und von der Welt weit entfernten Gott eine lange Reihe von weltschaffenden und weltregierenden Wesen liege, also ein unmittelbares Kommen zu Gott, ein unmittelbarer Verkehr mit unserm treuen Gott, dem Gott unserer Väter, gar nicht möglich war. Der wahre Gott des alten Bundes und rechte Vater über alles, was da Kinder heißet im Himmel und auf Erden war dieser heidnischen Weisheit noch lange nicht gut genug, so wenig wie der schimpflich hingerichtete Christus den Juden gut genug gewesen war; um deswillen aber stand die Christenheit in der höchsten Gefahr, den rechten Gott eben so zu verlieren, wie die Juden den rechten Christus verloren hatten. Es war dieß die stärkste Probe von dem noch immer fortdauernden Bestreben des natürlichen Menschen, der die Sünde noch nicht erkannt hat, ein Wißen von Gott über die Beziehung Gottes und seiner Thaten zur Seligkeit der

Menschen hinaus zu erlangen, während die Offenbarung von ihrem ersten bis zu ihrem letzten Worte das Eigentümliche hat, nur so viel von Gott zu lehren, wie zu unserer Seligkeit, zum selbsteigenen Haben und Genießen, nötig ist und genügt.

Diese heißen und schweren Kämpfe wider das mächtig andringende Heidentum wurden wie gesagt in den ersten drei Jahrhunderten durchgefochten, und schon die Briefe der Apostel geben von diesen Kämpfen Zeugnis; sie wurden durchgefochten zur selben Zeit, als das Heidentum auch äußerlich, mit Marter und qualvollem Tod, auf die Christenheit einstürmte; aber sie wurden, gleich den äußern Kämpfen, siegreich vollendet. Damit war die christliche Gemeinde befähigt und gestärkt, im nächsten, vierten Jahrhundert, kurz nach einander die Eröffnung des zweiten und dritten Siegels, die Wahrheit von der Gottheit des Sohnes und von der Gottheit des Geistes zu erleben, und die Zeugnisse dieser Erlebnisse nach dem schweren Kampf mit den Arianern auf die christliche Nachwelt zu vererben. Es galt dießmal, einen versteckten, aber eben darum noch gefährlicheren Griff des Heidentums nach dem Herzen des christlichen Lebens abzuwehren, denn die Lehre der Arianer (der alten und neuen, da ein großer Theil unserer heutigen Vernunfttheologie nichts anderes als Arianertum ist, nur ohne die Strenge und den Zusammenhang der Gedanken bei den alten Arianern), daß der Sohn dem Vater nicht gleich, sondern nur ähnlich, oder sogar nicht einmal ähnlich, daß er ein geschaffenes Wesen sei wie die andern

Creaturen, diese arianische Lehre will den tiefsten Grund der göttlichen Barmherzigkeit, wovon freilich das Heidentum nichts weiß, umstoßen, und uns statt des eignen Ichs der Gottheit einen Andern und Fremden zusenden, uns einen Gesandten schicken, statt unsern Gott in aller Fülle seines Wesens und seiner unergründlichen Liebe ganz, unverkümmert und unvermittelt an uns selbst dahinzugeben. Sobald aber das feststand, daß wir in Christo keinen Andern und Fremden, keine mittelbare, sondern die eigenste Liebe Gottes, Gott selbst, haben und besitzen, war auch das Erleben der Thatsache möglich, daß der heilige Geist keine bloße Kraft und kein Diener, sondern das eigne Leben Gottes, des Vaters und des Sohnes, daß er der Herr und Lebendigmacher sei, der mit dem Vater und dem Sohne angebetet und verehrt wird; und diese Erfahrung folgte bald nach der Beendigung der Arianerkämpfe.

Schnell folgte sodann im nächsten, fünften Jahrhundert die jetzt erst möglich gewordene vollständige und bewuste Erkenntnis des Herrn Jesu Christi als wahren Gottes und wahren Menschen zugleich; die Christenwelt lernte (im Streite wider die Nestorianer), daß der Herr Christus am Kreuze nicht bloß als Mensch gelitten habe, was unser fleischliches Mitleid, unser menschliches Gefühl, wie wir es heute nennen, anregen würde, aber nimmermehr weder die Natur noch die Kraft eines heiligenden Opfers tragen könnte; sie lernte (im Streite wider die Monophysiten), daß Christi Menschheit auch nicht von der göttlichen

Natur, die mit ihr etwa vermischt wäre, so gehoben und getragen worden sei, daß er das menschliche Leiden, das Grauen der Sünde und das Entsetzen des Todes nicht wirklich oder doch nur in leichterer Weise empfunden habe — wodurch uns Christus fremd geworden sein würde. Gerade diese Dinge, die man ehedem wol als unnütze Lehrstreitigkeiten gering schätzte, haben wir noch heute alle Tage als unsern eigentlichlichsten Wegweiser und unsern Stab auf dem Weg nach dem ganzen und wahren Christus nötig. — Um dieselbe Zeit wurde auch der Christenheit der letzte und tiefste Scheidepunkt von allem Heidentum, die Tiefe der Sünde und der Gnade, das Geheimnis der Buße und Bekehrung, der Weg der Erlösung und die Ordnung des Heils aufgeschloßen. Zur Erschöpfung und zum vollen Durchleben dieser Spitze und Blüte aller Lehre der heiligen Schrift, dieser lebendigsten, dieser zugleich höchsten und tiefsten Wahrheiten, von der Erlösung und Heilsordnung, von der Buße und der Rechtfertigung gab der Herr jedoch der Christenheit ein volles Jahrtausend ein, denn was der Kirchenvater Augustinus im fünften Jahrhundert begann, das zieht sich duach alle folgenden Jahrhunderte als die Aufgabe des Lebens der Christenwelt hin und wurde erst in der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts in der evangelischen Kirche durch Luther vollendet.

Wir selbst, die wir dieß alles erlebt haben und denen die Erfahrungen unserer christlichen Väter und Vorväter unsere eigenen Erfahrungen sind, stehen also

am Schluße dieser Periode des Lebens der Christenwelt. Eben darum aber stehen wir auch zugleich an dem Anfange einer neuen Zeit.

Viel haben wir erlebt in achtzehn Jahrhunderten, aber noch nicht alles; allerdings ist noch ein Fortschritt der christlichen Erkenntnis und Erfahrung möglich — nicht allein möglich, nein er ist nötig, er ist gewis; allerdings genügt das, was bisher, was zuletzt noch in der Reformation Luthers als die höchste Spitze und Blüte der christlichen Lehre dargeboten, angenommen und als Eigentum erworben worden, noch nicht vollständig. Noch ist das sechste Siegel zu lösen: das von der Kirche.

Die Lehre der Offenbarung, oder was man so nennt, ist vollständig durchgelebt; neue Lehren werden wir nicht mehr erleben, neue Sätze (Dogmen, Lehrsymbola) nicht mehr aufstellen, um Lehren überhaupt uns nicht mehr streiten; diese Dinge sind überlebt und liegen hinter uns; aber zu dem Neuen, was vor uns liegt, wird doch nur derjenige gelangen, welcher das ganze Leben der Lehre mit erfahren hat und in sich trägt, und zwar als ein Ganzes, Volles, als Herzblut und Pulsschlag in sich trägt. Wer ein reifes Samenkorn seiner Erkenntnis der Wahrheit, ein reifes Samenkorn festen, zweifellosen Glaubens an das Ganze des seligmachenden Wortes in den Boden der Zukunft legen kann, und nur dieser wird aus diesem Boden eine neue wunderbare Blüte des heiligen Lebens hervorgehen sehen, wunderbarer als alle Blüten, welche bisher der Acker des lebendigen Gottes getragen hat,

weil sie Farbe und Glanz und Duft von allen früheren Blüten in sich vereinigt: ihr Name heißt heilige allgemeine Kirche und Gemeinschaft der Heiligen.

Wir wißen und kennen und haben ja freilich die Lehren und Ordnungen von der Kirche, wie sie uns von dem Herrn und seinen Aposteln sind offenbart worden, aber wir haben und kennen und wißen sie doch nicht anders, als wie etwa die Christenheit der drei ersten Jahrhunderte die Lehre von Gott dem Sohne, oder wie die Christenheit vor der Reformation und außerhalb derselben die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben kannte und kennt; oder auch wie die Jünger des Herrn selbst, während Christus noch bei ihnen war, sein Leiden und seinen Opfertod, seine Auferstehung und seine ewige Herrlichkeit im Himmel hatten, wußten und kannten: ahnend, vorschauend, hoffend, weissagend. Wir haben die Lehre von der Kirche oder vielmehr diese selbst noch nicht oder nicht vollständig **erfahren**, wir besitzen sie noch nicht oder nur zum geringsten Theile als unser **Eigentum**. Wir können nicht davon **zeugen**, nicht mit der hellen Freudigkeit, der felsenfesten Gewisheit, der jubelnden Zuversicht davon zeugen, wie wir von dem Vater zeugen, dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden, dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs und unserer Väter Gott, von dem Vater Jesu Christi und unserm Vater; nicht, wie wir von dem Sohne zeugen, dem Lichte aus dem Lichte, dem wahren Gott aus dem wahren Gott und dem wahren

Menschen gleich uns, aus Maria geboren, gekreuzigt und auferstanden von den Todten; nicht, wie wir von der Erlösung aus dem Glauben zeugen: „ich bin dein, du bist mein, uns soll der Feind nicht scheiden". Eben so aber, wie wir hiervon zeugen, müßen wir auch, ehe das Ende kommt, zeugen können von der untheilbaren Einheit und der ungeschmälerten Allgemeinheit, von der in vollester Fülle befriedigenden Kraft und dem seligen Friedenstroste der Kirche.

Dieß Zeugnis aber muß und darf, wenn es ein wirkliches Zeugnis sein soll, nicht bloß abgelegt werden von der unsichtbaren Kirche, wie man dieß jetzt noch versteht, denn ein Zeugnis von etwas bloß Unsichtbarem gibt es nicht; wir zeugen ja auch von dem unsichtbaren Gott nur, insofern wir ihn gefühlt und gefunden haben, in ihm leben, weben und sind, ihn in Christo und dem heiligen Geiste besitzen. Wir müßen zeugen können und werden zeugen können in der Zukunft, welche vor uns liegt, von der unsichtbaren Kirche als einer sichtbaren, somit also von der Einheit und Einerleiheit der sichtbaren, äußeren, und der unsichtbaren, innern Kirche; von der Gemeinschaft der Heiligen, die nicht bloß im stillen Verkehr des Gebetes, sondern auch in äußeren, ihr notwendigen, aus ihr hervorwachsenden Formen sich bewegt und ausprägt; mit einem Worte, von der Gemeinschaft der Heiligen, welche einen Leib hat auf Erden, als ein treues und vollkommenes Vorbild von dem Kirchenleibe der Verklärung, dem neuen Jerusalem, gleichwie die Seele ihren Leib hat und behält

und in der Verklärung wiederbekommt nach der Auferstehung.

Ein solches Zeugnis abzulegen, ist in der heutigen Christenheit noch Niemand fähig, und ist Niemand fähig gewesen in der Christenwelt, welche vor uns gelebt hat seit den Zeiten der Apostel. Wer vermag es, zu zeugen von der reinen und unbefleckten Braut des Lammes, des himmlischen Bräutigams, die er gereinigt hat durch das Waßerbad im Wort, auf daß er sich ihm selbst darstellete eine Gemeine, die da herrlich sei, die nicht habe einen Flecken oder Runzel, sondern daß sie heilig sei und unsträflich (Ephes. 5, 26—27)? Wer vermag davon zu zeugen mit heller Siegesstimme und freudiger Zuversicht, sei er ein morgenländischer oder abendländischer Christ, Katholik oder Protestant? und doch müßen auch diese Worte buchstäblich in Erfüllung gehen und von uns als unmittelbare Wahrheit erfahren werden, eben so wie buchstäblich in Erfüllung gegangen und von uns erfahren worden sind die Worte: Ich will euch den Tröster senden; den Frieden laße ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Aber es nahet die Zeit auch dieser Erfüllung und dieses Zeugnisses heran. Es kommt die Zeit, daß wir verstehen sollen, was wir bisher kaum geahnt, geschweige denn erfahren haben, was es heiße, „daß wir alle hinan kommen zu einerlei Glauben und Erkenntnis des Sohnes Gottes, und ein vollkommener Mann werden, der da sei in der Maße des vollkommenen Alters Christi" (Ephes. 4, 13); es rückt die Zeit

heran, daß wir, nicht mehr gewiegt und gewägt von allerlei Winde der Lehre, allesamt sollen faßen und begreifen die innerste Wahrheit des Geheimnisses, daß wir Glieder sind an dem Leibe Christi, und daß wir die Ordnung dieser Glieder, die Gaben und Aemter samt deren Beruf und Macht, getrieben von der Macht des heiligen Geistes vollständig verstehen und in das Werk setzen. Ja, es kommt die Zeit heran, daß es nicht mehr fromme ferne Hoffnung, sondern nahe selige Gegenwart sein wird: Es ist Ein Hirt und Eine Heerde, in einem Sinn, einem Glauben, einem Lobgesang, einem Gebete, zu einer zugleich äußern und innern Gemeinschaft eng und fest zusammengeschloßen auf dieser Erde und in diesem Leben. Auch werden wir dann nicht zusammengeschloßen sein in einem kleinen, verborgenen Häuflein — nein! wie geweissagt worden ist, in einem Heere von viel tausendmal tausend und offen und hell da stehend vor aller Welt, auf daß dieses Heer in festgeschloßener Schar dem letzten Kampfe und dem letzten Siege über den Widerchrist, über den Fürsten der Finsternis und über den Tod entgegen gehen könne, und mit dem Gesang und den Posaunen des Sieges, welcher da ist das Weltgericht, einziehen in die Perlenthore des neuen Jerusalems.

Der Herr Christus läßt jetzt herannahen das Verständnis und die Erfüllung seiner Weissagungen von der Scheidung des Unkrautes auf dem Acker vom guten Gewächs, von der Sonderung der Spreu von dem Waizen, von den Lampen der Jungfrauen und den

Pfunden der Diener; Er rüstet sich jetzt, zu vollziehen, was Er verkündigt hat, „zu senden seine Engel mit hellen Posaunen, und sie werden sammeln seine Auserwählten von den vier Winden, von einem Ende des Himmels bis zum andern". Es nahet die Zeit — nicht mehr der Spaltungen, wie bisher, sondern der **Scheidung**, der Scheidung der Gläubigen und Ungläubigen, derer, welche versiegelt sind mit dem Siegel unseres Gottes an ihren Stirnen, von denen, welche das Zeichen des Thieres aus der Finsternis auf ihren Häuptern tragen. Es gilt schon jetzt, und mit zunehmender Schärfe wird gelten in der nächstkommenden Zukunft ein kurzes Ja und Nein, ein kurzes, aber ein ganzes, aus dem Herzen kommendes Ja und Nein, ein „Ja! Du bist Christus der Sohn des lebendigen Gottes"! und ein „Nein, ich kenne des Menschen nicht"; es gilt schon jetzt und wird in den nächsten Jahrzehnten oder Jahren mit stets zunehmender Entschiedenheit gelten ein strenges, alle Mittelglieder und Uebergänge ausschließendes Entweder — Oder: entweder ein ganzer Christ oder ein Widerchrist. Dem Lernen, der Thätigkeit des Verstandes, dem Beweisen, Widerlegen, Ueberführen wird verhältnismäßig nur kurze Zeit und wenig Raum verstattet sein — darin geht die Bewegung in der Kirche ganz gleichen Schritt mit der Schnelligkeit der Bewegung der Welt; es wird einer ganz kurzen Unterweisung und Predigt, es wird oft nur eines einzigen Wortes des Zeugnisses bedürfen, um die Verständigung und die volle Einsicht zu vermitteln, um die Entscheidung für das Leben, für

Zeit und Ewigkeit herbeizuführen. Das Namenchristentum, dessen Zerstörung schon jetzt in den ersten Anfängen beginnt, wird im Laufe der Zeiten, denen wir entgegengehen, gänzlich aufhören, die Halbheit — das Ja und Nein zugleich, die Lauheit — wird vernichtet werden, und der sogenannte „unüberwindliche Zweifel", welcher in der Periode der Lehrzeit zu dulden, ja bis auf einen gewissen Grad (nämlich so lange der Zweifel ein wirklich ehrlicher war) anzuerkennen war, wird seine Stelle auf der Seite des Nein und des Unglaubens finden. Glaubige und Unglaubige, Bekenner und Widersprecher, Segnende und Fluchende, Betende und Lästernde werden sich auch auf äußerlich erkennbare Weise von einander trennen und einander ausschließen. Nicht aber so, wie dieß bisher geschehen ist, daß ein Scheiden und Ausschließen durch menschliche Mittel, etwa gar durch weltliche Gewalt Statt finde: Gott selbst wird scheiden, die Unglaubigen, Widersprecher und Lästerer werden durch das immer bestimter, entschiedener, unzweideutiger und lauter werdende Bekenntnis der Gläubigen gezwungen werden, sich selbst ihnen mit gleich lautem, unzweideutigem und unwiderruflichem Widerspruch gegenüberzustellen; sie können nicht mehr mit ihnen leben. Diese Scheidung wird dann einen grimmigen Kampf und wilde Verfolgung hervorrufen, ähnlich den Kämpfen der ersten Christen in den drei ersten Jahrhunderten, nur daß der Haß auf Seiten der Widerchristen weit bewußter, also auch weit schärfer sein wird, als damals; es wird das aber ein Kampf der Liebe wider

den Haß sein, von dem wir vor einiger Zeit gesprochen haben, und der Sieg wird nicht durch menschliche Macht und Mittel, sondern durch Gottes Kraft selbst herbeigeführt werden. Die Versuchung aber wird während dieser Scheidung und der dieselbe begleitenden Kämpfe weit schwerer sein und die Verführung weit allgemeiner und tödtlicher als jemals; bewahrt wird nur der bleiben, welcher mit zweifellosem Herzen und in der Gewißheit der Erhörung beten kann.

Ist diese Scheidung vollzogen und haben sich die Gläubigen zusammen gethan zu einem lebendigen Leibe, an welchem kein Gebrechen und Makel ist — dann ist auch diese Zeit vollbracht, und der Herr wird kommen, Er wird wiederkommen, wie wir ihn haben sehen gen Himmel fahren. Dann hebt an die erste Auferstehung.

Es versteht sich für einen Jeden, welcher die Zeit und die Zeichen der Zeit versteht und die bisherige Geschichte der christlichen Kirche als eine zusammenhängende, vom heiligen Geist geleitete, den Gang der weltlichen Begebenheiten überall beherschende Geschichte begreift — es versteht sich für ihn ganz von selbst, daß bei allen diesen der Zukunft angehörenden Ereignissen nicht nach Jahren oder selbst nach Jahrzehnten, daß nicht einmal nach Menschenaltern, daß kaum nach Jahrhunderten gerechnet werden könne. Wir vermögen mit Sicherheit nur zu sagen, daß wir an der Schwelle oder immerhin auch in der Pforte dieser Begebenheiten stehen, die Entwickelung derselben aber Gott dem Vater anheimstellen müßen. Nach menschlicher Ansicht sieht

es so aus, als ob zu dieser Entwickelung, zur Scheidung der Glaubigen von den Unglaubigen, zur Durchkämpfung der geweissagten Kämpfe und zur Ueberwindung des Menschen der Sünde eine ganze Reihe von Menschenaltern, ja wol gar von Jahrhunderten erforderlich sei — hat doch der Herr zu der letzten Entwickelung, zum Erleben der Lehre vom Heil in Christo, der Christenheit ein ganzes Tausend von Erdenjahren verliehen; hat doch der Abfall, der bewuste Widerspruch gegen die Seligkeit in Christo bereits vor fast 200 Jahren in seinen ersten Anfängen begonnen. Aber wir wollen nicht vergeßen, daß bei Gott tausend Jahre sind wie ein Tag und ein Tag wie tausend Jahre (2 Petri 3, 8), und daß der, dessen Name ist Treu und Warhaftig, nicht eben Jahrhunderte nötig hat, um seine Kirche zu bereiten. Er hat einst gesagt: „dieß Geschlecht wird nicht vergehn, bis dieß alles ist geschehn", und wer dachte damals, als dieß gesprochen wurde, daran, daß binnen vierzig Jahren das Weltgericht über Jerusalem und das Volk des alten Bundes hereinbrechen werde, welches im Jahre 70 kam und dessen Folgen uns noch heute leiblich vor Augen stehen? — Daß wir in dieser Entwickelung bereits stehen, das ist gewis.

Eben so leicht wird es sich für einen jeden der Zeichen der Zeit, der Geschichte und der Weissagung in gleichem Maße Kundigen von selbst verstehen, daß sich von dem, was da kommen muß, zwar zunächst nur die allgemeinsten Züge angeben laßen (wie wir auch in diesem kurzen Abriße gethan haben), daß aber auch

noch eine ganze Reihe einzelner Dinge, welche kommen müßen, angegeben und namhaft gemacht werden kann; wie z. B. das Verhältnis der verschiedenen dermal bestehenden Kirchengenoßenschaften (Morgenländer, Abendländer, Katholiken, Evangelische) zu einander, welches bisher fast nur aus dem Gesichtspunkte der Lehre, ja sogar der fernerhin ganz und gar nicht mehr berechtigten theologischen Wißenschaft angesehen worden ist, aber vom Standpunkt des Glaubens an die Zukunft Christi und an die bisherige Leitung der Kirche durch den heiligen Geist, wovon wir so eben einige geringen Proben gegeben haben, in einem ganz andern Lichte erscheint und ganz neue Gestalten annimmt. Darüber ist nun hier überall nicht der Ort, uns zu verbreiten.

Nur zwei kurze Betrachtungen oder vielmehr Bemerkungen wollen wir uns noch erlauben.

Zunächst möchten wir Alle, welche in unsern Tagen des heranrückenden großen Abfalls von Bangigkeit, wo nicht gar von Mutlosigkeit und sogar von einer Art von Verzweiflung befallen zu werden in Gefahr sind, welche „gar keine Aussicht mehr haben“, welche unsere deutsch-christlichen Zustände für „vollkommen ausgelebt“ halten, welche „keine Erfolge ihrer Wirksamkeit“ mehr hoffen zu dürfen glauben, ja sogar „alle Aufgaben als erschöpft“ ansehen, daran erinnern, welche große Aufgaben ihnen gerade in unserer Zeit und in der nächsten Zukunft gestellt sind. Es gilt, um es in einem kurzen Worte auszusprechen, **die Gemeinde zusammen zu halten**, zusammen zu halten durch Zeugnis, Gebet, Sacrament und Sündenvergebung.

Das ist richtig, daß wir auf dem bisher verfolgten Wege nicht weiter fort können, und daß dieser uns nicht einmal eine Aussicht gewährt. Unsere Predigt muß ganz anders werden; die wolgesetzten Reden müßen ein Ende nehmen, wenn sie nicht dem Menschen der Sünde dienen sollen; kannst du nicht betend und bekehrend zu deiner Gemeinde sprechen, so bleib von der Kanzel oder besteige sie nimmermehr wieder. Gehst du dennoch wieder hinauf, so bedenke, daß die letzten Worte von Ezechiel 33, 8 dir gelten, geradezu und ohne Ausnahme, Umschweife und Entschuldigung. Sie sind unter ganz ähnlichen, geradezu vorbildlichen Verhältnissen gesprochen.

Noch mehr muß unsere Theologie anders werden. Die Geltung, welche die theologische Wißenschaft bisher in der Kirche gehabt hat als letzter Ausläufer der Lehrzeit, muß und wird nicht allein sinken, sondern gänzlich aufhören. In der Zukunft, der wir entgegen gehen, ja in der Zeit, in die wir bereits eingetreten sind, gilt nur der Wille und die That, die Kraft der Seele, welche die Kraft des Gebetes ist, und die Macht des Amtes, welches des Herrn ist. Von der alten rationalistischen oder rationalisierenden Theologie kann schon jetzt nicht mehr die Rede sein; sie ist bereits der Christenkinder Spott. Aber hüte man sich auch, selbst von der „gläubigen Theologie" Erfolge zu erwarten. Wer das thäte, der hätte allerdings Grund zur Mutlosigkeit oder gar zur Verzweiflung. Wer beten kann, wer auf das Amt vertraut, wer die Gemeinde liebt und auf die Zukunft des Herrn Christi

hofft, der hat Mut, vollen Mut, der hat Thatkraft, Zuversicht, Freudigkeit — er hat einen unermeßlichen Wirkungskreiß und eine überreiche Ernte von Erfolgen.

Damit wir aber ja nicht misverstanden werden, so wollen wir ausdrücklich wiederholen, daß die gesamte Lehre der Kirche, wie sie vom heiligen Geist geleitet in den achtzehnhundert Jahren zum Erlebnis der Christenwelt geworden ist, in eines Jeden Bewußtsein und Ueberzeugung hell und klar und fest stehen müße, vom apostolischen Symbolum herab bis zur Augsburger Confession, wenn die Zukunft uns ein neues Erlebnis gewähren, wenn die Zukunft uns als ihre Kinder anerkennen soll. Alle diese Lehren und Sätze und Bekenntnisse sind nicht dazu da, als Antiquitäten und Reliquien im hintersten Kirchenschrein aufbewahrt und nur zu gewissen Zeiten den Neugierigen gezeigt zu werden. Sie gehören zum innersten Leben und Berufe der Kirche, und es wird keine Kirche der Zukunft sein ohne eine Kirchenlehre der Vergangenheit, ohne eine Kirche der Geschichte, in welcher der heilige Geist ohne Unterlaß regiert und persönlich gewaltet hat. Zum Maße des vollkommenen Alters unseres Herrn Jesu Christi wird nur der gelangen, welcher mit Seinem Leibe hat wachsen wollen und gewachsen ist durch alle Jahrhunderte.

Zweitens haben wir eine doppelte Warnung auszusprechen. Die eine ist die, daß wir nicht etwa von weltlichen, politischen Verhältnissen, vom Staate, Förderung der Kirche erwarten. Der Abfall des „Staates“ von der Kirche gehört mit in die Entwickelung

der Kirche, von der wir geredet haben, hinein und muß durch die Gewalt des heiligen Geistes überwunden werden. Es ist sogar eine der evangelischen Kirche in unserer Zeit sehr bestimmt gestellte Aufgabe, sich von ihren weltlichen Gedanken in der Verfaßung aus eigner Kraft loszumachen, wie die katholische Kirche vor funfzig Jahren von der schweren Bürde der weltlichen Reichtümer und der weltlichen Herschaft durch den Sturm der politischen Ereignisse zu ihrem großen Vorteil ist befreit worden. Wir werden noch größeren Vorteil haben, wenn wir uns von unserer Bürde des politischen Regiments aus eignem Entschluß und durch eigne Kraft befreien.

Die andere Warnung ist die, die Entwickelung der Ereignisse nicht durch eignes selbsterwähltes Treiben beschleunigen zu wollen. Christus läßt sich nicht vom Himmel holen, sondern er will erwartet sein; er kommt auch nur zu denen, welche Geduld der Heiligen haben, auf ihn zu warten. Die Unruhigen unserer Zeit, denen weder die Vergangenheit noch die Gegenwart Genüge thut, die sich vorzeitig matt und müde gelaufen haben und darum nach den heftigsten künstlichen Reizmitteln greifen, Christi Wiederkunft so zu sagen morgen am Tage mit Bestimtheit erwarten müßen, um nur nicht umzusinken, weil sie den in Seiner Kirche stets und überall gegenwärtigen Christus nicht sehen, oder vielmehr, weil dieser vorhandene und gegenwärtige Christus ihnen nicht gut genug ist und gleichsam nicht stark genug scheint — diese Unruhigen mögen, wenn es anders für sie noch Zeit und noch möglich ist,

nur einmal einen Augenblick still stehen vor den Thaten und Offenbarungen des heiligen Geistes, wie sie seit achtzehnhundert Jahren vor uns ausgebreitet liegen. Sollten sie nicht begreifen, daß gegen diese in allen Jahrhunderten reichlich geoffenbarte und mächtig bewährte Kraft Christi alles Zurückweichen des Menschengeschlechts, alle Trägheit, aller Zweifel, aller Unglaube und Abfall, der in der Welt geherscht hat und der freilich einem empfindlichen Auge merklicher und auffallender entgegentritt, es heftiger angreift, als die still schaffende Macht Christi — daß gegen diese Kraft Christi das Alles in gar keinen Betracht komme? Den, der dieses schreibt, ergreift, seitdem er die Gegenwart des heiligen Geistes in der christlichen Kirche begriffen hat (und er gesteht gern, daß das noch nicht sehr lange, nämlich kaum etwas mehr als siebenzehn Jahre her ist*), eine tiefe und stille Ehrfurcht vor diesen Thaten, so wie er den Lauf der Dinge sich betrachtet; und daher hat er auch Geduld geschöpft und neben gänzlichem Verzichtleisten auf alles eigene Machen und Treiben eine feste Zuversicht auf Den gewonnen, der gestern und heute und derselbe ist in Ewigkeit. Wer aber Den, der heute in seiner

*) Seit funfzehn Jahren hat er diese Dinge, wie er sie hier übersichtlich dargestellt hat, im Einzelnen in seinem Amte gelehrt, auch seit drei bis vier Jahren wiederholt öffentlich darüber gesprochen, so daß er kein Bedenken trägt, das längst Gelehrte und Geredete, was bei ihm durch den Verlauf der Jahre nur klarer und fester geworden ist, auch einmal zu schreiben. Es ist ein persönliches Zeugnis, und nichts mehr.

vollen Kraft da ist und in seiner vollen Kraft da sein wird in Ewigkeit, nicht auch in seiner vollen Kraft, welche gestern da war, anerkennt, der steht in hoher Gefahr, sich für heute und für morgen selbst einen Christus zu machen.

Nein! Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. Sein Reich kommt und eine helle Zukunft liegt vor uns und vor denen, welche nach uns kommen. Die Zukunft ist aber hell in Dem, der das Licht war von Ewigkeit, die Sonne der Gerechtigkeit durch alle Jahrhunderte, und das Licht sein wird in Ewigkeit.

Der gekreuzigte Christus, den Juden ein Aergernis, und den Griechen eine Thorheit.

(1851.)

Dieses apostolische Wort war nicht bloß „zu seiner Zeit" wahr, sondern bleibt es für alle Zeiten, d. h. es gibt zu allen Zeiten zalreiche Menschenklassen, welche zum Christentum genau so stehen, wie damals die Juden, und eben so gibt es zu allen Zeiten tiefe und breite Menschenschichten, welche zu dem gekreuzigten Christus sich so stellen, wie zur Apostelzeit die Griechen. Doch ist dabei eine Zeit vor der andern zu beachten: es kann Jahrhunderte geben, in denen man es bloß an einzelnen Menschen merkt, daß es noch immer diese beiden Menschenklassen gibt, die zu

dem gekreuzigten Christus heute noch so stehen, wie Juden und Griechen damals (und der geneigte Leser kann es, wie der Schreiber dieser Zeilen, ganz füglich an sich selbst merken, daß er selbst ein gutes Stück Jude mit dem Aergernis und ein gutes Stück Grieche mit der Thorheit in der eignen Seele mit sich herumträgt oder wenigstens herumgetragen hat). Aber dann gibt es wieder Menschenalter oder Jahrhunderte, in welchen es abermals gerade so wird, wie es zur Apostelzeit war: große, kennbare Menschenmassen sind ganz eigens Solche, welche an Christo entweder gleich den Juden ein Aergernis nehmen oder denen gleich den Griechen derselbe eine Thorheit ist. Zu diesen letzteren Zeitaltern gehört das unsrige und schon das Zeitalter unserer Väter, ja zum Theil sogar unserer Großväter.

Ein Aergernis war Christus den Juden, weil sie sich von ihm in ihrem festen, gleichsam zu Holz und Stein gewordenen Judentum angegriffen fühlten, und es wol merkten, daß Er, der berufen war, alle Heiden nach Zion zu führen, und auch aus den Steinen dem Erzvater Abraham Kinder und Erben der Verheißung zu erwecken, diesem Judentum ein Ende machen werde. Das Buchstaben-Judentum, das auf irdische Größe und einen irdischen König hoffende Judentum witterte in dem Nazarener, von dem der heilige Geist, der Weltschöpfer und Weltherscher, aber nicht sichtbare Macht und irdisches Gut ausströmte, mit sicherm Instinkte den Richter, oder wie sie es nur auffaßen konnten, den Feind und Zerstörer. Daher das

Aergernis, welches sie an ihm nahmen, daher der Haß, daher die tödtliche Verfolgung. Den Griechen wäre es nicht eingefallen und hätte es nicht einfallen können, Christum hinzurichten.

Diese, die Griechen, welche damals schon längst kein eigentliches Volk, keine geschloßene Volkspersönlichkeit mehr ausmachten, hatten bereits alles ausgelebt und durchgelebt und abgelebt bis zum Ueberdruß und zur innern Zerstreuung, Auflösung und Nichtigkeit: Staatsleben und Kunst, Cultus (Götterdienst) und Wißenschaft (Philosophie), Lebensgenuß und Lebensbequemlichkeit, alles war durchgemacht bis auf die letzten Enden und Reste, so daß gar nichts mehr übrig blieb. Auf einem solchen, verhältnismäßig „hohen" Standpunkte*), auf welchem sie alles hinter und gewissermaßen unter sich hatten, erschien ihnen der gekreuzigte Christus als ein unfertiges und ungeschicktes Religionsexperiment auf einem ganz untergeordneten, von ihnen längst überlebten und überwundenen, Standpunkte. Er erschien ihnen, die schon alles, was ihnen Religion war, besaßen oder vielmehr beseßen hatten (denn ihre schönen Götter waren ihnen selbst bereits zum Spott geworden), nichts weniger als gefährlich (wie er den Juden erschienen war), sondern nur lächerlich; wenn sie über ihre schönen Götter längst hinaus-

*) In der That ist es kein hoher, sondern nur der letzte Standpunkt; beides aber wird von den „Gebildeten" der alten wie der neuen Zeit, die sich niemals durch Scharfblick und Denkkraft ausgezeichnet haben, stets verwechselt.

gekommen, wie sollte ihnen der häßliche gekreuzigte Gott irgend etwas anders abgewinnen, als ein mitleidiges Lächeln?

So war es damals mit den Griechen, den Inhabern und ausschließlichen Repräsentanten der Kultur jener Zeit, des Menschentums, welches ganz auf sich selbst steht und durch sich selbst alles geworden ist. Nicht, daß es damals und überhaupt mit allen Heiden so sein müßte, weshalb auch der Apostel eben nicht die Heiden überhaupt, sondern unter ihnen nur die Griechen, die Bildungsmenschen, nennt.

Schon zur Zeit der Apostel zeigte es sich, daß es auch Heiden und heidnische Standpunkte geben könne, welchen der gekreuzigte Christus keineswegs bloß eine Thorheit, sondern ein Aergernis ist. So wie das Christentum mit einem noch feststehenden heidnischen Cultus zusammenstieß — nicht mehr mit der allgemein gewordenen und abgelebten Cultur — mit einem Götterdienst vielmehr, welcher entweder noch Liebe bei dem Volke hatte, weil er ihm scheinbar noch etwas gab und gewährte, oder welcher mit den Staatseinrichtungen zusammengewachsen war, wie im römischen Reiche, und sobald man sah, daß dieser Götterdienst sich mit dem gekreuzigten Christus nicht vertragen werde, daß der Letztere Ansprüche mache, mehr zu sein, als jener, daß der Götterdienst von dem Christentum werde gestürzt werden — alsobald brach auch das verletzte Nationalgefühl, der Nationalstolz, der politische Dünkel gleichwie bei den Juden aus (denn das ists eigentlich, was das Aergernis ausmacht), und es kam der

Haß, die Verfolgung, die tödtliche blutige Wut zur Erscheinung. Diese Art von Heiden verfolgte nun die Christen gerade so, wie die Juden Christum persönlich verfolgt hatten und wie sie in den ersten Apostelzeiten überhaupt über jeden Christusjünger mit Haß, mit Gefängnis und Tödtung hergefallen waren.

Als darnach das Christentum mit dem Falle des römischen Reichs zu den Deutschen kam, war es diesen zwar im Ganzen und Großen zwar weder ein Aergernis noch eine Thorheit — im Allgemeinen nahmen sie es mit offenen Herzen und mit Liebe auf, weil ihnen Gott aus der Urzeit noch die Herzen offen erhalten und ihnen sonst noch manche Dinge bewahrt hatte, welche von den Griechen längst und ganz, von den Römern wenigstens in späterer Zeit und zum Theil willkürlich waren weggeworfen worden, wie namentlich z. B. das Stammes- und Familienleben und was damit zusammenhängt. Eine Thorheit konnte es ihnen auch nicht sein, da sie den Weg des Benutzens und Vernutzens, des Genießens und Aufbrauchens aller nur möglichen Lebensstoffe — welchen man „die Cultur" zu nennen pflegt — noch nicht beschritten, geschweige denn vollendet hatten. Aber daß ihnen der gekreuzigte Christus, zwar nicht im Allgemeinen, indes doch hin und wieder ein Aergernis war, daß sie sich von dem Gekreuzigten in ihrem einseitigen Volksbewußtsein verletzt und beschädigt fühlten, zeigte sich doch in manchen Erscheinungen schon in früher Zeit. Dahin gehören vor allem die einzelnen, mitunter blutigen Verfolgungen, welchen einige Christusverkündiger ausgesetzt

waren, und welchen z. B. bekanntlich unser hessischer Apostel, Bonifacius, im Jahre 755 erlag; dahin gehört die wol sicherlich wahre und jedenfalls äußerst bezeichnende Erzälung von dem Friesenhäuptling Radbod, welcher im Begriff war, sich taufen zu laßen, aber als er hörte, daß er nach seinem Tode nicht mit seinen Vorvätern da zusammen kommen sollte, wo sie, wie im Leben, kämpften und Meth tranken und von dem stets sich erneuernden Wildschwein aßen, lieber mit seinen Vätern jenseits Meth trinken, kämpfen und Wildschwein eßen, als selig auferstehen wollte, folglich den Fuß aus dem Taufbade wieder herauszog und von dannen gieng. Dieser nahm Aergernis an dem gekreuzigten Christus, und so laßen sich noch manche besondere Züge des Aergernisses, welches auch Deutsche damals schon nahmen, aufzälen. Im größeren Maßstab war den Sachsen eine Zeit lang Christus ein Aergernis, obgleich hier noch andere Dinge mit in Anschlag kommen, die uns dermalen nichts angehen.

Aber eine Erscheinung des Aergernisses ist, wenn gleich auch verhältnismäßig nur vereinzelt, doch früh schon verbreiteter gewesen, als die Verfolgung der Christusverkündiger und als die Weigerung, sich taufen zu laßen, und sehr lange verbreitet geblieben. Das ist das sogenannte Hexenwesen, welches vom neunten Jahrhundert bis zum Ende des siebenzehnten Jahrhunderts besonders in Deutschland, sodann in Frankreich geherscht hat, und von dem so viel Unverständiges gesprochen worden ist, weil so Wenige und bis die neueste Zeit herab eigentlich Niemand sich die Mühe

gegeben hat, der Sache auf den Grund zu gehen. Behext und bezaubert haben diese viel tausend unglücklichen verlorenen Geschöpfe wol Niemanden im gewöhnlichen Sinn — das ist Aberglaube, oft ganz gemeiner und roher Aberglaube, oder es waren Dinge und Künste, auf die wir hier nicht näher eingehen können, mit im Spiel; Giftmischerei und Hurerei mag sehr oft dabei gewesen sein, was aber immer dabei war und das Gewisseste, das Warhafte nnd Wirkliche in allen Hexengeschichten und Hexenprozessen ist, das war das Absagen und Verfluchen Christi nebst dem Ergebenheitsschwur an den Teufel. Das war noch ein uraltes Aergernis, welches unser altes Heidentum an dem gekreuzigten Christus nahm. Denn das ganze Hexenwesen ohne alle Ausnahme, so wie alles das, was man unter der Bezeichnung „Aberglaube“ begreift (wenn man anders diese Bezeichnung richtig versteht), ist durchaus nichts anderes, als ein, früherhin sehr bewustes, später unbewustes Ueberbleibsel aus dem Heidentum unserer Väter. Dieses Aergernis an Christus kam vorzugsweise unter den niedern Ständen vor, und verschwand erst, nachdem auch das niedere Volk im Ganzen von Herzen christlich geworden war, was erst nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges Statt fand.

Damit hatte das altnationale Aergernis an Christo, welches die Deutschen, wenn schon nur im Geheimen und theilweise, so lange Zeit gehegt hatten, vorerst ein Ende. An seine Stelle trat nunmehr, mit dem Ende des 17. Jahrhunderts, das seit dem 15. Jahrhundert

neu erwachte und nur allzu sorgsam gepflegte Griechentum, welchem Christus eine Thorheit ist. Die sogenannte Freigeisterei der Deisten, Naturalisten, Atheisten, später der milderen, aber auf demselben Standpunkte stehendeu Rationalisten kam aus England und Frankreich zu uns, und wir begannen nunmehr den Griechen, von denen der Apostel redet, im Bereiche der gelehrten und höheren Stände mehr und mehr gleich zu werden: wir leben alles durch und alles aus, bis wir alles satt und müde sind, suchen immer und immer nach Neuem ohne es zu finden und verachten das Alte, ohne es zu kennen. Seitdem sind Viele von uns bloß darum von Christus abgefallen, weil er ihnen zu alt ist, und sie das Alte, bloß weil es alt ist, verachten. Wie paßt — sagen unsere neumodigen Griechen ganz gerade so, wie die Griechen zu des Apostels Zeiten — der gekreuzigte Christus mit seinen seltsamen Wundern in unsere fortgeschrittene Bildung? Entweder er muß sich nach uns bequemen und zu einem gebildeten Griechen werden, wie wir das sind, oder wir wollen nichts von ihm wißen und können ihn in unsere Welt der Wißenschaft und Kunst, in unsere Politik, in unsere geselligen Freuden und Genüße hinein nicht brauchen. Und was geht uns vollends das Volk der Juden an mit samt seinem alten Testamente, welches nun gar nicht in unsere jetzige Bildung hinein sich reimt und fügt? Solche Leute stellen sich an und für sich gar nicht feindlich an gegen Christus; sie bekennen mit dem heitersten Gesicht: „freilich, die Religion fehle ihnen“, bedauern auch wol, „daß sie nun einmal nicht christ-

lich werden könnten“, und erklären mit scheinbarer großer Toleranz, „Jedem seine Ueberzeugung laßen zu wollen“. Kunst, Wißenschaft, und in der neueren Zeit Tagespolitik ist ihnen das „Höchste im Leben“.

So steht es noch heute in einer sehr großen Menschenschicht, die sich seit hundert und funfzig Jahren mehr als vervierfacht, vielleicht verzehnfacht hat.

Aber daneben ist nun auch das Aergernis an Christo dem Gekreuzigten wieder lebendig geworden, und lebendiger, als es noch jemals in Deutschland gewesen ist. Eine andere, in den letzten sechzig, besonders aber in den letzten zehn bis zwanzig Jahren immer stärker angewachsene Menschenmasse fühlte, ganz ähnlich den Juden zur apostolischen Zeit, daß der gekreuzigte Christus ihnen in ihrem „rein nationalen Bestreben“, in ihrem bloß auf das Diesseits gerichteten Treiben ein unübersteigliches Hindernis ist, daß er kein König von dieser Welt, aber ein desto mächtigerer König Himmels und der Erden ist, daß er diese Welt richten, daß er eben sie richten und ihrem Wesen ein Ende machen muß und wird. Darum ist er ihnen, wie einst den Juden, ein Feind und Zerstörer; Jene kennen Christum nicht, und verachten ihn; Diese kennen Christum, und fluchen ihm; und daher rührt denn die oft beispiellose Wut, mit welcher sie jetzt schon gegen Christum anstürmen, mit der sie jetzt schon seine Bekenner anfallen, und welche in den nächsten Jahrzehnten ohne Frage noch viel stärker werden und zuverläßig auch noch in blutigeren Verfolgungen sich entladen wird.

Zu diesen Letzteren gesellen sich indes jetzt schon und werden sich im Laufe der Jahre noch mehr gesellen, Viele von denen, welchen bisher Christus nur eine Thorheit war, sobald sie merken, daß der gekreuzigte Christus auch ihre Wißenschaft, Kunst und Cultur angreift, und daß ihre behagliche griechische Ruhe und Vornehmheit vor ihm nicht Stich hält, gerade so, wie die griechischen Philosophen zu den erbittertsten Christushaßern wurden, als sie gewahr wurden, daß, wenn sie auch in ihrer hochmütigen Sicherheit von dem Gekreuzigten keine Notiz nahmen, dieser doch von ihnen Notiz nahm und ihre schwache Weisheit über den Haufen warf. —

So steht es jetzt; massenhaft und im größern Maßstab sind die Griechen, denen Christus eine Thorheit ist, in unseren abgelebten sogenannten gebildeten Ständen, massenhaft und im größten Maßstabe sind die Juden, denen Christus ein Aergernis ist, in unsern Demokraten und Communisten auf den Schauplatz getreten. So ist es seit fast achtzehnhundert Jahren in der Welt nicht gewesen.

Und was soll nun daraus werden? So fragt wol Mancher, der sich diese Dinge überlegt hat — und das haben ohne Zweifel sehr Viele gethan, und nicht erst nötig gehabt, dazu diese unsere Betrachtungen zu lesen.

Im Allgemeinen ist auf diese Frage eine Antwort, und eine recht bestimte, zu geben keineswegs schwer. Der Verlauf der Dinge wird der Grundlage nach kein anderer sein, als er vor funfzehnhundert bis

siebenzehnhundert Jahren gewesen ist. So viel ist unzweifelhaft: gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen, gleiche Zustände haben gleiche Ausgänge.

Die Griechenweisheit hat sich selbst zerbröckelt und aufgezehrt, die Massen, in denen die Griechenweisheit zu Hause war, sind ohne als Masse, als Volk, im Ganzen, bekehrt zu werden, untergegangen; die griechischen Staaten, das griechische Volk, das römische Reich mit samt seiner Bildung — alles ist zerbrochen und meist spurlos von der Erde verschwunden. Es hat das alles einen schmählichen, unbeklagten, meist sogar lächerlichen und mit Verachtung bedeckten Untergang in der eignen Armseligkeit, Albernheit und kindischen Schwäche gefunden. Der Judendünkel aber mit seinem Aergernis, das er an Christo nahm, ist untergegangen durch ein Weltgericht, wie der Herr es verkündigt hatte, als dessen Beweis und Zeugnis das Volk der Juden, der Weissagung des Apostels gemäß, noch heute vor unsern Augen umherwandelt — wir hoffen bekanntlich auf dessen Bekehrung, nachdem die Predigt des Evangeliums bei allen Heiden wird vollendet sein.

So wird auch die Griechenweisheit unserer Tage ein klägliches und verachtetes Ende nehmen, wahrscheinlich bloß durch sich selbst, ein Ende der Zerkrümelung und Vermoderung — freilich unter der Mitwirkung großer Weltstürme. Bekehrt werden diese Massen neumodiger Griechen nicht werden, so wenig wie das Volk der Griechen als Volk, das Reich der Römer als Reich durch die Apostel bekehrt und gerettet

wurde. Warnen und mahnen laßen diese Weisen unserer Zeit sich nicht, wie wie wir das an dem politischen Theil derselben (an Liberalen, Gothanern, Neuhessen) vor Augen sehen. Sie arbeiten fort und fort an ihrem eigenen Grabe, in welchem sie schon über den halben Leib stehen. — Wie damals durch den Einbruch unserer Altväter in das römische Reich eine sogenannte, von den griechischen Schwachköpfen kläglich bejammerte, aber in der That wolthätige Barbarei an die Stelle der griechischen, kindisch gewordenen Cultur gesetzt wurde, so wird auch unser Culturzeitalter von dem Zeitalter einer wolthätigen Barbarei abgelöst werden, innerhalb deren sich, vielleicht ungesehen, vielleicht aber auch gerettet in ein sichtbares Zoar, die Kirche des Gekreuzigten bereitet, um den Herrn zu empfangen, der da kommt.

Die, welchen Christus neuerdings in alter Judenweise ein Aergernis ist, diese dagegen werden untergehen durch ein Gericht, vielleicht erst, nachdem sie den Antichrist ausgeboren haben werden, durch das Weltgericht, das einzige, dessen wir noch zu warten haben. Diese werden fort und fort nach ihrem Communisten-Messias rufen und schreien, und sich am Ende auch unter einem solchen zu allgemeiner Auflehnung gegen göttliche und menschliche Ordnung scharen. Wir unserer Seits werden nicht berufen sein, Hand an sie zu legen; im Gegenteil werden wir, nachdem wir vorher reichliche Verfolgung von ihnen werden erlitten haben, aus dem entscheidenden Kampfe, welchen Gott heraufführen wird, herausgenommen und gleichsam

in einem zweiten Pella geborgen werden. Unsere Waffen werden bloß geistlicher Art sein. Die Bosheit aber will auch leiblich geschlagen sein, und reizt und ruft die Schläge, gleichsam in kindischem Mutwillen, immer von Neuem und immer heftiger auf, fordert den Rächer so zu sagen mit Gewalt heraus. So empörten sich die Juden, trotzdem daß ihr Untergang ihnen vor Augen stand, immer von Neuem, wie auch unsere Christushaßer unaufhörlich Revolution brüten und noch lange Jahre brüten werden, bald ohne Erfolg, bald mit scheinbarem augenblicklichem Erfolg, ohne daß sie nur mit einem einzigen Blick den gräßlichen endlichen und gewissen Untergang sähen, den sie über sich selbst heraufbeschwören.

Wir predigen heute und werden predigen bis an unser Ende, und unsere Kinder nach uns werden predigen den gekreuzigten Christum, den Juden ein Aergernis und den Griechen eine Thorheit. Denen aber, die berufen sind, beides Juden und Griechen, predigen wir Christum, göttliche Kraft und göttliche Weisheit. Denn die göttliche Thorheit ist weiser, denn die Menschen sind, und die göttliche Schwachheit ist stärker, denn die Menschen sind.

Religion und Politik
(1851.)

„sollen nichts mit einander zu thun haben!" Das ist ein Losungswort, welches in den beiden letzten Men-

schenaltern vor allem in den Kreisen der Halbpolitiker und Halbreligiösen galt, welches oft zu heftigem Tadel gegen gewisse Parteien, noch öfter zu schweren Verdächtigungen und Verleumdungen benutzt worden ist — ein Losungswort, welches zu manchen Zeiten als ein allgemein gültiges betrachtet wurde, und an dessen unbedingte Richtigkeit noch sehr Viele heutiges Tages glauben, so daß sie meinen, sie dürften es nur aussprechen, um damit ganze Zeitrichtungen, ganze Parteien wenigstens, sofort zu verurteilen und wie mit einem Schlage zu vernichten.

Aber es geht damit, wie mit so vielen andern Losungs- und Schlagworten unserer an Redensarten so reichen, an Thaten so armen Zeit: es sind allgemeine Begriffe, leere Formeln, in welche man meist nach Willkür diesen oder jenen Inhalt hineinfüllt, und die zuletzt so glatt und abgerieben werden, daß man ihnen ganz und gar nicht mehr ansieht, für welchen Stoff sie ursprünglich bestimt waren.

So viel ist nämlich richtig, daß die Religion, oder — um uns gleich von vorn herein aus einer der Schlingen zu befreien, welche dergleichen Redensarten uns um Füße und Hände und Hals zu legen suchen — das Christentum, welches nicht von dieser Welt ist, das Bekenntnis zu Christus dem Auferstandenen, sich nicht mit den kleinen Händeln dieser Welt belasten darf. Das Christentum stellt zwar die Grundsätze auf, nach welchen es z. B. ein Mein und Dein gibt, aber das Mein und Dein zu bestimmen und die Händel über Mein und Dein zu entscheiden, das ist weder die

Sache der Religion, noch des Christentums, noch der christlichen Kirche. Und das gilt nicht allein zwischen zwei Privatpersonen, sondern das gilt eben so gut auch in größeren und weiteren Verhältnissen — das gilt für die gesamte innere Verwaltung eines sogenannten Staates, das gilt auch für die Verhältnisse zwischen Staat und Staat. Diese eigentlichen Welthändel als solche bleiben dem christlichen Glauben fern (vielmehr kommt es nur darauf an, ob die Personen, welche diese Welthändel führen, christgläubig sind), und eben so sollen sie der Kirche und deren Dienern fern bleiben. Diese letzteren haben durch die Kraft des Wortes, des Sacraments und des Gebets nur dafür zu sorgen und dahin zu wirken, daß die Personen, welchen die Leitung dieser Welthändel als ihr Beruf gegeben ist, diesen Beruf als in Gottes und des Herrn Christi Namen führen. Ob sie dieß nun thun, das ist diesen Personen zur eignen Verantwortung auf ihre Häupter gelegt; wie sie es thun, das liegt an sich und im Allgemeinen völlig außerhalb der Einwirkung der Kirche und der Diener derselben. In diesem Sinn sollen die Letztern, und können sie auch eigentlich, nicht politische Partei ergreifen, und am wenigsten sich in die weltliche Regierung einmischen oder gar eindrängen. Dieß ist allerdings zu verschiedenen Zeiten, z. B. durch die Beichtväter mancher Fürsten, auf eine zuweilen widerliche, stets für den Bestand der Kirche und des Kirchenamts bedenkliche Weise geschehen. Aber es ist keineswegs so oft und noch weniger in der Ausdehnung geschehen, wie es in dem ordinären Raisonnement

14*

der halbgebildeten Schwätzer und Bücherschreiber dargestellt wird.

In diesem Sinne kann und muß sich ein jeder Vernünftige zu jenem Satze „Religion und Politik sollen nichts miteinander zu thun haben" bekennen, und in diesem Sinne ist er auch ursprünglich gemeint gewesen. Man hatte damals, als er aufkam, keine andere Politik vor Augen, als die untergeordnete, niedere Politik, von der wir eben sprechen, denn es hat Jahrhunderte lang keine andere Politik gegeben.

Aber es gibt auch noch eine andere, höhere Politik, es gibt eine eigentlich hohe Politik; das ist die, in der es sich um den Bestand der Staaten an und für sich oder vielmehr der Völker, um den Bestand der menschlichen Gesellschaft, um das alte Erbe der göttlichen Ordnung und göttlichen Gerechtigkeit im Leben der aufeinander folgenden Geschlechter handelt. Mit dieser Politik hat die Religion zu allen Zeiten, auch in den Heidenstaaten, so lange dieselben noch ihre natürliche Gesundheit hatten, mit dieser Politik hat auch das Christentum durch alle Jahrhunderte in der nächsten, ja in unmittelbarer Verbindung gestanden. In dieser Politik soll und muß die Kirche mit ihren Dienern Partei nehmen, die Partei, welche ihr durch ihre göttliche Einsetzung angewiesen ist.

So darf die Kirche in Frankreich, die katholische wie die evangelische, nicht aufhören davon zu zeugen, daß das Volk der Franzosen in den Jahren 1789 bis 1794, und besonders am 21. Januar 1793 Blutschuld auf sich geladen hat, welche bis jetzt noch nicht

gebüßt und gesühnt ist. Wider die Blutschuld zu zeugen ist Pflicht der Kirche und ihrer Diener zu allen Zeiten und unter allen Regierungen, und ihre Diener müßen dieses Zeugnis hören laßen mit durchdringendem Ton auch dann, wenn es unvermeidlich scheint, daß sie selbst unter den Streichen neuer Mörder fallen und ihre Zeitgenoßen somit neue Blutschuld auf sich laden werden. So darf die Kirche niemals aufhören, für die Ehre, die dem irdischen König gebürt, nach den Worten der Schrift, zu zeugen und es laut zu verkündigen, daß wo die Ehre und der Gehorsam, der dem König gebürt, einmal von Grund aus gebrochen ist, kein Heil für das Volk sein wird, bis Buße und Sühne eingetreten ist. So darf die Kirche es nie unterlaßen, wider den Hochmut zu zeugen, welcher das fremde Amt an sich reißen und dessen Rechte, aber nicht dessen Pflichten übernehmen will, wie derselbe z. B. unter dem Namen „Volkssouveränetät“ im Jahre 1848 in Deutschland sich aufbäumte, und wie derselbe in viel bestimterer, greifbarerer und gefährlicherer Gestalt als sogenannte „Verfaßungstreue“ in Kurhessen sich an den Tag legte. So muß sie wider den vom Gesetz abfallenden Staat, wider den das Eigentum vernichtenden, die Todesstrafe, die Attribute der Obrigkeit, wie sie in der Schrift bezeichnet sind, den Eid und die Ehe abschaffenden Staat u. s. w. ihre Stimme auf das Nachdrücklichste erheben.

Aber das gerade will man **nicht**, wenn man die Forderung ausspricht, Religion und Politik sollen nichts mit einander gemein haben. Man will damit meistens

sagen: die Kirche soll gegen das Zertrümmern oder die allmäliche Auflösung des auf der Ordnung des göttlichen Gesetzes ruhenden Staates die Augen verschließen; man will, die Kirche soll gar nichts Oeffentliches, sondern nur etwas sehr eng begrenzt Privates sein; man will, die Kirche soll nur in individuellen, stillen, mark- und saftlosen Empfindungen bestehen, welche mit der Außenwelt in keine Berührung kommen; man will, damit wir es kurz aussprechen, damit sagen: die Religion soll sich niemals der Revolution, am wenigsten der geistigen, widersetzen.

Das, und nichts Anderes ist der jetzige Sinn der Redensart, die an sich einen guten Grund hatte, aber allmälich in das Unbestimte und zuletzt, wie so viele gute Worte und Säze, in Widersinn übergegangen ist. Die Führer der Revolution, der ganzen und der halben, wißen recht wol, daß dieser Spruch jetzt dazu dient, der Kirche den Widerspruch gegen die Revolution zu verbieten. Tausende aber wißen das nicht, sondern sprechen ihn unbedacht nach, um so unbedachter, als es seit lange her schon eingerißen ist, der Kirche nur das Strafen der s. g. groben Sünden (Fleisches- und Augenlustsünden) zu verstatten, ja diese allein für Sünden erklärt wißen zu wollen („die Sünde ist das Uebergewicht der Sinnlichkeit" ist eine der schlimmsten Teufelslisten der neueren Zeit), wogegen man von einer geistigen Sünde, der schlimmsten und gefährlichsten, nichts wußte oder vielmehr nichts wißen wollte.

Die geistige Revolution hat Furcht vor der geistigen Macht der wahren Kirche Christi. Das ist der

eigentliche Schlüßel zu der, in unserer Zeit und vorab in unserem Hessenlande lügenhaften und perfiden Phrase: die Religion soll der Politik fern bleiben.

Trocken Brod
(1851.)

mag heut zu Tage Niemand eßen; einmal vor allen Dingen kein Schwarzbrod, denn daran verderben sich in den heutigen aufgeklärten Zeiten selbst die Waschfrauen den Magen, sondern Weißbrod, Tafelbrod, Milchbrod, wenn es irgend sein kann, geraspeltes, aber auch das Weißbrod, das Tafelbrod und Milchbrod ißt selbst das Schulkind, welches mit dem A-Buch dahertrippelt und dessen Mutter sich aus der Central-Wolthätigkeit unterstützen läßt, bei Leibe nicht mehr trocken: Butter darauf! heißt es, und dabei gilt der Butterweck doch noch für trocken, denn es gehört Wurst darauf oder Fleisch, oder Beides. Das Schulkind, welches nichts hat als trocken Brod, wird verhöhnt, so daß es sein Stückchen heimlich eßen muß, und nicht nur die reichen Kinder verhöhnen es, auch die armen und ärmsten, und diese oft mehr als die andern. Außerdem aber leben wir von Schorren und Bubenschenkeln, von Stutzen, von Stuten und Stollen, von Einback und Zwieback, von Mürbem und Verzuckertem, von Speckkuchen, Kirschkuchen, Zwetschenkuchen, Brodtorte — das ist etwa die einzige Gestalt, in der wir trocknes

schwarzes Brod noch genießbar finden, aber eigentlich ist die Brodtorte auch schon altfränkisch, und die neuen Torten sind viel beßer. Bald wird es so kommen, daß auch der Tagelöhner oder vielmehr der Arbeiter sich rühmt, wie der Schreiber dieses vor mehr als dreißig Jahren einen reichen und vornehmen alten Herrn sich rühmen hörte: „er habe nun volle funfzig Jahre lang keinen Bißen Schwarzbrod gegeßen" — was dem Schreiber, der von Kindesbeinen an an das Wort „das liebe Brod" gewöhnt war, und nichts lieber aß, als frisches trockenes Schwarzbrod und die trockenen Krusten vom altbackenen, beinahe wie eine Gottlosigkeit vorkam. Es ists auch vielleicht gewesen.

Und dieser Unfug wird auch von uns getrieben. Glaubt ihr denn nicht, daß von diesem Schlecken und Schnucken die Revolution herkomme? Ich spreche nicht von denen da draußen, nicht von den Demokraten noch Halbdemokraten, denn die werden mich doch nicht hören; nein ich spreche von unsern Leuten, ich spreche von uns selbst. Besinnt euch einmal — ihr werdet den Zusammenhang der Butterwecke, Fleischbröder und Speckkuchen oder Ratonkuchen bei euern Kindern mit der Revolution schon selbst finden. Ich brauche ihn euch nicht auseinander zu setzen. Laßt wieder das trockene Schwarzbrod im Hause allein das Regiment führen. Greifts an, wenn ihr keine Revolution vom eignen Hause aus wollt! Hier könnt ihr etwas thun, thun, was so gut ist, wie ein ganzer Treubund und wie ein ganzer Karren voll „conservativer" Reden, Verordnungen und Gesetze. Greift ihrs aber nicht an,

so werden gewis und warhaftig eure Kinder euch zu seiner Zeit auf den Kopf fliegen.

Wie es aber im Leiblichen ist, so ist es zu allen Zeiten auch im Geistigen und Geistlichen gewesen, so ist es auch in diesem Falle. Niemand hat mehr Lust, geistig trockenes Brod und geistliches Schwarzbrod zu eßen. Wiederum spreche ich nicht von den Demokraten oder Halbdemokraten, denn die werden nicht einmal verstehen, was ich meine; nein, liebe Freunde, ich spreche von uns, ja von uns, und allein von uns. Von den Halbdemokraten und Demokraten habe ich lange genug gesprochen und auf sie geschlagen, wo es es galt, ohne Schonung; jetzt ist es hohe Zeit, daß wir, nicht nur auch einmal, sondern recht eigentlich und ernstlich auf uns selbst losschlagen, oder, da die Selbstkasteiung niemals etwas rechtes nütze ist, daß wir den lieben Gott recht ernstlich auf uns losschlagen laßen, innerlich, nachdem er die äußerliche Züchtigung einstweilen von uns genommen hat.

Wer von uns geht denn wol in eine Kirche, um sich so recht eigentlich an der Predigt zu erbauen? Wer von uns „Gebildeten" geht denn wol nicht mit dem geheimen Herzensgedanken hinein, zu kritisieren? Wem ist denn wol eine Predigt wirklich recht? Wer begnügt sich denn wol mit seinem, sonst nicht allein rechtgläubigen, sondern treuen und frommen Pfarrer? Wer kann es denn wol über sich gewinnen, nicht diesen Sonntag nach Diesem, jenen Sonntag nach Jenem, den dritten Sonntag nach dem Dritten, und ist es möglich, dann auch nach dem Vierten, Fünften und

Sechsten zu laufen? Daß das Wort Gottes verkündigt werde auch von einem Schwachen, wenn er es nur wirklich hat (von den Denkgläubigen, den Schönrednern und Schnupftuchspredigern ist nicht die Rede, das versteht sich von selbst), denken wir denn daran wol ernstlich? Ach nein, lange nicht! Dem Einen ist die Predigt zu ordinär, dem Andern zu trocken, dem Dritten nicht gut genug disponiert, dem Vierten nicht fein, dem Fünften nicht ausgeführt, dem Sechsten nicht hoch und dem Siebenten nicht tief genug. Daß wir christliche Gemeindsglieder sind, welche an unsern Pfarrer gebunden sind und bleiben, und an das Gebet für unsern Pfarrer, das kommt uns nicht in den Sinn; wir sehen uns an wie Theile des „Publicums", denen etwas Besonderes, und zwar für Jeden etwas ganz Apartes aufgeschüßelt werden muß. Begreiflicher Weise will ich damit die Nachläßigkeit manches Geistlichen nicht verteidigen noch entschuldigen, welcher nun orthodoxen Kohl macht, nachdem die Gemeinde lange genug rationalistischen Kohl gehört hat. Aber die Zuthaten zu dem Wort Gottes sollen es nicht allein ausmachen, das will ich festhalten; wir müßen nicht eben jeden Sonntag geistiges Fleischbrod und geistige Torten eßen, nein, Schwarzbrod, Schwarzbrod, und wäre es auch zu Zeiten ein wenig verbrannt oder sitzen geblieben oder abgebacken. Beruft ihr euch aber auf eure „Bildung", welcher doch auch „Rechnung getragen" werden müße, so seid ihr gar nicht beßer, als diejenigen Pfarrer, welche die Agende und das Kirchengebet insonderheit verändern nach dem Geschmack der heu-

tigen Welt — über welche untreuen Haushalter und Verschlimmbeßerer ihr doch so sehr räsonniert.

Und wer ist denn wol unter uns, der nicht auch sonst auf seine eigene, feinere, gebildetere Weise erbaut sein und sich selbst erbauen will? Lesen nicht zwanzig von uns zwanzigmal lieber des Oskar von Redwitz Amaranth, als das alte treue Lied „Halt im Gedächtnis Jesum Christ“? Lesen wir nicht lieber — so Sonntags Nachmittag im Sofa oder am Fenster — zehnmal lieber im Psalter und Harfe von Spitta, oder laufen im Liederschatz oder im Bunsen oder auch im Raumer oder in der Liederkrone mit den Augen über zwanzig Lieder lieber hin, als daß wir einmal das alte Lied des Paul Speratus von Wort zu Wort einzögen und einsögen in unsere Seele: „Es ist das Heil uns kommen her von Gnad und lauter Güte, die Werke helfen nimmermehr, sie können nicht behüten“, oder Luthers Lied, welches seiner Zeit an dem Schreiber dieses die Bekehrung vollendet hat, wie vor ihm seit dreihundert Jahren an viel Hunderten und Tausenden: „Nun freut euch liebe Christen gmein?“ Muß nicht bei jedem Missionsfest ein apartes Blättchen gedruckt werden mit aparten Liedern, statt daß wir für alle Missionsfeste im West und Ost und Nord und Süd das ganze Jahr genug hätten an den drei Liedern: „Allein Gott in der Höh sei Ehr“, „Wie schöne leucht der Morgenstern“ und „Wachet auf ruft uns die Stimme“, welches letztere Lied doch des seligen Spener Sonntagslied gewesen ist, und er hat es jeden Sonntag gesungen und ist es nicht müde geworden bis an

sein Ende. Nannte doch vor mehrern Jahren ein „geförderter Christ“ dem Schreiber dieses das Lied des Paul Speratus „ein langweiliges Lehrlied“!! Der mochte auch kein geistliches Schwarzbrod, sondern hatte sich den Magen an geistigem Zuckerwerk verdorben. Dem Schreiber aber wars ein Stich ins Herz, denn er sah, wie weit wir noch entfernt wären vom „Wiederaufbau der evangelischen Kirche“. — Wer lehrt denn diese Lieder seine Kinder und singt sie mit ihnen am Sonntag Morgen oder an einem stillen Abend? Ja es gibt vielleicht Einige unter uns, welche die Lieder, die ich da genannt habe, nicht einmal kennen; wie Viele aber können sie denn? Wie viele Pfarrer haben es sich denn angelegen sein laßen, auch nur zehn alte Lieder, welche unsere evangelische Kirche haben gründen helfen und sie noch fortwährend tragen (das vergeße man ja nicht!) ihrer Gemeinde oder nur ihren Confirmanden lieb und wert und heilig zu machen, daß sie sie nimmermehr wieder vergeßen? Dafür sind Liederbüchlein ausgetheilt worden, Erbauungsbüchlein, Lesebüchlein von allerlei Art, die doch wieder sich verlaufen, wie die Regentropfen von der Dachrinne, oder die Confirmanden haben dafür Kirchengeschichte lernen müßen.

Und wenn nun Hausandachten und Erbauungsstunden sind gehalten worden, was ists gewesen, was da vorkam? Betrachtungen, Predigten, von Souchon, Arnd und Theremin, Müllers geistige Erquickstunden, oder gar allerlei funkelneue Geistreichigkeiten und Fein-

heiten mit Bildern und Illustrationen*) — geistige Torten, Bonbons und Baumkuchen. Hierher aber gehört eben das Schwarzbrod der allgemeinen heiligen christlichen Kirche, hierher gehört das trockene Schwarzbrod des göttlichen Wortes! Hier hast Du nichts, gar nichts zu thun, lieber Freund, damit Du meine kurze Meinung hörst, als das Vater unser zu beten und den christlichen Glauben zu sprechen. Das ist auch ein Gebet, und ein kräftigeres, als selbst die Gebete des seligen Johannes Arnd. Die beiden Stücke übe und treibe, und laß sie sprechen und sprich sie statt aller Herzensgebete, oder wenigstens mit, vor und nach diesen, und du wirst sehen, was wirkliche Andacht der heiligen Kirche ist. Ihre Andacht treibe du, aber nicht die deinige. Deine Kinder können das Credo nicht einmal recht auswendig, glaub mirs nur und versuche es einmal! Glaube auch nicht, daß ihr es müde werdet. Schwarzbrod hat das Eigene, daß man es niemals müde wird, und das heilige Vater unser und der heilige christliche Glaube hat dieß Eigene auch.

Könnt ihr aber wirklich nicht zu dem leiblichen und geistigen trockenen Schwarzbrod zurückkehren — nun dann laßt der Revolution in Staat und Kirche ihren Lauf, und beschwert euch nicht und klagt nicht,

---

*) Denen, die etwas Schönes haben müßen, um sich zu erbauen, kann ich übrigens etwas recht Schönes empfehlen, welches außerdem ganz ehrliches hausbackenes Brod enthält: das „Passionsbüchlein", welches zu Neujahr 1850 in Leipzig erschienen ist. Es kostet aber einen Louisdor.



wenn sie euch Haus und Familie, Weib und Kind hinwegfegt und euch selbst an den ersten besten Baum hängt.

Ein Uebertritt zur katholischen Kirche.

(1851.)

Franz von Florencourt hat so eben über seinen, am Ostersonnabend dieses Jahres zu Schwerin vollzogenen Uebertritt zur katholischen Kirche in einer eigenen Schrift, (Meine Bekehrung zur christlichen Lehre und christlichen Kirche. Erstes Heft. Paderborn 1852. 204 S.) nach Sitte der meisten Convertiten, Rechenschaft abgelegt, und wie der Mann kein gewöhnlicher Mensch ist, so ist auch sein Buch keine gewöhnliche Convertitenschrift. Auf jeden Fall halten wir es bei den vielfältigen Verbindungen alter Bekanntschaft und Freundschaft, welche Hr. v. Florencourt unter uns und namentlich auch im Kreiße des Volksfreundes hat, für angemeßen, von dem Erscheinen dieses Buches Nachricht zu geben.

Daß Florencourt dereinst noch zur katholischen Kirche, aus welcher er der Abstammung nach hervorgegangen, zurückkehren werde, wurde von vielen seiner Bekannten schon längst erwartet; von dem Schreiber dieser Zeilen wenigstens seit der Zeit, als er zu seinem Erstaunen sehen mußte, wie Hr. v. Florencourt sich 1848 in das einseitige, blinde Preußentum verrannt

hatte, aus welcher Verirrung bei kräftigen und schneidenden Charakteren kaum ein anderer Weg als das vollständige, nicht bloß politische, entgegengesetzte Extrem herausführen konnte. Ein ausschließliches Vertrauen auf die bloß natürlichen (sogenannt „gesunden") nationalen Geistes- und Seelenkräfte, oder gar auf rein politische Dinge, wie das Florencourt durch sein ganzes Leben bisher gehegt hatte, mußte, nachdem es mit dem Ausgange des Jahres 1848 die allerschmählichste Teuschung erfahren hatte, notwendig entweder zur Verzweiflung oder zum Christentum, und zwar, wenn das evangelische Christentum nicht zulänglich war erkannt und verstanden worden, zur katholischen Kirche führen.

Dieser Mangel an Kenntnis des evangelischen Christentums tritt denn auch in der Bekenntnisschrift Florencourts auf das Klarste an den Tag. Das „Reu und Schrecken haben über die Sünde und doch daneben glauben an das Evangelium" ist ihm niemals nahe getreten, noch viel weniger das „ich bin Dein und Du bist mein, uns soll der Feind nicht scheiden;" am allerwenigsten ist dieß eine, den ganzen Menschen an Leib, Seel und Geist in Anspruch nehmende Erfahrung bei ihm geworden, oder hat nur angefangen, eine Erfahrung bei ihm zu werden; die „Rechtfertigung durch den Glauben allein" erklärt er für einen „philosophischen Satz." Daher ist denn auch der specifische Inhalt des evangelischen „Glaubens" *)

*) „Wo nicht Schrecken ist vor Gottes Zorn, sondern Lust am sündlichen Wandel, da ist nicht Glaube, denn Glaube soll trösten

ihm völlig unbekannt und unfaßbar geblieben; daß dazu die gesamte katholische Kirchenerfahrung und noch eine neue, größere Erfahrung, die schwerste unter allen, außerdem gehöre, das ist ihm durchaus fremd. Daß man nun auch, wie das nicht etwa nur in der katholischen Kirche, sondern in der christlichen Kirche überhaupt die Ordnung ist, mit einer, mit dieser höchsten Erfahrung anfangen und dann mit zwingender Consequenz von derselben herabsteigen könne zu allen andern Erfahrungen des christlichen Glaubens und Lebens — wie sollte ihm vollends dieß auch nur von ferne deutlich geworden sein? Luther ist für Florencourt ein „blinder Revolutionär", der ohne zu wißen, wie weit das reiche, was er anfängt, auf einen einzelnen Punkt losschlägt, ohne Rücksicht darauf, was er mit seinem Schlagen zerschlägt. Daß Luther ein schwer sündiger Mensch sei, wie wir Alle, aber ein Zeuge von der Sünde, wie wir nicht Alle, und ein Zeuge von dem Trost Jesu Christi des Gekreuzigten, wie wir wiederum nicht Alle sind, das liegt Hrn. v. Fl. am allerfernsten und wird ihm wol Niemand jemals gesagt haben. Was ihm aber sehr nahe liegt, das ist die „Versöhnung der Vernunft mit dem christlichen Glauben", welche er in der katholischen Kirche, im Gegensatze gegen die evangelische, zu finden oder bereits gefunden zu haben glaubt. Wir meinen — und der Schreiber dieser Zeilen kennt Franz von Florencourt persönlich

und lebendig machen die erschrockenen Herzen." So lehrt die evangelische Kirche.

genau genug, um es meinen zu dürfen — daß ihm diese „Versöhnung" zu seiner Zeit noch manches Kopfschütteln verursachen werde, wenn er, was bei ihm gar nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, die Entdeckung machen sollte, daß die Vernunft weder Gott fürchten, noch Gott lieben, noch Gott vertrauen, noch überhaupt — Gott suchen und am allerwenigsten die Sünde erkennen, wol aber für Gott wie für die Sünde die mannigfaltigsten Surrogate aufstellen könne. — Daß Florencourt die Bibel nicht gemocht und besonders an Luthers Uebersetzung, als einer für unsere Sprache nicht mehr passenden, Anstoß genommen hat, befremdet uns nicht, und daß er in elementarer und fast kindischer Weise von einem „Gesetze" Christi spricht („Du sollst Gott lieben über Alles und deinen Nächsten als dich selbst") wollen wir ihm nicht hoch anrechnen, denn von dem, was im Reiche Gottes Gesetz heißt und was demnach auch die evangelische Kirche Gesetz nennt, wißen noch ganz andere Leute nicht, als Herr Franz von Florencourt.

Daneben aber gibt die Conversionsgeschichte Florencourts dem evangelischen Kirchenleben doch manche sehr heilsame Lehren. Dahin rechnen wir vor allem die schonungslose Aufdeckung des rationalistischen Greuels, welcher zumal in Braunschweig in der Jugendzeit Florencourts geherscht hat — vollkommen so arg, wie der weiland katholische Rationalismus im 15. Jahrhundert gewesen ist. Drei Tage vor seiner Confirmation prügelt sich Florencourt mit einem seiner Abendmalsgenoßen in Gegenwart der übrigen am Altare der

Kirche, wo er confirmiert werden sollte, blutig, und der nichtswürdige Hauptpastor Wolf (der Vater des durch seinen wilden Unglauben und seine eben so wilde Trunksucht berüchtigten, nachher abgesetzten, Pastors Wolf in Hamburg), welcher zu dem Scandal hinzukommt — legt allen Kindern strenges Stillschweigen über den Vorfall auf. Die Beschreibung des niederträchtigen Confirmandenunterrichts, welchen die Braunschweiger Pastore ertheilt haben, lese man im Buche selbst nach, auch was Fl. über den frommen Deismus seiner Mutter und seiner Tanten sagt, worin wir ein getreues Abbild der damals ganz allgemeinen, indes noch jetzt in vielen Gegenden herschenden trostlosen Familienzustände finden.

Wir rechnen dahin aber auch die unglaublich scheinende Ungeschicklichkeit unserer glaubigen Kirchenglieder, welche es offenbar nicht verstanden haben, die evangelische Wahrheit dem, immerhin suchenden, wenn auch weder mit dem rechten Bedürfnis, noch mit dem rechten Ernst suchenden Florencourt nahe zu bringen. Man hat ihn von dieser Seite her wiederholt auf das „Gebet" verwiesen, ohne zu bedenken, daß nicht allein er, sondern mit ihm viele Tausende unserer Zeit das evangelische Gebet erst wieder lernen müßen. Wie soll es aber gelernt werden, wenn keine Gebetsordnung vorhanden ist? Wie soll der Einzelne beten oder nur beten lernen, wenn derselbe nicht durch ein regelmäßiges Gebet der Gemeinde unterstützt wird? Wie soll die Gemeinde beten, wenn nicht ihr Hirte sie zum Gebete führt? Ohne eine solche Gebetsordnung

(die wir übrigens ja besitzen, und jeden Augenblick, wenn wir nur im Angesicht der Gefahren unserer Kirche ernstlich wollen, wiederherstellen können) hat auch das innigste Privatgebet etwas Willkürliches und auf die zu Bekehrenden nur im Einzelnen und gleichsam zufällig Einwirkendes. Diejenigen Geistlichen, welche den Suchenden so abstract auf das Gebet hinweisen, hätten jedenfalls beßer gethan, ihm alsbald die Gebetsübung des Vaterunsers und des Credo aufzugeben und dieselben auf der Stelle mit ihm zu beginnen und fortan zu treiben.

Wir rechnen dahin ferner den bösen Uebelstand, der in der evangelischen Kirche noch immer herscht und bei weitem noch nicht überwunden ist, daß in Folge des weiland Pietismus und des Rationalismus unsere Pfarrer durchweg als einzelne Persönlichkeiten, nicht nach ihrem Amte, von den Gliedern der Gemeinde gemeßen und geschätzt werden. Die „Beliebtheit" unserer Pfarrer ist ein Punkt, an welchem Florencourt, und mit Recht, großen Anstoß genommen hat. Nur die Persönlichkeit einzelner geistreicher und charakterstarker „Kanzelredner" (Claus Harms, Palmié), nicht das göttliche Mandat in ihnen, hat auf ihn Eindruck gemacht, also seine Sehnsucht nach einer Gemeinschaft kraft göttlicher Ordnung nicht zu stillen vermocht, im Gegenteil, ihn der evangelischen Kirche, in welcher nur die Individualitäten gelten, entfremdet. Und niemand, scheint es, ist vorhanden gewesen, der ihm nur den Fingerzeig eines Aufschlusses gegeben hätte. Wie sollte sich freilich auch ein Solcher finden, da wir an allen

Orten von den glaubigsten Gliedern unserer Kirche noch immer Viele in diesem Irrtume von der Individualität der priesterlichen Wirksamkeit befangen sehen? Daß ein evangelischer Pfarrer ein doppeltes Amt hat: das der geistlichen Gewalt, gleich dem katholischen Hirten, und das des Zeugen, und daß wol das erste ohne das zweite, nicht aber das zweite ohne das erste in der Kirche dauernde und allgemeine Frucht bringe — wer denkt daran? Wer denkt daran, diese, schon in den Pietistenkämpfen ernstlich behandelte, aber nicht zum Ende geführte Streitfrage („ob der evangelische Pfarrer ein Wiedergeborner sein müße?") auf dem praktischen Boden der seligmachenden Kirche und ihres vollen Bekenntnisses wie ihrer vollen Schlüßelgewalt wieder aufzugreifen und geltend zu machen? Das ist aber freilich eine Frage, welche weder in Zeitschriften, noch in Büchern, noch auf dem Katheder, noch in der Theologie überhaupt, noch auf „Kirchentagen", sondern lediglich innerhalb des Amtes selbst ausgemacht und durchgekämpft werden kann. Wird sie dereinst einmal — aber wolverstanden: praktisch und innerhalb des Amtes — siegreich durchgekämpft, so sind wir damit bei dem apostolischen Bischofsamte wieder angelangt, welches fähig ist, die Gemeinde dem Herrn, der da kommt, entgegenzuführen. Diese höchste Spitze wird von Seiten der evangelischen, nicht von der katholischen Kirche aufgestellt werden, aber den Unterbau dieses heiligen Domes aufzuführen wollen wir, wo es ja vergeßen sein sollte, willig von der katholischen Kirche lernen. Wo es aber, wie bei uns in Hessen, nicht

vergeßen, sondern nur vernachläßigt ist, da wollen wir mit Fleiß daran sein, zu bauen, d. h. das Amt des Bindens und des Lösens, auf Erden wie im Himmel ernstlich zu treiben. Das Zeugenamt findet sich dann schnell genug, und vielleicht schneller als wir denken, wieder dazu; die Zeugengedanken wenigstens sind, Gottlob, bei uns jezt reichlich und mächtig genug vorhanden. Aber das vergeße man ja nicht: sie werden sich, wenn sie nicht an das Schlüßelamt gebunden werden, wieder als Gedanken zersplittern, geschweige denn zu einem Zeugenamte gestalten.

Wenn übrigens unser Convertit durch die hergebrachten salbungsvollen Redensarten, welche in unsern frommen Kreißen herschen, abgestoßen worden ist, so ist ihm das zwar nicht zu verdenken, denn es sind dieselben in der That nicht allein herschend, sondern bis zum Lästigen und Widerlichen herschend (noch sind wir hier in Hessen mit ganz geringen Ausnahmen frei davon — laßen nun auch wir sie nicht an das Regiment kommen!); aber er wird diesen Redensarten, nur von anderer Form, auch dort nicht ausweichen, wohin er gegangen ist. Noch kennt er das Terrain nicht, welches er betreten hat. Formeln gibt es eben überall, und Nachsprecher gibt es auch überall. Wir sehen indes daraus, wie schärfere und ernstere Naturen durch solche Redensarten abgestoßen werden und für uns verloren gehen können, und es mag uns das eine Warnung sein vor dem protestantischen Sofa- und Salon-Christentum, welches sich fast nur in angelernten Formeln bewegt, und durch welches wir die beßeren

Suchenden mistrauisch machen und oft für immer von uns entfernen, sicherlich aber keine Seele, um sie vor das Angesicht unseres Herrn Christi stellen zu können, gewinnen werden.

Ein anderer Zug an uns, welcher Herrn v. Florencourt gleichfalls abgestoßen hat, ist schon weit enger mit unserer Stellung verknüpft, ja wol unzertrennlich mit derselben verbunden, und würde den Suchenden nicht abgestoßen haben, wenn es möglich gewesen wäre, ihm diese Stellung klar zu machen. Die bedeutendsten lutherischen Charaktere, sagt er, haben samt und sonders etwas Schroffes, Einseitiges, auf Kampf und Streit Gestelltes, wobei denn jeder Tüchtige immer für sich ganz allein stehe, ohne alle Verbindung, ohne alle Gemeinschaft mit seinen Glaubensgenoßen. Das Letztere ist ein wirklicher Fehler, welcher zum Theil in der längst anerkannten und mangelhaften Kirchenverfaßung, dem Territorialregiment der evangelischen Kirche, zum Theil in dem erst wieder angebahnten Zusammenfinden aus der Zerrüttung des rationalistischen Unglaubens seinen Grund hat. Das Erstere aber, das Streithafte, mit welchem dann doch auch das Zweite wieder in gewisser Verbindung steht, kommt wirklich aus dem „Princip" der evangelischen Kirche. Wir, und nicht die katholische Kirche, sind die natürlichen und berufenen Vorkämpfer gegen den Unglauben, welcher aus der Mitte der Getauften in der abendländischen Kirche aufsteigt. Wir kennen keine Vermittlung mit dem Unglauben, nicht einmal mit dem Rationalismus, welchen die katholische Kirche unverarbeitet und unausgeprägt

in ihrem Schoße trägt und weshalb sie den Schein, aber auch nur den Schein eines größeren innern Friedens für die Uneingeweihten um sich verbreitet. Bei unserem schärferen Verständnis für Gesetz und Evangelium haben und üben wir auch ein weit schärferes Urteil über die Welt in ihrem Verhältnis zu beiden, und empfinden jedes auch nur leise Antasten des göttlichen Gesetzes von Seiten der Welt in seinen verderblichen Folgen für die Gewinnung der Seelen für das Evangelium weit schneller und schmerzlicher, als dieß die katholische Kirche im Stande ist, welche, wie auch Florencourts Buch reichlich ausweist, Gesetz und Evangelium mit einander vermischt und verwechselt. So wird sich z. B. unter den „bedeutendsten lutherischen Charakteren" kein Einziger gefunden haben, welcher nicht die Frankfurter Grundrechte als ein grobes Attentat der Welt auf das göttliche Gesetz mit dem ersten Blicke erkannt hätte, während von sehr bedeutenden katholischen Seiten die verwunderlichsten Begrüßungen dieser Gesetzgebung zu vernehmen gewesen sind. Wir bilden gewissermaßen den Vorposten gegen den Geist, welcher in der Luft herscht, den Vorposten, welchen die katholische Kirche aus sich selbst vorgeschoben hat und der sie selbst zu hüten bestimt ist. Darum kann sie ruhiger sein als wir, und selbst zu Zeiten schlummern, während uns das stete Wachen unter den Waffen zur Aufgabe geworden ist. Das Haus einrichten und die Hausgenoßen regieren — das versteht dagegen die katholische Kirche aus eben diesem Grunde beßer, als wir das verstehen und vielleicht auch jemals lernen

werden. Ihren Beruf und ihr Recht begreifen und durchschauen wir vollkommen, während umgekehrt für unsere Aufgabe ihr zur Zeit noch das Auge völlig geschloßen ist.

Der Uebertritt Florencourts ist, gleich den meisten Uebertritten unserer Zeit, und ähnlich den zalreichen Uebertritten im siebenzehnten Jahrhundert, durch die Politik vermittelt worden, wie die Uebertritte im achtzehnten Jahrhundert und in den ersten dreißig Jahren des jetzigen Jahrhunderts durch die Kunst und das „Gefühl" vermittelt wurden. Man hat katholischer Seits auf diese Uebertritte die sichere Hoffnung auf einen vollständigen und definitiven Sieg der katholischen Kirche über die evangelische, auf den gewissen und baldigen Untergang der letzteren gebaut, und auch Florencourt deutet diese Hoffnung an. Auf Zustände von solcher Zufälligkeit sollte man eine Hoffnung dieser Art nicht bauen; das heißt von der Hand in den Mund leben. So viel aber ist richtig: über den falschen Protestantismus, den verstockten Rationalismus, wird die katholische Kirche auf den wenigen Punkten, wo sie unmittelbar mit demselben zusammentrifft, siegen, namentlich durch Siege auf dem politischen Gebiete. Laßen wir diese Siege, welche eigentlich unsere Aufgabe sind, aus der Hand, so sind dieselben allerdings auch Siege über uns, über die evangelische Kirche selbst. Solche Strafgerichte bedürfen wir vielleicht, wenigstens in manchen Gliedern unserer Kirche, um uns von manchen der oben berührten Fehler und noch manchem andern, z. B. von dem in Preußen herschenden Cä-

sareopapismus, von der altlutherischen Eigenwilligkeit, der reformierten Herrenlosigkeit, der schwäbischen Unkirchlichkeit, genesen zu laßen. Auf dem Wege der Genesung sehen wir bereits alle diese Glieder. Und das Herz ist gesund. Denn unser Herz ist Christus, der uns selig macht, aus Gnaden, nicht aus den Werken, auf daß nicht Jemand sich rühme.

Prüfet Alles und das Gute behaltet.

(1 Thessalonicher 5, 21.)

(1851.)

Dieser Spruch gehört zu denjenigen Bibelstellen, welche seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts innerhalb der evangelischen Kirche am ärgsten nicht nur misbraucht, sondern recht eigentlich mishandelt worden sind.*) Er wurde dazu gebraucht, um die sogenannte „freieste Forschung und Prüfung", dieses „unveräußerliche Menschenrecht", auch aus der Bibel, als einen Grundsatz der Offenbarung selbst, zu beweisen. Das konnte freilich nicht anders, als dadurch geschehen, daß man jene Worte aus dem Zusammenhang völlig herausriß, und ihnen folglich einen willkürlichen Sinn unterlegte, nach welchem der Spruch das gerade Gegenteil von dem aussagte, was er wirk-

*) Nur Apostelgeschichte 10, 34 — 35 hat gleichen Misbrauch und ähnliche Mishandlung erfahren.

lich enthält. Es ist dieß Verfahren eine Aeußerung der allgemeinen geistigen Schwäche und Verkommenheit unseres Zeitalters. Im Zusammenhange zu denken, ist unserer zerstreuten Mitwelt völlig unmöglich, sie hat nur einzelne, abgerißene, hin und her springende Gedanken oder vielmehr nur Stücke von Gedanken, so auf dem politischen wie auf dem religiösen Gebiete; eben so wenig ist sie auch im Stande, irgend eine Sache, welche wirklichen, innern, notwendigen Zusammenhang hat, in demselben zu verfolgen und als ein Ganzes aufzufaßen. Was ist der Liberalismus, was ist der Rationalismus anders, als diese Gedankenschwäche eines verkümmerten Menschengeschlechts?

So hat denn diese Welt der zerbröckelten Gedanken auch die Stelle, welche die Ueberschrift unseres Aufsatzes bildet, dahin ausgedeutet, als sei der Mensch, wie er eben sei, Jeder in den besondern Zuständen seiner Erziehung, Bildung und Gesittung, berufen, Alles, und zwar die Sachen des Christentums vor allen andern, zu prüfen, d. h. zu untersuchen, ob sie mit seinen Ansichten und Neigungen, seinem besondern Gedankengange und dem dermaligen Zustande der menschlichen Erkenntnis, so weit der Einzelne denselben begreife, übereinstimmen, und hiernach das Nichtübereinstimmende auszuscheiden, das mit seinen Ansichten, Wünschen, Schlüßen in Einklang Stehende — was hiernach durch das „Gute" in der Bibelstelle bezeichnet sein müßte — zu behalten, sich anzueignen. Daraus ist denn gefolgt, daß man z. B. den Zorn Gottes ausschied, die Liebe Gottes behielt; daß man die Auf-

erstehung von den Todten verwarf, und allein die „Unsterblichkeit" annahm, wiewol letztere in der Bibel nicht steht, und so fort in hundert ähnlichen Fällen. Zuletzt folgt denn auch aus diesem Prüfen, daß Christus selbst aus der Bibel hinaus geprüft werden kann, und so hätte denn der Apostel Paulus mit diesem Ausspruch seine ganze Lehre und sein ganzes Leben, das Christentum hätte mit diesem seinem Satze sich selbst zerstört.

Die Sache ist aber die, daß dieser Spruch gar kein allgemeiner Spruch ist, und daß wir, die wir an die Schrift und an Christus glauben, gar nicht wol thun, wenn wir denselben als ein allgemeines Sprichwort im Munde führen, denn dadurch thun wir dem Unglauben Vorschub, der eben darin seine Taschenspielerkunst versucht, daß er diesen Spruch für eine ganz allgemeine Regel ausgibt, welche auf die Lehren der heiligen Schrift gerade so gut passe, wie auf das Auszälen der Schafe und auf die Auswahl der Eier auf dem Wochenmarkt. Auch in solchen Kleinigkeiten liegt Versuchung, Verführung und Lästerung.

Der Spruch hat den bestimten Sinn, welchen ihm die beiden vorhergehenden Verse anweisen und keinen andern. „Dämpfet den Geist nicht und verachtet die Weissagung nicht, prüfet aber die Geister und zwar dadurch, daß ihr euch an das Gute, an die Lehren, die ich Paulus euch gegeben habe, fest anhaltet." Das ist der Sinn dieses Spruches. Er hat in seiner ersten Hälfte in kürzerer Gestalt genau denselben Inhalt, welchen die drei ersten Verse des vierten Capitels im

ersten Briefe des Johannes haben: das Prüfen geschieht einzig und allein dadurch, daß man darauf achtet, ob die Lehre, welche irgend Jemand lehrt, den ungezweifelten Glauben enthält, Jesus Christus sei in das Fleisch gekommen. In seiner zweiten Hälfte aber sagt er genau dasselbe, was der Apostel Paulus 1 Corinther 11, 2 („haltet die Weise, gleichwie ich euch gegeben habe") oder in seinem zweiten Briefe an die Thessalonicher 2, 15 sagt: „so stehet nun, liebe Brüder, und haltet an den Satzungen, die ihr gelehret seid, es sei durch unser Wort oder Epistel". Luther hätte eben so gut auch in unserer Stelle übersetzen können: „Prüfet alles und haltet das Gute" oder „haltet an dem Guten". Und daß mit diesem „Prüfen" in der That eine ganz besondere Pflicht der christlichen Gemeindeglieder, den mancherlei Gaben der Predigt und Erweckung gegenüber, habe eingeschärft, nicht aber ein allgemeiner Spruch leichthin sollen ausgesprochen werden (was übrigens nie der Apostel Sache ist), sehen wir aus 1 Corinther 14, 29. Wie aber dieses Prüfen zugehe, lehrt der Apostel in demselben ersten Corintherbriefe 2, 10—15. Ja wir werden 1 Corinther 12, 10 belehrt, wie es auch die christliche Lebenserfahrung seitdem tausend und aber tausendmal ausgewiesen hat, daß die Prüfung der Geister eine besondere Gnadengabe sei.

Unser Spruch sagt also das gerade Gegenteil von dem, was ihn die gedankenlose unglaubige Welt gemeinhin sagen läßt. Nicht sagt er: prüfet die Offenbarung und deren geschriebenes Wort nach dem Maß-

stabe der Welt und des natürlichen Menschen, sondern: prüfet die Welt und die natürlichen Gaben nach dem Maßstabe der Offenbarung, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen. Solcher natürlicher Gaben, welche die Zeichen der Zeit und der Zukunft ausdeuten, welche die Gemüter anregen und aufwecken, gab es zu der Apostel Zeiten und gibt es bis auf diesen Tag gar mancherlei; theils eigentliche falsche Propheten, welche zuweilen mit einer ganz besondern Kraft der Ueberredung ausgestattet, den Widerchrist verkündigen, theils Solche, in denen Göttliches und Natürliches noch ungesondert und unklar neben und durch einander vorkommt, theils endlich auch Solche, welche aus einer besonders starken Erfahrung von der eigenen Erlösung eine scharfe Einsicht in ähnliche Zustände, wie die ihrigen bekommen haben und deren Entwickelung und Verlauf, welche Andern, wenn schon Gläubigen, völlig dunkel bleiben, mit Bestimtheit und vollkommener Sicherheit vorauszusagen vermögen. Solche Gaben sollen in der christlichen Gemeinde nicht von vorn herein gedämpft und verachtet, wol aber geistlich gerichtet, sie sollen geprüft werden, ob sie auf dem einzigen Grunde stehen, der gelegt ist ehe denn der Welt Grund gelegt war, der niemals verändert werden kann, und der in unserer Gemeinschaft einzig und allein durch die Propheten und Apostel gelegt worden ist. Dazu gehört vor allem das unzweideutige Bekenntnis zu Jesu Christo, der in das Fleisch gekommen ist (1 Joh. 4, 1—3; Ev. Joh. 1, 1—14); wer dieß nicht ablegen kann, ist ohne Weiteres als falscher

Prophet und Verkündiger des Widerchrists zu achten und von der Predigt und Lehre innerhalb der Kirche unbedingt auszuschließen. Ferner gehört dazu, daß nach 1 Cor. 2, 10—15 die menschliche Weisheit, durch welche Manche der göttlichen Gabe, die in ihnen ist, meinen weiter helfen, sie beweisen, bestätigen oder erhöhen zu können, ausgeschloßen und ausgeschieden, d. h. dem göttlichen Geiste, welcher die Vergebung der Sünden predigt und gewährt, untergeordnet werde. Drittens ist dazu erforderlich, daß die stärkeren Erregungen, die tieferen Erfahrungen und helleren Blicke, welche Einige besitzen, dem Bedürfnisse der allgemeinen Kirche und dem Heile der gesamten Christgläubigen dienstbar gemacht werden; z. B. daß beurteilt werde, ob jene Erfahrungen und Einsichten Allen in gleicher Weise dienen, in Allen die Sündenerkenntnis und das Verlangen nach der Erlösung erwecken, oder nur in einzelnen, ähnlich begabten Herzen. In diesen beiden letzten Fällen zeigt sich im engeren Sinne die Prüfung der Geister und das Festhalten an dem Guten, und dieß ist, wie vorher gesagt, wiederum eine besondere Gabe, auf welcher die Fortpflanzung des christlichen Glaubens, die Ordnung des Heils auf Erden, die Erhaltung der sichtbaren Kirche Christi wesentlich beruhet. Davon aber wäre wieder besonders zu reden.

Toleranz und Intoleranz.
(1851.)

Man gebraucht die Worte Toleranz und Intoleranz vorzugsweise auf dem Gebiete der Religion, und versteht darunter meistens und im Allgemeinen die Verträglichkeit oder Unverträglichkeit zwischen Solchen, welche verschiedenen Religionen oder Confessionen angehören. Aber man versteht unter Toleranz auch die Geduld und Nachsicht mit den Lernenden und Heranreifenden im Christentum, unter Intoleranz die Ungeduld und Schärfe, welche sich gegen diese Anfänger und Lernenden richtet. Das ist schon eine Begriffsverwirrung. Eine weit ärgere Begriffsverwirrung ist die, daß man — wie von der einen Seite schon seit längerer Zeit geschieht — unter Toleranz diejenige Stellung zu einem Andersglaubenden versteht, vermöge deren man ihm gestattet, in dem Bereiche des Glaubens dieses Andern urteilend und richtend aufzutreten, unter Intoleranz die Abweisung eines solchen, von einem Andersglaubenden, Anfängers oder Unerfahrenen erhobenen Anspruchs.

Geduld und Nachsicht soll man überall mit den Anfängern und Lernenden haben, aber auch mit den Ignoranten, Bönhasen, Pfuschern und Dilettanten, welche sich für Meister ausgeben? Auf gewissen Gebieten des Lebens wird das den Meistern (oder wurde es wenigstens in Deutschland vor dem Jahre 1848) von Niemand zugemutet, nämlich ganz gewis keinem einzigen Handwerksmeister und keinem Meister der

bildenden Kunst, keinem Jäger und Oekonomen, keinem Fabrikherrn und vor allen andern keinem Arzte. Wer in irgend einem dieser Lebenskreiße einigermaßen heimisch ist, wird es wißen, mit welchem Nachdruck und mit welcher allerdings rücksichtslosen aber wolberechtigten Schärfe die Pfuscher und Charlatane in denselben behandelt und ohne Umstände aus denselben ausgestoßen wurden, wie sie denn meist auch noch jetzt so behandelt werden. Dagegen fand, wenigstens ehedem, der wirklich lernende Lehrling, wenn er von dem Meister unbarmherzig behandelt wurde, in der Zunft nicht selten Theilnahme und zuweilen kräftigen Schutz; der Bönhase und Pfuscher niemals.

Im Gebiete der Wißenschaft ist es zu allen Zeiten, in welchen die Wißenschaft im Allgemeinen ernst und streng war, und ist es noch jetzt in jeder ernsten und strengen einzelnen Disciplin gerade so. Die wirklich Lernenden, auch gar schwache und dürftige Talente, in so fern sie nur als Jünger und Schüler gelten wollen, erfreuen sich einer oft sehr weit getriebenen Schonung und Nachsicht von Seiten der Meister, während eben diese Meister unerbittlich und schonungslos gegen einen Jeden sind, welcher den Anspruch erhebt, ein Meister sein zu wollen, gleich ihnen, ohne die Schule der Wißenschaft durchgemacht zu haben, — gegen Jeden, welcher mit halber Arbeit, halber Kenntnis, halber Einsicht über das Ganze der Wißenschaft zu urteilen übernimmt.

Auch ihnen, den Meistern der Wißenschaft, hat dieses Niemand übel genommen, mindestens nicht in

den Zeiten, in welchen die Wißenschaft selbst ein wol geschloßenes, in sich abgerundetes Ganzes war. Wer verdachte es den alten Philologen, wenn sie einem Lateinstümper, der sich aufbrüstete und groß that, die Thüre wiesen? Wer den Juristen wenn sie den Rabulisten oder Aktenschreiber aus ihrer Genoßenschaft mit Hohn und Verachtung ausschloßen?

Aber es hat auch Zeiten gegeben, in welchen man in der Wißenschaft alle Stufen des Lernens und Erarbeitens, der Vorarbeit und Probe abzutragen, alle Unterschiede des Lehrers und Schülers, des Meisters und Jüngers zu verwischen und nach einem vor etwa vierzig Jahren aufgekommenen, jetzt ziemlich außer Curs gesetzten Ausdrucke, auch diese Gegensätze „fließend“ zu machen versuchte. Das ist der Zustand der Meisterlosigkeit in der Wißenschaft, dessen letzte Periode (denn auch frühere Jahrhunderte haben diese Erscheinung aufzuweisen) etwa mit den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts fast in allen Gebieten der Wißenschaft eintrat, und die noch jetzt, wenn gleich nunmehr in beschränkterer Weise, nur in einzelnen Disciplinen fortdauert. Es war dieß das Zeitalter der „Popularität“ und des „gesunden Menschenverstandes“ in der Wißenschaft, während dessen allerdings jeder Stümper, Pfuscher und Dilettant gleiche Ansprüche auf Anerkennung mit den Meistern machte, und dieselben meist auch in der ausgedehntesten Weise befriedigt erhielt; — während dessen es für sehr „inhuman“ und höchst „intolerant“ gehalten wurde, einem Unwißenden, bloß darum, weil er unwißend war, das

Mitsprechen in der Wißenschaft zu verbieten; — während dessen „der gute Wille“, „die redliche Absicht“, „das wackere Streben“, „das allgemein menschliche Interesse“ und noch viel andere Dinge gleicher Art für die vollständigsten Ausweise galten, um alle und jede Unterweisung, Schule, Erfahrung und Probezeit als unnötig, als überflüßig und abgethan zu betrachten.

Diese Periode der Meisterlosigkeit ist auf dem Gebiete der Religion gleichfalls seit achtzig Jahren vorhanden, und hier noch weniger im Ablauf begriffen, als auf den Gebieten der Wißenschaft; eben dieser Periode aber gehört das Wort Toleranz und der Vorwurf der Intoleranz ganz eigens an. Der letztere wird nämlich keineswegs von denen erhoben, welche noch im Lernen begriffen sind, und dieß eingestehen, sondern von denjenigen, welche behaupten, über die Erfahrungen des christlichen Glaubens urteilen zu können, auch ohne dieselben gemacht zu haben; und umgekehrt: es wird von Seiten der im Christentum Erfahrenen die Schärfe des Schwertes keineswegs etwa gegen die Katechumenen und Neophyten im eigenen Lager gekehrt — welches das thörichtste und freventlichste Beginnen von der Welt sein würde — sondern gegen diejenigen, welche den Anspruch erheben, Erfahrene zu sein, ohne es jedoch wirklich zu sein; gerade gegen die „ehrenwerten Rationalisten“, welche — nicht etwa in einem ganzen Menschenalter nichts gelernt haben, denn das kann man ihnen füglich überlaßen, sondern welche verlangen, die Erfahrenen sollen in diesem ganzen Menschenalter gleich ihnen auch nichts

gelernt haben; welche — nicht etwa selbst bei dem ABC ihr Lebenlang stehen zu bleiben ihr Vergnügen finden, denn das kann man ihnen schon gönnen, sondern welche fordern, daß die Andern gleichfalls niemals über das ABC hinauskommen sollen. Gegen diese, welche innerhalb, nicht außerhalb des Kreißes des christlichen Glaubenslebens und der christlichen Erfahrung gegen den Inhalt dieses Kreißes Opposition machen wollen, muß eine vollkommen rücksichtslose Operation der Kritik ausgeführt werden, und zwar gilt diese Operation nicht der Sache, sondern zunächst und beinahe ausschließlich den Personen selbst. Die Sache haben sie ja mit den Draußenstehenden, den Fremden und Feinden gemein; was sie Besonderes haben, ist eben die eigentümliche Stellung, welche sie ihren Personen zu der Sache geben — sie wollen als Personen etwas sein und gelten, was sie weder sind, noch da, wo sie diese Geltung in Anspruch nehmen, gelten können. Gegen diejenigen muß jene Operation der Kritik gerichtet werden, welche behaupten, entweder es gebe im christlichen Glaubensleben überhaupt keine Erfahrungsschule, keine Lern- und Probezeit, oder sie für ihre Personen wenigstens hätten eine solche Lernzeit und Erfahrungsschule nicht nötig, oder, sie hätten dieselbe gemacht, während sie sich doch jeder Prüfung dieser Lernzeit entziehen oder widersetzen; endlich auch gegen diejenigen, welche behaupten, fortwährend im Lernen und Fortschreiten begriffen zu sein, niemals aber weiter, wenigstens niemals zu festen Resultaten gelangen, und, wenn auch in versteckter Weise, den

widerchristlichen Satz Lessings als ihr Lebensprincip aufstellen: das Streben nach der Wahrheit sei beßer als die, doch niemals vollständig zu erlangende, Wahrheit selbst. Diese Letzteren sind keine wirklichen Katechumenen und Neophyten, denn der Katechumene lernt darum, weil er weiß, der Lehrer und Meister besitzt die Wahrheit, welche er, der Katechumene eben von ihm erlangen will und wird, und der Neophyt weiß, er besitzt die Wahrheit, welche er von den Meistern gelernt hat, als eine von denselben überkommene und unter ihrer fortwährenden Anleitung — aber nicht anders — nur zu befestigende und weiter anzuwendende.

Diese Punkte möchten wir nicht gern übersehen wißen, wenn es sich um Toleranz und Intoleranz handelt. Wir möchten deshalb auch nicht gern, daß Toleranz mit Geduld gegen die Schwachen, geistlicher Pflege der Verkommenen, milder Unterweisung der Jünger und Lernenden verwechselt würde. Von Toleranz als einer Pflicht und einem Lobe und von Intoleranz als einem Unrecht und einem Tadel kann nur zwischen geistig gleich Berechtigten die Rede sein, wie z. B. zwischen zwei Meistern der Wißenschaft, oder auf dem kirchlichen Gebiete im Bereiche der neben einander mit bestimten Rechten, z. B. in einem und demselben Staate, bestehenden Kirchenkörperschaften, namentlich zwischen Katholiken und Protestanten. Sobald aber der Protestant dem Katholiken oder der Katholik dem Protestanten in sein eigenes, inneres Kirchengebiet eingreift und ihn daselbst als angeblich gleich Berechtigter meistern oder hofmeistern will, hört auch hier alle

Toleranz auf und wäre Nachsicht gegen dieses Meistern und Hofmeistern eine Schwäche, zudem eine Schmach, der eigenen Kirche angethan. Der Katholik hat Erfahrungen von dem Leben der Kirche als einer fest geschloßenen äußeren Gemeinschaft, welche dem Protestanten bis dahin nun ein für allemal fehlen, und der Protestant hat Erfahrungen von dem christlichen Glaubensleben, welche der Katholik zur Zeit ein für allemal nicht besitzt; — so wie der Eine behauptet, er bedürfe dieser Erfahrungen des Andern nicht, vermöge aber gleichwol über sie zu urteilen, so hat dieser Andere die volle Befugnis, dem Ersten die Thür zu weisen, d. h. intolerant zu sein.

Ganz eben so, nur nach Verhältnis stärker, steht es auch mit der Toleranz und Intoleranz zwischen den Erfahrenen in der Kirche und im Christenglauben überhaupt und denen, welche über diese Erfahrungen urteilen wollen, ohne sie zu besitzen.

Wenn nun zuweilen von Gutmütigen die Hoffnung ausgesprochen wird, es werde für alle Zeiten das Vorurteil zerstört sein, als finde sich die Intoleranz nur auf orthodoxer, die Toleranz nur auf rationalistischer Seite, so möchten wir von Herzen gern diese Hoffnung theilen; aber wir können es nicht. Die Unverträglichkeit — in diesem, dem gemeinen Sprachgebrauch entsprechenden Sinne nehmen wir auch dießmal das Wort Intoleranz — ist ein wesentlicher Charakterzug aller derer, welche auf ihren eigenen Gedanken stehen, aber eben weil sie nur auf ihren eigenen Gedanken stehen, sind sie gänzlich unvermögend, zu be-

greifen, daß sie die Unverträglichen sind, und nicht die Andern. So geht es ja im gemeinen Leben täglich und stündlich: die Anmaßlichen, die Habersüchtigen, die Zänker schwören darauf, daß sie sich schon mit der ganzen Welt vertragen würden, wenn nur die Welt sich mit ihnen vertragen wollte. Da das nun die Welt weder thut, noch auch kann, weil sie sonst die besondern Ich-Gedanken der Zänker mitdenken und sich unter dieselben beugen müßte, so hört auch der Haber und Zank niemals auf. So wird es auch auf dem Gebiete des Christentums gehen, so lange die Ich-Gedanken herschen, so lange das Ich und das Mich, das Mir und das Mein, wie die deutsche Theologia sagt, auf Erden mächtig ist in den verkehrten Herzen der Menschen. Und das wird wol dauern, so lange die Erde steht, bis an den jüngsten Tag.

Könnten die Rationalisten dem wahren lebendigen Gott die Herschaft laßen, statt dieselbe dem Gott, den sie sich bilden, zuzueignen, dann wäre freilich keine Unverträglichkeit mehr vorhanden, dann gäbe es aber auch keine Rationalisten mehr. Wäre die Religion derselben etwas anderes, als ein System von Ansichten, so gäbe es auch keinen Religionshader und keine religiöse Unverträglichkeit; dann aber gäbe es wiederum keine Rationalisten mehr. Es ist eine gemeine Rede: um Ansichten dürfe man nicht hadern und sich entzweien, aber es ist das eine falsche Rede. Gerade die Ansichten sind es, die besondern Meinungen, die am meisten zur Entzweiung führen. Wer längere Zeit mitten in der sogenannten Gelehrtenwelt gelebt hat,

weiß es nur zu gut, wie über die geringste Kleinigkeit, wie buchstäblich um das Tüpfelchen über dem i, Neid und Feindschaft, wenigstens heimlicher Groll und Aerger im Schwange gehen — wie das alles in jener Wißenschaftswelt ganz eigens zu Hause ist, und von da aus denn auch auf das Gebiet der Religion übergetragen wird. Je mehr die Religion eines Menschen aus Ansichten besteht oder darauf beruht, desto mehr beruht sie auf dem eignen Ich, also auf Rechthaberei, und desto unverträglicher wird sie sich geberden. Eine wahre Religion ist das nun freilich ganz und zumal nicht, am allerwenigsten wahres Christentum.

Das bringt uns aber auf einen andern Punkt, welcher hierher gehört, und wol verdient, erörtert zu werden.

Unverträglichkeit und Ungeduld, Krittel und Bitterkeit findet sich nämlich allerdings auch unter den „Orthodoxen", um dieß Wort hier einmal zu brauchen, nämlich bei denjenigen, bei welchen der Glaube noch ein ganz junges und neues Ding, und noch nicht durch Glaubens- und Geduldsproben, durch eine schmerzliche Erfahrung an dem eignen Herzen und Leben erhärtet ist; — bei denen, bei welchen der Glaube vorerst auch nichts mehr, als eine neue Ansicht der Dinge ist, die sie sich erworben haben. Und deren gibt es zu allen Zeiten, am meisten freilich in Zeiten, wie die unsrigen, in welchen eine große und allgemeine Erweckung Statt findet. Diese meinen denn, sie könnten ihre noch ganz backwarmen Glaubensansichten einem Jeden gerade so aufoctroyieren, wie sie es bisher, da sie noch zur Welt

gehörten, mit ihren weltlichen Ansichten gemacht haben. Sie denken nicht daran, daß der liebe Herr und Gott doch auch lange Zeit darauf verwendet hat, sie zu bekehren, und meinen, wie sie jetzt seien, so müßte flugs die ganze Welt, gleichsam aus einer Pistole geschoßen, auch sein. Vielleicht denken sie nicht einmal recht daran, daß ihnen Gott den Glauben gegeben hat, und halten sich selbst für die Erwerber und Erringer. Mit diesem Neulingsglauben sieht es oft gar schlecht aus, und es kommt mitunter vor, daß diese Art von Neophyten gerade so meisterlos ist, wie die Rationalisten. Oben haben wir von Neophyten gesprochen, wie sie sein sollen, und freilich der großen Ueberzal nach auch sind; aber sie sind doch nicht Alle so.

Verwandt und eigentlich nur eine Unterart dieser Neulinge und Lehrlinge im Glauben, die sich gleichwol für Meister halten, sind diejenigen, welche nur ein Stück Glaubenserfahrung erworben haben oder überhaupt erwerben, und dieses Stück für das Ganze halten. Diese sind auch, zuweilen im hohen Grade, unverträglich, unverträglich nach Außen und unverträglicher oft noch, dann aber auch fast unerträglich, nach Innen. Mancher hat eine redliche Erfahrung von der Heilsamkeit der äußern Lebenszucht, oder von der Gebetszucht, oder von dem herben Eingreifen der Hand des göttlichen Gesetzes in das eigne Herz, oder von der Stille des christlichen Friedens, Mancher auch von noch mehr speciellen Stücken des christlichen Glaubens und Lebens gemacht, aber eben auch nur diese, und keine andere Erfahrung. Da meint er nun, er müße

die, so da draußen sind, ganz genau auf denselben Weg bringen, auf dem er gegangen ist, und wenn sie einen andern gehen, so gelten sie ihm als Unbekehrbare; hat aber der liebe Gott bei ihm an einem harten Ende angefangen, so ist er nun auch seinerseits hart gegen die vermeintlich Unbekehrbaren mit Schelten und Dräuen. Nach Innen hin aber treiben Solche immer und immer dasselbe Stücklein, welches sie für die ganze Kirche und für den Inbegriff des ganzen Christentums halten, und hören und sehen nicht, daß noch viel andere, gleich wichtige, zuweilen viel wichtigere Dinge zu Christentum und Kirche gehören. Diese erregen leicht Spaltungen und sind in manchen Kreißen die leichte und gewisse Beute der Sektierer, welche ja mit ihnen das gemein haben, daß sie auch nur ein einzelnes Stück des Christen- und Kirchenlebens treiben, mit Vernachläßigung oder Verachtung aller anderen Stücke.

Summa: die Unverträglichkeit ist immer ein Stück vom Ich und Mich, vom Mir und Mein, also ein Stücklein von der Hochmutssünde. Und das ist die schlimmste.

Der Sieg des Christentums
(1852.)

ist seinem Wesen nach ein geistiger, unsichtbarer Sieg — das ist eine Wahrheit, welche Jeder weiß, der vom

Christentum überhaupt etwas weiß; aber an diese Wahrheit zu glauben, das heißt, sich unter dieselbe für seine eigene Person zu beugen und zu demütigen, das versteht nicht nur nicht ein Jeder, sondern das versteht nicht einmal die Mehrzal der christlich Gesinnten; das verstehen nur sehr Wenige.

Das sieghafte Christentum verfolgt seine Verfolger nicht nur nicht, es zwingt ihnen nicht einmal die Anerkennung seines Sieges ab; es benutzt seinen Sieg sogar nicht einmal, wie man das gewöhnlich so nennt, es geht still und unbekümmert um die weltlichen Erfolge, unbeachtet und unbemerkt denselben Weg fort, welchen es früher gegangen ist, und überläßt es seinen Gegnern gern, zu behaupten, „es habe gar nicht gesiegt“, „es sei nach wie vor doch Nichts mit dem Christentum.“

So meinen aber gar Viele nicht; wenn das Christentum gesiegt hat, d. h. wenn die Kirche dieser Zeit zum Bewußtsein ihrer Gaben, Kräfte und Seligkeiten gelangt oder zurückgekehrt ist, so meinen sie, dieses Bewußtsein nicht schnell genug äußerlich geltend machen zu können. An die Stelle der stillen, mächtigen Geistesarbeit, welche bisher geherscht hat und durch die eben der Sieg erzeugt worden ist, soll nun eine laute Mundarbeit und eine noch geräuschvollere Handarbeit treten. Man will es den Gegnern ins Gesicht sagen, man will es ihnen weltlich fühlbar machen, daß sie geistig armselige Geschöpfe, kläglich verkümmerte, dem geistigen Tode verfallene Creaturen sind; die göttliche Zucht, welche nach einem Siege sol-

cher Art nach Innen sich entfaltet und hier allerdings in voller Strenge göttlicher Ordnung durch den heiligen Geist, den Tröster und Richter, geübt werden soll, kann man nicht schnell genug in eine weltliche und irdische Zucht von Geboten und Verboten, von Machtsprüchen und von äußerlichen Einrichtungen der mannigfaltigsten Art umkleiden. Noch dazu meinen nicht Wenige, das Alles laße sich mit einem Male, so zu sagen, mit einem einzigen Schlage machen, und die Welt laße sich binnen wenig Tagen, Wochen oder Monaten in handgreiflicher Weise zu einer christlichen Gemeinde umgestalten.

Das alles ist Fleisch, Fleisch, und nichts anderes, Fleisch, und nicht Geist, Welt, und nicht Evangelium. Und daß das gesagt werde, ist schon längst nötig gewesen, und wird immer nötiger, seitdem das Christentum, seit nunmehr vierunddreißig Jahren, also seit einem Menschenalter, in der evangelischen Kirche zum Siege, in verschiedenen Abstufungen, wiederum gekommen und in diesem Siege fortgeschritten ist. Diese Stufen des Sieges — 1817, 1830, 1839, 1848 — sind sämtlich durch jene stille aber mächtige Geistesarbeit, durch das Selbsterleben des Schreckens der Sünde und des Trostes des Evangeliums, so wie durch das einfache ruhige Zeugnis von diesen Erlebnissen errungen worden, und im Ganzen haben sie auch, Gott sei Dank, nur dazu gedient, diese still fortgehende Arbeit nur zu verstärken und zu beleben. Wo man aber, in glücklicherweise nur vereinzelten Fällen, den Sieg hat „benutzen", d. h. äußerliche Einrich-

tungen machen wollen, ehe sie von innen heraus von selbst hervorgetrieben wurden, wo man mit großen Unternehmungen, oder sogar mit Verboten und Geboten und mit Machtsprüchen vorgeschritten ist, da — ist eben Nichts daraus geworden.

Je größer der Sieg des Christentums ist, d. h. je lebhafter das Bewustsein von den Gaben und Kräften der Kirche geworden ist, desto näher liegt in der Regel die Gefahr, diesen Sieg nach Außen hin „zu benutzen", in der That aber, ihn zu misbrauchen. Unter den verschiedenen Stufen des Sieges, welche seit 1817 erstiegen worden sind, ist die, welche 1848 und seitdem erreicht worden ist, jedenfalls die höchste — also liegt auch jetzt die Gefahr, diese Siegesstufe zu misbrauchen, näher als 1839, 1830 oder 1817, der dazwischen liegenden Stufen, deren wir selbst hier in Hessen mehrere, z. B. 1835, erlebt haben, zu geschweigen. Ja auf den niederen Stufen des Sieges läßt sich weit eher nach Außen, dahin, wo noch keine Erkenntnis, geschweige denn Erfahrung des Evangeliums vorhanden ist, durch Gebote, Institute u. dgl. wirken, als auf den höheren. Die Resultate des nicht vollständig ausgeprägten christlichen Geistes läßt sich die Welt, halb unbewust, gefallen; gegen den Geist, welcher zeigt, daß er mit der Welt nicht stimmt, sondern kämpft und sie überwindet, bäumt sich die Welt auf.

Wollen wir also — um einige Anwendungen des Gesagten zu machen — wollen wir also uns außer Atem setzen, oder uns erbittern und erbosen, wenn die Gegner des Evangeliums noch täglich desselben spotten,

trotz dem, daß wir uns so ganz gewis und sicher in der Kraft desselben fühlen, wie weder wir selbst bisher noch unsere Väter sich gefühlt haben? Oder wollen wir vielleicht gar verzweifeln am Siege, und denselben für Nichts achten, wenn wir diese Gegner nicht geradezu auf den Mund geschlagen und gänzlich zum Schweigen gebracht haben? Auch nach der Auferstehung des Herrn und nach der Ausgießung des heiligen Geistes, oder vielmehr erst damals, schrieen die Juden und Judengenoßen: „sie sind voll süßen Weines“. Wollen und können wir die Heiden und Juden unserer Zeit zwingen, diese Lästerung nicht mehr auszustoßen? Sie wird fort und fort ausgestoßen werden und desto schärfer und giftiger lauten, je mehr wir von dem heiligen Geiste erfüllt werden. Oder wollen wir uns an dem Pilatus, Herodes und Kaiphas unserer Tage rächen, daß sie uns Christum täglich von neuem kreuzigen? Gott der Herr hat an Kaiphas und Pilatus keine Rache vollzogen, von der wir zu erzälen wißen, und selbst von denen, welche das Kreuzige! Kreuzige! riefen, mögen nicht Viele übrig gewesen sein, als Jerusalem zerstört und das Volk der Juden zerstreut worden ist; wie Wenige aber mögen damals verstanden haben und wie Wenige mögen heute es verstehen, daß die Zerstörung Jerusalems das Weltgericht des allmächtigen Gottes für die Kreuzigung Christi gewesen ist? Umsonst werden wir uns bestreben, dieß den „wolwollenden“ Nichtglaubigen unserer Tage anzudemonstrieren. Wie wollten wir es nun unternehmen, ihnen, oder gar den Uebelwollenden, den erklärten

Feinden, aus älterer Zeit den Fall des römischen Reiches als eine Folge des Sieges des Christentums, oder vollends aus unserer Zeit z. B. die politische und sociale Zerrüttung Frankreichs, oder den Untergang der deutschnationalen Bestrebungen von 1848, wie den kläglichen Fall der Frankfurter Versamlung u. dgl., als Folgen des Unglaubens und des Widerchristentums begreiflich zu machen? Wie wollten wir vollends solche Züchtigungen im Kleinen selbst zu übernehmen uns getrauen? Wie sollten wir meinen dürfen, die Unglaubigen und Widerstrebenden weltlich schrecken, weltlich bändigen, durch weltliche Mittel etwa gar zum Gehorsam der Kirche zwingen zu können? Sie haben Ohren und hören nicht, Augen und sehen nicht, eine Haut und fühlen nicht.

Wenn wir einen Sieg davon getragen haben, also daß die Feinde vor unsern Schilden haben beschämt zurückweichen und uns stehen und gehen laßen müßen, daß wir sogar von ihrer weltlichen Knechtschaft uns befreit haben, ja daß sie selbst unserer irdischen Personen nicht mächtig werden und unsere weltlichen Dinge nicht zerstören konnten, so sollen wir nur ja nicht vergeßen, auf welchem Wege dieser Sieg allein und einzig davon getragen und allein und einzig behauptet werden kann: durch Zeugnis und Gebet. Wir sollen ja nicht vergeßen, daß die Waffen, welche die Welt gegen uns geführt hat: das Machtwort, das Absprechen, das Maßregeln, das „Organisieren", das Gebieten und Verbieten, eben dieselben sind, welche an unsern Schilden zerschellt sind. Das stärkste Macht-

wort bleibt für uns nach wie vor das einfache Wort Gottes, die wirksamste Maßregel das Gebet, und das erfolgreichste oder vielmehr allein erfolgreiche Gebot und Verbot das Umwandeln durch eine neue geistige Geburt. Ohne eine solche werden wir weder in der Welt noch in der Kirche dauernde zeitliche Einrichtungen zu schaffen im Stande sein.

Können wir also nicht darauf rechnen, allgemeine Anerkennung für die Kraft des Evangeliums zu erreichen, welche seit achtzehnhundert Jahren vor Aller Augen liegt, also noch viel weniger für die Wiederkehr dieser Kraft in die engeren Kreiße der evangelischen Kirche — wie sollten wir nun meinen, mit Kirchendienst und Kirchenzucht, mit Kirchenrecht und Kirchenamt, d. h. mit der äußerlichen Anwendung aller dieser Dinge, Alles auf einmal in die wünschenswerte und richtige Ordnung bringen zu können? Die Ordnung wird kommen, daran zweifeln wir nicht einen Augenblick, aber sie wird nur kommen auf demselben Wege, welchen wir bisher gegangen sind, dem des Zeugnisses und Gebetes, auf einem langen Wege, welcher menschlicher Weise nur ein langsames Vorschreiten gestattet. Alle jene Dinge, Kirchendienst und Kirchenzucht und so weiter, werden in gehöriger Ordnung sich einstellen und laßen sich sogar gebieten, aber nur dann und nur da, wann und wo der Geist des Zeugnisses und Gebetes durch Zeugnis und Gebet erweckt worden ist. Ehe nicht der kalte und erstorbene Leib unserer Kirchendiener und Kirchenglieder wieder durchhaucht und allmälich durchwärmt sein wird von dem

Feuer, welches von den glaubig gewordenen Dienern und Gliedern ausströmt, laßen sich diese Dinge weder machen, noch einführen, noch gebieten. Wollten wir dieß vorzeitig, im Gefühle des Sieges, welchen das Evangelium über uns selbst errungen hat, herbeizwingen, so würde dieß nichts anderes sein, als die zerbrechlichen Rohrstäbe aus dem Sumpfe der Zeitlichkeit und die Stecken aus dem wilden Walde dieser Welt schneiden, anstatt sich auf den Stecken und Stab zu stützen, der uns bisher im finstern Thale getröstet und geleitet hat; — nichts anderes, als in der Sommernacht Feuer anlegen im Felde, um das Getreide zur Reife zu treiben, weil man nicht Geduld hat, die Sommersonne zu erwarten, und nicht Vertrauen genug auf die Kraft des sommerlangen warmen Tages. Du siehst auch das Gras nicht wachsen und die Blätter nicht treiben und die Blüten nicht schwellen, aber sie wachsen und treiben und schwellen dennoch, weil die stille schaffende Gotteskraft keinen Augenblick nachläßt. Dieselbe Kraft hast auch du, und du kannst und wirst auch schaffen, gleich wie Gott, wenn du es nur verstehst, stille zu sein, wie Gott der Herr stille ist, und in der Stille unermüdlich wie Er, und in der Unermüdlichkeit freudig wie Er, und in der Freudigkeit liebevoll wie Er.

Predige das Gesetz und Evangelium, Diener am Worte, pflege des Gebetes und des Sacramentes am Altare und in der Gemeinde, Priester Jesu Christi, — führe das Schwert des göttlichen Gesetzes, weltliche Obrigkeit, halte dein Haus in Zucht und Genügsam-

keit, Vater des Hauses, und sieh nicht links und nicht rechts, am wenigsten aber ungeduldig vorwärts, und wiße, daß du das alles dein Lebenlang wirst thun müßen ohne Nachlaßen und ohne Feiern. Die Läßigkeit und Trägheit der alten Zeit muß abgethan sein für immer, wenn du den Sieg behalten willst. Feierst du aber nicht und läßest du nicht nach, so wirst du sehen, daß dein Feld grün wird, und auch gelb und reif unter deinen Händen, wenn gleich die Welt von den grünen Keimen und den wallenden Halmen, von den reifen Aehren und den goldenen Körnern nicht das Mindeste sieht und sie dir in das Gesicht wegleugnet.

Es ist schon in weltlicher Hinsicht ein arger Fehler, wenn man meint, die Leute müßten sich, wenn die Zeiten anders geworden wären, sofort auch gänzlich geändert haben, sie müßten umkehren und vernünftig werden, und es laße sich ihnen die Umkehr und die politische Vernunft andemonstrieren und anzwingen. Auch auf dem weltlichen Gebiete geht das ganz langsam, und es gibt ja selbst auf diesem, aus lauter Handgreiflichkeiten bestehenden Gebiete Menschen genug, die niemals zu politischer Vernunft gelangen oder zurückkehren. Dieser Fehler führt zur Ungeduld und Bitterkeit, und mit Ungeduld und Bitterkeit läßt sich schon in der politischen Welt nicht regieren, so wenig wie mit den schönen Träumen von einem allgemeinen Umschlage, von allgemeiner Ruhe und Sicherheit und dergleichen. Wie viel weniger werden wir nun auf dem geistigen, dem christlichen Gebiete mit dergleichen

Einbildungen ausrichten, als sei nun alles wieder in der Richte und laße sich alles weltlicher Weise machen und einrichten. Wie viel schlimmer wird nun auf diesem Gebiete die Einbildung von einem handgreiflichen, sichtbaren Siege sein, wie viel größer wird die Ungeduld werden, wenn nicht alles gleich geht und durchzusetzen ist, und wie viel schädlicher wird sie wirken! Am Verderblichsten wirkt sie in der Regel dadurch, daß sie Nahes und Fernes, Großes und Kleines, Wichtiges und Unwichtiges mit einander vermischt, nach dem Letzten greift und das Erste aus den Händen läßt, nach dem Höchsten springt und über das stolpert, was vor den Füßen liegt. Vor diesem letzten Unfug und Unglück haben wir uns in den letzten Jahren gar manches Mal zu fürchten Ursache gehabt, z. B. bei Gelegenheit der Berliner Conferenz 1846 und der darauf folgenden Berliner Generalsynode, welche beide einen sichtbaren Sieg voraussetzten, während damals nicht einmal der zu solchen Dingen erforderliche unsichtbare Sieg vorhanden war; oder bei Gelegenheit der zalreichen Verhandlungen über Kirchenzucht (Sonntagsfeier), die wir doch wol erst an uns selbst zu üben gelernt haben müßen, ehe wir sie auf die Unglaubigen und falschen Christen anwenden; oder bei der „Christlichkeit der Gymnasien“, die sich überhaupt nicht erzwingen, jedenfalls aber alsdann erst erreichen läßt, wenn das geistliche Amt seines Berufes und seiner geistigen Macht wieder vollständig wird bewust geworden sein; oder bei der eigenwilligen Absonderung von der Kirche, die in unsern Augen oft den Charakter eines

chiliastischen Separatismus trägt. Alle diese und noch manche andere Dinge haben uns die Besorgnis eingeflößt, von der wir im Eingange dieses Aufsatzes ausgegangen sind: es gebe unter uns nur zu Viele, welche auf einen sichtbaren und handgreiflichen Sieg des Christentums ihre Rechnung stellen. Wir unseres Ortes müßen bekennen, daß wir in der Zeit, welche wir mit unserer Erinnerung umspannen, von 1814 — 1850, einen hinreichenden Sieg erblicken, welcher uns für die Lebenszeit eines Menschengeschlechtes vollkommen Genüge thut, und daß wir darum uns ernstlich gemahnt fühlen, auf dem wenn schon schmalen und steilen Wege, welchen wir bisher geführt worden sind, vorsichtig und langsam, ohne hastiges Voreilen, ja ohne unruhiges Vorwärtsblicken, weiter zu gehen, und nach Nichts zu greifen, als was der Herr Seiner Kirche uns unmittelbar, ungesucht, wenn auch nicht ungerufen und ungebeten, in die Hände legt.

Lust am Scandal.

(1852.)

Wie groß diese Lust überall ist, zeigt sich in dem Augenblick wieder in den meisten Zeitungen des westlichen Deutschlands: kaum konnte den Zeitungsschreibern etwas Willkommeneres aufstoßen, als der „Conflict der Badischen Regierung mit dem erzbischöflichen Ordinariate zu Freiburg“ über die von der ersteren

verlangte oder angeordnete, von dem andern verweigerte Todtenmesse für den verstorbenen Großherzog Leopold. Da lauft Alles zu, Demokraten und Halbdemokraten, Büreaukraten und Anarchisten, abgedankte Minister und gewesene Schulmeister, Professoren und Proletarier, und meint der Badischen Regierung in diesem „Conflict“ helfen zu müßen. „Es geht gegen die Hierarchie! gegen die Jesuiten!“ ist das allgemeine Feldgeschrei, welches der Badischen Regierung, wie aus dem Boden gestampft, ein schlagfertiges Heer von ganz unerwarteter Gestalt und Anzal auf den Kampfsplatz zur Hülfe gerufen hat. Schwerlich wird die Badische Regierung dieser Art von Verbündeten oder Hülfstruppen sich zu freuen Ursache haben.

Denn was ist es, was den Haufen herbeibeschworen hat? Machen wir keine Umstände: es ist nicht die Ueberzeugung von dem Recht der Regierung, nicht die Ueberzeugung von der Wahrheit des evangelischen Glaubens, sondern es ist Haß gegen die Kirche an und für sich, und dazu die unvertilgbare Lust am Scandal auf Kosten der Kirche, wodurch die Leute so in Jast gesetzt werden.

Bei einer nur ganz geringen Ueberlegung müßten sich die Conflictlustigen sagen, daß die Regierung einen Cultus überhaupt nicht gebieten könne, ohne ihre Auctorität auf das Spiel zu setzen; sie müßten sich sagen, daß eine Seelenmesse für ein Mitglied der evangelischen Kirche ein Widerspruch mit sich selbst sei, ein Verlangen nach einer solchen also entweder den Abfall von der evangelischen Kirche, oder die Lust, sich an der

katholischen Kirche zu reiben, gewis aber nichts weniger als Pietät gegen den Verstorbenen oder als Kenntnis des evangelischen Glaubens, geschweige denn Hingebung an denselben documentiere. Sie müßten sich sagen, daß die Badische Regierung dasmal im Unrecht sei, und daß das Unrecht des erzbischöflichen Ordinariats höchstens in der wenigstens ungeschickten Art der Ablehnung des Verlangens der Regierung liege — ein Punkt, in welchem die katholischen Herren allerdings überhaupt nicht glücklich sind, und sich selbst und ihren Sachen gar oft geschadet haben.

Alles das müßten sich die Conflictlustigen sagen, aber sie sagen es sich nicht, oder wollen es sich nicht sagen, denn — alsdann gäbe es ja keinen Scandal! Aber das ist ihre Freude, Kirche und Staat zusammen zu hetzen, und auf diese Weise fruchtbaren Revolutionssamen im reichlichsten Maße auszustreuen. Heute, und zwar zuerst und vor Allem, gegen die katholische Kirche; morgen gegen die evangelische Kirche; übermorgen gegen den monarchischen Staat; am vierten Tage gegen den Staat überhaupt und gegen die Gesellschaft — das ist der Weg, den wir aus der Paulskirche hinreichend kennen, den sie auch kennen und immer von neuem verfolgen, sicher, auf diesem Wege immer einige Haufen hinter sich her laufen zu haben.

Eben so ist es die Herzensfreude am Scandal, wenn die Zeitungs- und Artikelschreiber — früher leise, jetzt immer lauter — von einem Conflict zwischen den Regierungen der Staaten, welche die katholische ober-

rheinische Kirchenprovinz bilden, und den Bischöfen dieser Kirchenprovinz, sprechen und schwatzen. Wir unseres Ortes wißen noch zur Zeit von keinem Conflict, glauben aber gerne, daß ein solcher den Revolutionslustigen unserer Tage, die sonst für den Augenblick nicht mehr viel Gelegenheit zum Zanken und Lügen haben, die größte Lust sein würde. Wir billigen die Sprache, in welcher die Bischöfe zu den Regierungen geredet haben, warhaftig nicht, und glauben, daß sie sich durch dieses mit sehr wenig Umsicht gewählte Mittel mancherlei Schwierigkeiten bereitet haben, welche an sich nicht vorhanden waren — aber wer wird aus einer ungeschickten oder immerhin auch unziemlichen Eingabe gleich einen „Conflict“ machen? Das ist zeitungsschreiberisch und professorenmäßig, aber gewis nicht staatsmännisch. Umgekehrt glauben wir, daß die Paragraphen der kurhessischen Verfaßungsurkunde, welche die katholische Kirche berühren, am wenigsten zu dem Unabänderlichen dieser Verfaßung gehören dürften; aber vor einer gemeinschaftlichen Erwägung dieser Dinge auf eigene Hand Neues aufstellen und dadurch sich den Weg der Verständigung mit den betheiligten Regierungen und der katholischen Kirche abzuschneiden, statt anzubahnen — wie das einige katholische Hitzköpfe wol gemeint haben mögen — das wäre noch weniger als unstaatsmännisch.

Wir beklagen es sehr, daß manche katholische Blätter eine bittere nnd feindselige Sprache gegen die evangelische Kirche führen, eine Sprache, welche je

länger desto feindseliger geworden ist — z. B. wird jetzt in einem der gelesensten katholischen Blätter förmlich gegen Grimms Wörterbuch gewarnt, und unbegreiflicher Weise dabei gemeint, ein solches Wörterbuch für die katholische Kirche zu schreiben, sei die Aufgabe der Borromäus-Vereine, gleich als wenn diese Vereine im Besitz der Grimmschen Sprachkenntnis wären; — wir beklagen das sehr, und müßen fast auf den Gedanken kommen, die Erbitterung rühre daher, daß die evangelische Kirche noch immer auf ihren für die allernächste Zukunft prophezeiten gänzlichen Zerfall vergeblich warten läßt, im Gegenteil sich täglich selbst mehr wiederfindet und ihrer selbst bewust wird. Aber das Anstürmen gegen die katholische Kirche und das Verhetzen gegen dieselbe, diese nichtswürdige Scandallust — die haßen wir und verachten sie, und verschmähen jegliche Bundesgenoßenschaft mit diesen Scandalbrüdern. Wir freuen uns aufrichtig des wiederkehrenden Kirchenbewustseins auch in der katholischen Kirche, selbst wenn sie uns, aus Mangel an Erleuchtung, in einzelnen Gliedern heftig und unwürdig befehdet. Wir wißen recht gut, daß es eine oft mehr als bedenkliche Praxis der katholischen Kirchenleitung ist, unaufhörlich gesteigerte äußerliche Ansprüche zu erheben, die Befriedigung derselben zu ihrer Existenz zu rechnen, jede Concession der Regierungen und jeden Protest ihrerseits unbesehens zu einem Recht zu stempeln, und dadurch, unklug genug, auch den Billigsten stutzig und unnachgiebig zu machen; indessen darf dieß,

wenn wir nicht auch scandallustig urteilen wollen, keine Regierung abhalten, der katholischen Kirche diejenige geistige Freiheit zu gewähren, welche ihr als eine Kirche Jesu Christi, unter dessen Kreuz wir allesamt stehen, gebürt.

III.

Vermischtes.

Betrachtungen über Menschen und Menschenleben.

(1849.)

Glück und Unglück sind nicht bloß äußerlich ungleich vertheilt; auch innerlich. Vielen ist es nicht möglich, eine Ungeschicktheit, einen Fehler, den sie begangen haben, zu bemerken, wenigstens zu empfinden, eine Demütigung zu erfahren, wenigstens zu fühlen; kommt so etwas vor — sie stellen sich nur desto breiter und fester hin, und sind dabei immer aufgeräumt, der besten Dinge und bereit, dieselben Sachen noch einmal vorzunehmen, in denen sie sich eben noch blamiert haben. Andere fühlen den geringsten Verstoß, den sie, schon im äußern Leben und gewöhnlichen Verkehr gemacht haben, geschweige denn einen Fehler, den sie begiengen, oder eine Demütigung, die sie erfuhren, und sind darum innerlich stets sorgenvoll, oft unzufrieden, nicht selten aufgeregt und finster gestimmt.

Politisch befähigte Männer oder überhaupt Männer, deren Bestimmung die energische und erfolgreiche Wirksamkeit nach Außen ist, erkennt man daran, daß sie, wenn auch einer bestimten Partei entschieden angehörend, doch den ausschließlichen Verkehr mit der Partei, wenigstens den geselligen, nicht vertragen können, daß ihnen dort die Luft zu dumpf wird, und sie das dringende Bedürfnis fühlen, sich von allerlei Winden anwehen zu laßen. Wer dieß Bedürfnis nicht hat, verrät damit persönliche Schwäche; ehrenwert als Privatperson, wird er niemals ein nur erträglicher öffentlicher Charakter werden, und seine Wirksamkeit nach Außen nur eine sehr untergeordnete sein.

Man sagt, Diejenigen seien die Strengsten gegen Andere, welche die höchsten Anforderungen an sich selbst stellen. Das ist richtig, so weit es auf äußerliche Strenge gegen sich oder Andere geht, z. B. wird ein gegen sich selbst unerbittlicher Soldat auch der strengste militärische Vorgesetzte sein. Unrichtig ist es, insofern die Strenge eine innerliche, am unrichtigsten, insofern sie eine christliche ist; wer sich selbst nach der Strenge des göttlichen Gesetzes richtet, kann dieß nicht, ohne vorher die Schwankungen der menschlichen Seele und deren Schwäche an sich erfahren zu haben, und diese Erfahrung ist dann der nächste Maßstab, den er an Andere anlegt. Er hat gelernt, auf Gott hoffen.

Mit manchen Männern kann man nur Umgang haben, wenn man auch mit deren Frauen und Kindern Umgang hat, und oft noch dazu mit allen Vettern und Basen, Schwägern und Schwägerinnen und deren Kindern, also daß man nicht recht gern gesehen wird, wenn man nicht alle Kinder im ersten, zweiten und dritten Grad der Verwandtschaft bei Namen kennt und die Geschichte ihrer Entwickelung, besonders aber aller ihrer Krankheiten, weiß und wol im Gedächtnis behält. Es hat das, wenn es nicht übertrieben wird und nicht ins Alberne und Affenhafte verfällt, etwas gar Trauliches und Behagliches, und gemahnt einen an die „alte Zeit". Aber es erinnert auch in einem nicht guten Sinne an die alte Zeit, nämlich insofern diese volle und ausgedehnte Familienbehaglichkeit alter Zeit zum sehr großen Theil ein Ausfluß der allgemeinen geistigen Behaglichkeit war, in welcher man sich mit den höchsten und ernsthaftesten Fragen auf das Wolfeilste abfand, um nur „Frieden im Hause" und „seine Ruhe" oder „seinen Schwatz" zu haben. Auch ist in der That unter solchen Umständen ein ernster Verkehr, wie denselben Männer bedürfen, welche für etwas Geistiges einzustehen haben, nicht möglich; er bekommt etwas von der Kaffeegesellschaft und von der Kinderstube. Und das ist in unserer Zeit jedenfalls vom Uebel. Denn die Zeit fordert in jeder Hinsicht die hellste Klarheit und die schärfste Schneide des Männergeistes heraus. Ein Mann aber wird schon geistig stumpf, weich, schlaff, taktlos oder urteilslos oder alles dieß zusammen, wenn er bloß in seiner

Familie lebt und andere Männer nur im Kreiße seiner Familie sieht, wie viel mehr ein solcher, welcher nun gar an den Verkehr in größeren Familienkreißen sich binden läßt.

Es ist bekanntlich der Frauen Art, wenigstens eines gewissen, sehr häufig vorkommenden Frauencharakters, ihre Bekanntschaften, Freundschaften, Zuneigungen sehr schnell abzunutzen und zu verbrauchen. Man wird versucht, unserer Zeit einen in diesem Sinne frauenhaften, einen weibischen Charakter zuzuschreiben, wenn man sieht, mit welcher Schnelligkeit die mit der größten Heftigkeit ergriffenen Dinge in Gesellschaft, Politik, Kunst, Religion von unsern Zeitgenoßen aller Parteien, aller Richtungen vernutzt und aufgezehrt werden. Hängt mit diesem weibischen Charakter übrigens nicht auch die Eitelkeit, die Prunksucht, die Weichlichkeit und vor allem die Feigheit unserer Zeit zusammen?

Man hat den Demokraten unserer Zeit vorgeworfen, daß sie gar kein Gefühl für das Lächerliche und zumal dafür haben, sich selbst lächerlich zu machen. Das Lächerliche aber empfindet man nur, wenn man einen doppelten Standpunkt, einen höheren und einen tieferen, anerkennt. Die Demokratie jedoch, welche diese verschiedenen Standpunkte vernichtet haben will, und sich in ihrer richtigsten Consequenz als unbedingte Anarchie verkündigt hat — wie sollte sie nur noch die

Möglichkeit des Lächerlichen anerkennen? — Man wende uns die „Heiterkeit“ in der Paulskirche nicht ein; wir haben diese Heiterkeit mit unseren Augen gesehen. Einmal lachte die eigentliche Demokratie überhaupt gar nicht, sondern sie wieherte oder brüllte; dieses Wiehern oder Brüllen aber war ferner keineswegs ein Ausdruck der Empfindung des Lächerlichen, sondern eine wild jubelnde Parteizustimmung zu den vermeintlichen Hieben, welche von Seiten der Spaßmacher der Partei (z. B. Vogt, Schlöffel) an die Gegner ausgeteilt wurden. Mit dem Lächerlichen hatte dieß Lachen so wenig zu thun, wie die Witze des Kladderadatsch, des Krakehler und ähnlicher Blätter; — gerade so wenig, wie der wahre Schmerz mit dem Klaggeschrei der gebungenen Todtenweiber zu thun hat.

Glückliche Menschen wißen nicht, wie Unglücklichen zu Mute ist. Reich ausgestattet, äußerlich und innerlich, ist ihnen das Geben und Mitteilen eine natürliche Aeußerung ihres Wesens, eine Art Lebensbedingung, eine Lebensnotwendigkeit, ein Bedürfnis. Nun meinen sie aber, die Unglücklichen und Armen — die, welche äußerlich nichts gewinnen und nicht gedeihen, innerlich fortwährend zu ringen haben und sich nur mit Aufbietung aller Kräfte über Bord erhalten können — müßten in gleicher Weise stets zur Hand sein, um zu geben und mitzuteilen. Darum pumpen sie sie aus mit steten Anforderungen und Zumutungen, mit Dienstleistungen und Aufopferungen bis auf den letzten

Tropfen, und machen ihnen so das ohnehin schon saure Leben noch viel saurer.

Unsere Zeit ist die Zeit der allerentschiedensten Weiberverachtung (denn wo die Emancipation verkündigt wird, da wird eigentlich auch der Harem proclamiert); — natürlich! es fehlt unserer Zeit gerade die vornehmste Tugend des edeln Frauenherzens: die Entsagung, die Fähigkeit, zu entbehren und dennoch zu genießen. Wie können die modernen Männer, welche diese Tugend ein Laster schelten, die Frauen ehren, die doch Frauen nur durch eben diese Tugend sind? — Ist aber nun nicht auf der andern Seite auch zu hoffen, daß gerade Frauen dieses edelsten Charakters Lehrerinnen des, sonst seinem Untergang entgegen eilenden Geschlechts und Retterinnen desselben sein werden?

„Gott bewahre mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich schon selbst schützen" ist ein bekanntes altes Sprichwort, und wird meist von ungeschickten Freunden und Parteigenoßen verstanden, welche der Sache durch unzeitigen Eifer und plumpes Dareinfahren mehr schaden, als sie durch ihre sonstige Parteistellung nützen. Diesen Sinn hat auch das Sprichwort, aber es ist das doch nur die äußere Schale desselben; der Kern des Sinnes ist ein ganz anderer. Wer die Parteien, wie sie zu aller Zeit bestanden haben, religiöse, politische, literarische, näher und mit dem

Auge der eigenen Erfahrung betrachtet, der findet, daß die hervorragenden Glieder dieser Parteien einander weit weniger anerkennen und gelten laßen, als sie selbst von den Gegnern anerkannt werden, und daß die eigentlich persönlichen Gegner für jeden nur einigermaßen bedeutenden Mann in den Reihen der Partei selbst zu suchen sind. Die Massen der Parteien hängen ihren Führern an; die Führer aber, oder die sich für solche halten, laßen einander nicht gelten, und werden dieselben irgendwo nahe zusammengerückt, so verderben sie sich einander ihre Stellung und ihre Wirksamkeit, während dieselbe von den Gegnern niemals verdorben, sondern durch alle feindseligen Angriffe, durch die gelungenen eben so wol wie durch die mislungenen, nur verbeßert und erhöhet wird.

Die Erinnerung an verlebte, dem Herzen wolthuende, geistig reizende Tage und Stunden ist eigentlich nur in der Jugend süß, und nur in der Jugend wird diese Süßigkeit der Erinnerung so vorzugsweise genoßen und ausgebeutet. Nicht darum, als ob es bloß in der Jugend solche Zeiten gäbe; wol aber ist die Jugend durch die Gegenwart selbst viel zu stark in Anspruch genommen, als daß sie eben diese Gegenwart vollständig genießen könnte. Sie lebt, lebt nach allen Seiten, empfindet das Unangenehme des Augenblicks gleich stark wie das Angenehme, sie strebt und hofft mitten im Augenblicke des Glücks und genießt eben darum nicht, sie erlebt den Augenblick, aber

sie erkennt ihn nicht. Erkenntnis und Bewußtsein dessen, was vorhanden war, kommen erst nach den glücklichen Stunden, und darum träumt die Jugend in der Erinnerung und dichtet und singt von der Erinnerung. Das Alter — versteht sich, das mit der Seele noch lebendige Alter — erkennt den Augenblick des psychischen Genußes mit vollem Bewußtsein, und genießt mithin den Moment unvergleichbar viel tiefer, als die Jugend. Die Erinnerung ist dagegen dem Alter nur ein mattes Nachbild, ein Schatten, wogegen dieselbe für die Jugend erst die glühendsten Bilder und brennendsten Farben gewährt.

Allzunahe Bekanntschaft veranlaßt eine ungerechte Beurteilung. Das ist nicht allein gemeint von der Bekanntschaft des Kammerdieners mit seinem Herrn. Gerade diejenigen Flecken, welche bei genauester Bekanntschaft und im Privatleben die größten scheinen, sind oft die kleinsten, wo es auf eine Wirksamkeit nach Außen, z. B. eine politische, eine literarische ankommt, oder sind vielleicht gar, der Welt gegenüber und im öffentlichen Verkehr, Vorzüge. Aber dieß im besondern Falle zu erkennen und zu würdigen, dazu gehört eine Fähigkeit, welche ganz gleich ist der Fähigkeit des Dichters, und auch eben so selten vorkommt, wie diese. Es ist die Fähigkeit, sich den Gegenstand, also hier die Person, in die nötige Ferne zu rücken und ihn unter denselben Gesichtspunkt zu stellen, aus welchem wir die übrigen ferneren Gegenstände betrachten, welche einen

Eindruck auf uns machen. Man braucht eben noch kein Kammerdiener zu sein, um in dem Urteil über Personen in kleinlich ungerechter Weise zu irren, viel öfter irrt man als „Spindelmann, welcher die Gegend recensiert“.

Jung-Stilling sagt einmal von sich selbst: „er sei einer von den Menschen, an welchen niemand gleichgültig vorüber gehen könne; entweder finde er den entschiedensten Haß oder die entschiedenste Liebe“. Solche Menschen sind selten, und namentlich zeigt unsere Zeit gar keine ähnliche Erscheinung. Haß finden wol Viele, und Anerkennung, eine preisende, eine „begeisterte“ Anerkennung Manche — die Liebe fehlt. Wol aber müßen wir für unsere Zeit solche Personen wünschen, und sie werden kommen, in weit schärferem Gepräge, ja warscheinlich mit weit ausgedehnterer Wirksamkeit kommen, als Jung-Stilling. In unserer Zeit würde sich an solchen Personen die Scheidung offenbaren, welcher wir unaufhaltsam entgegen gehen, und die nichts weniger als durch Massen und in Massen, sondern an bestimten Personen und unter deren Führung vollzogen werden wird.

Für manche Menschen liegt ein eigentümlicher und starker Reiz darin, mit Personen zu verkehren, welche in den Grundanschauungen und Lebensrichtungen von ihnen abweichen. Oft ist dieß nichts anderes als Hal-

tungslosigkeit, geistige Unruhe, Leichtsinn und Kitzel der Neugier, und in diesem Falle gehören solche Personen meist zu den Allerbedenklichsten, oft zu den Erbärmlichen und Verächtlichen — sie sind eben Fledermäuse und nichts weiter. Ihre angeblichen Lebensgrundlagen sind angelernte, ihre Parteistellung ist eine gegebene, keine gewordene, wol nicht selten eine erheuchelte und erlogene. Aber die Sache hat auch noch eine andere Seite, und es sind nicht bloß Unsichere und Haltungslose, welche jenen Reiz fühlen. Innerhalb eines bestimten, durch unwandelbare Grundsätze begrenzten Lebenskreißes entwickeln sich naturgemäß bei unverrückt festgehaltener allgemeiner Grundübereinstimmung die oft sehr lästigen Differenzen im Einzelnen, so daß man mit Personen der eigenen Richtung oder Partei nicht selten nur zusammentrifft, um sich zu streiten. Da gewährt es nun Manchen eine gewisse Erquickung, sich mit einem innerlich ganz Fremden zusammenzufinden, um eben troß dieser Fremdheit, troß des wolbewusten Gegensatzes zwischen ihnen und dem Fremden, die noch übrigen gemeinsamen Lebenspunkte herauszufühlen. Dort sind die Wurzeln gemeinsam, und die Wipfel neigen sich nach den verschiedensten Seiten, unvereinbar, auseinander; hier liegen die Wurzeln weit auseinander, die Wipfel aber sind zu einander hingekehrt und streben, sich zu berühren.

Gibt es Menschen, welchen wirklich „die Seele fehlt"? Man gebrauchte diese Redensart in ältern

Zeiten häufig. War sie eine der in jedem Menschenalter auftauchenden unbestimten Phrasen, vermittelst deren man sich mit der unklar erkannten Wirklichkeit auf wolfeile Art abfinden will, oder entspricht ihr in der Menschenwelt etwas Wirkliches? Es wären das, um es an der leiblichen Gestalt zu versinnlichen, Misgeburten, welchen der Kopf unmittelbar auf dem Bauche säße. Es gibt deren wirklich, und wenn ihnen auch die Seele natürlich nicht fehlt, so ist dieselbe doch unverhältnismäßig schwach entwickelt. Es mangelt ihnen an der Fähigkeit des Auffaßens der reinen Gestalt der Dinge, an der Freude an dieser Gestalt ohne Zuthat irgend eines sinnlichen Genußes oder irgend einer sonstigen Tendenz, an der Empfänglichkeit für das Schöne, an dem Sinne für das ganze weite Gebiet der Kunst und für den größten Theil des Gebietes der Wißenschaft. Ihnen sind Musik und Poesie, und nun vollends dramatische Kunst und gar der Tanz nichts anderes, als grobsinnliche Reizmittel, Diener der leiblichen Schwelgerei und der Wollust. Die Einen, bei denen der Bauch stärker entwickelt ist, behandeln deshalb die Kunst auch nur mit lüsterner Gier, wie eine Dirne, die Andern, mit überwiegender Entwickelung des Kopfes, verurteilen sie als eine gemeine Vettel. Jenen ist die Wißenschaft, so weit sie derselben fähig sind, „eine tüchtige Kuh", Diesen ein Mittel der Herschaft und des Hochmutes. Was sich in solchen Menschen an Seele entwickelt zeigt, ist meist nur die Fratze derselben: die häßlichste Seelensünde, der Geiz, welcher eigentlich eine Augenlust ist und weder dem Leibe,

(der Fleischeslust) noch dem Geiste (der Hoffart) angehört.

Wer entwickelt einmal aus den dunkelsten Tiefen des Menschenbewußtseins heraus die Bedeutung der mosaischen Speisegesetze? Abgesehen von den seltsamen Appetiten der Spinnenverzehrer und Maikäferfreßer, von denen die ersteren, so viel ich beobachtet habe, meistens in geistiger Verzerrung, die andern in Trunksucht endigen, gibt es immer Manche, welche Füchse und Ratten gern eßen; nach meiner Erfahrung zugleich Menschen, welche von den Sitten und von dem Verkehr der Welt sich auch sonst fast völlig absonderten, zuweilen solche, welche noch dazu leiblich und geistig ganz herabgekommen waren. Und eine Gesellschaft Pferdefreßer, welche vor einigen Jahren zusammentrat, jetzt aber samt und sonders nach Amerika ausgewandert ist, zeigte sich — bisher wenigstens leiblich umgänglich und vernünftig — von da an als ganz besonders unzugänglich gegen jede nur einigermaßen geistige Berührung, die Meisten als roh, brutal, fast bestialisch. Als ich ein Jahr später einer Versamlung von Deutschkatholiken und Lichtfreunden beiwohnte, wurde ich alsbald und unwillkürlich an den Ton der Stimme und an das Gebahren jener Pferdefleischeßer erinnert, und dieselbe Einnerung tauchte 1848 bei dem ersten Erscheinen der Demokraten mit ihren roten, rollenden Branntweinaugen und ihren wilden Bierstimmen, wieder auf. Das eine wie das andere, das Wesen der Pferdefreßer und der Demokraten, war ja freilich

rohes Gelüste nach dem Fremden und Unbekannten, zügellose Probiersucht; aber es war wol auch mehr, und der Verbindungspunkt liegt noch tiefer.

Wie seltsam ist es doch, daß manche Männer in der Ausbildung ihres Charakters niemals über die Knabenjahre hinaus kommen! Die Welt ist ihnen schlechterdings nur so vorhanden, wie sie sich dieselbe denken, und wo sie es doch, durch gar zu fühlbare Erfahrungen belehrt, anders finden, da „sind sie nicht mehr mit", sie gehen maulend abseits und verkriechen sich oft förmlich und auf die Dauer. Die nächsten Dinge sind ihnen gleichgültig, langweilig oder geradezu unfaßbar, dagegen leben sie immer in Träumen von der Zukunft und bewegen sich in unaufhörlichen Sprüngen nach einem der Mitwelt oft lächerlich erscheinenden Ziele. Mit unverwüstlicher Naivetät und oft noch unverwüstlicherer Grobheit sagen sie einem Jeden, berufen oder unberufen, die „Wahrheit", d. h. ihre Meinung, in der zuweilen in der That ein überraschend richtiger einzelner Punkt sich findet. Auf sich selbst achten sie wenig, und merken oder fühlen Andern geradezu gar nichts ab; sie wollen sehr verständlich und laut mit sich gesprochen haben. Geschieht dieß aber, und zwar so, daß ein Widerspruch oder gar ein Tadel gegen sie laut wird, so sind sie höchlichst empfindlich und oft schwer, zuweilen tödtlich beleidigt. Aber es haftet bei ihnen nicht: wie sie gröblich beleidigen und sich nichts dabei denken, bald also auch wieder nach

gutem Vernehmen streben („erst den Kopf abrupfen und dann lieb haben“ sagen die Kinder), so verzeihen sie meist auch solchen, freilich nur eingebildeten Beleigern ziemlich leicht, und wenn sie es thun, von ganzem Herzen.

Es ist bekanntlich der Knaben Art, und zwar meist während der ungezogensten Periode ihres Knabenalters, jede Weisung, Ermahnung, Züchtigung als einen Ausfluß persönlichen Widerwillens und Haßes aufzunehmen. „Der Lehrer hat mich beleidigt“, „er ist mir gram“ ist in der Schule, „der Vater, die Mutter kann mich nicht leiden“, „er thut alles nur um mich zu ärgern“ ist leider in den Familien eine gewöhnliche Aeußerung einer auf schlimmem Wendepunkte stehenden Seelenstimmung. Bei sehr Vielen befestigt sich nun aber diese Stimmung der Flegeljahre zu bleibender Gesinnung: es gibt nur zu viel Menschen, welche im Innersten ihres Wesens niemals aus dem Zustande böser Buben herauskommen. Wie sie bis in die spätesten Jahre ihres Lebens jede Weisung, durch welche sie sich getroffen fühlen, als Aeußerung persönlichen Aergers oder Haßes auffaßen, so stehen auch ihnen keine andern Waffen zu Gebote, als die der persönlichen Schmähung, der Verdächtigung und — kommt Mangel an äußerer Bildung hinzu — des Schimpfens. Wo diese Zustände jemals allgemein geworden sind, da waren sie stets Zeichen einer fast trostlosen Zerrüttung der Geister, und die Zeiten solcher Gesinnung waren nicht allein Zeiten bubenhafter und kindischer

Gesinnung, sondern auch Zeiten bubenhafter Armseligkeit und kindischer Schwäche.

Sogenannte Freunde — darunter hat man früheren Zeiten die Tischfreunde verstanden, aber es erstreckt sich der Begriff der Scheinfreundschaft weit über den materiellen Genuß hinaus, und bezieht sich in unsern Zeiten sogar wol mehr auf die geistigen Genüße, Vorteile und Schmarotzereien, als auf die leiblichen. So lange ein geistig Begabter etwas zu gewähren hat, benutzt man ihn, läßt ihn arbeiten, sich exponieren, schiebt ihn auch gelegentlich vor — alles mit sehr gnädig wolwollender Miene, wobei man ihn merken läßt, daß er eigentlich nur in untergeordnete Verhältnisse passe, sich überall fein müße vorschreiben laßen, was er zu thun habe, und nur zum Dienste tauglich sei. So wie aber ein solcher Benutzter es müde ist, sich als Diener und Kinderspielzeugverfertiger gebrauchen zu laßen, oder im Sinne der gnädigen Patrone nichts mehr geben kann, vor allem, wenn er es merken läßt, daß er seinen geistigen Tischfreunden doch wol ebenbürtig, wo nicht gar von höherem Range und größeren Mitteln sei, also fort ist alle Vertraulichkeit, alle Freundschaft, ja oft alle Anerkennung zu Ende.

Es gibt Menschen, welche mit der Welt sehr zufrieden sind, nur mit sich selbst nicht; dann auch solche, welche mit der Welt und mit sich selbst sehr wol zu-

frieden sind, ferner solche, welche mit sich selbst sehr wol zufrieden sind, aber mit der Welt nicht; und endlich solche, die weder mit der Welt noch mit sich selbst zufrieden sind. Die ersten sind die reineren und dichterischen Gemüter, und sind sie als Christen durch die heilige Erfahrung ausgebildet, die Vortrefflichsten, leisten aber in weltlichen Verhältnissen selten etwas Bedeutendes. Die Zweiten sind unbefangen und heiter, als Frauen oft im hohen Grade, als Männer wenigstens für den Augenblick fesselnd und liebenswürdig, aber fast durchgängig flach, auf die Dauer unbefriedigend, und die Männer unter ihnen leicht schwach, eitel und sogar albern. Die Dritten, welche mit sich selbst, nicht aber mit der Welt zufrieden sind, sind trockene, prosaische, kritische und dogmatische Geister, oft auch zum weltlichen Regieren, zum Ordnen und Machen trefflich geeignet, aber wenig liebenswürdig, im Umgange sogar oft lästig und widerwärtig. Das Christentum findet bei ihnen am schwersten Eingang und haftet meist nicht. Die Vierten endlich haben den nächsten Beruf zu Propheten und Priestern, zu Zuchtmeistern im höchsten Sinne, ja zu Reformatoren und Weltgebietern. Aber ein vollendeter Charakter dieser Art ist selten, wie die wirklichen Reformatoren selbst. In der gewöhnlichen Erscheinung treten solche Charaktere nur unvollkommen, gleichsam als Embryonen, auf, und spielen nicht selten den Grämlichen, Einsamen, ja sogar den Malcontenten und Haßenden.

Im Vaterunser heißt es: „wie wir vergeben unsern Schuldnern", und es ist gut, daß wir so zu beten haben, nicht aber: wie wir vergeben unsern Feinden. Denn das ist mitunter gar nicht schwer, zuweilen, je nachdem die Feinde sind, sogar ganz leicht; gibt es doch Feinde, und zwar die erklärtesten, erbittertsten, deren Angriffe auf uns nicht einmal eine Gemütsbewegung bei uns hervorzubringen im Stande sind! — Viel schwerer ist es, den Schuldnern zu vergeben, denen nämlich, welche neben uns oder sogar uns nahe stehen, und durch persönliche Verletzungen und Beleidigungen, wozu die eigentlichen Feinde meist gar nicht gelangen, uns im Grunde unserer Seele, in den Tiefen unseres Lebens angreifen. Ohnehin kommen die Angriffe der Feinde meistens nur vereinzelt; diese Verletzungen von Seiten der Nebenstehenden und Nächsten sind perpetuierlich oder wiederholen sich doch nur allzu oft. Da thut das tägliche, das stündliche Gebet um Vergebung der Sünden wie wir den Schuldnern vergeben hoch Not.

Politische Eide.

(1850.)

Der arge Missbrauch, welcher schon seit Menschengedenken mit den Eiden vor den Gerichten, eben von Seiten der Gerichte selbst, ist getrieben worden, und welcher schon selbst aus der Gottesverachtung des vorigen

Jahrhunderts hervorgieng, hat der Misachtung und Mishandlung der Eide überhaupt, und im Ganzen der Gottesleugnung und Gottesverachtung unserer Tage den grösten Vorschub geleistet. Zuletzt ist denn bei uns in Hessen, in ganz richtiger und fast vollständiger Anwendung, oder wie man heute lieber spricht, Ausbeutung der sogenannten Religionsfreiheit oder richtiger Religionslosigkeit durch das bekannte Gesetz vom 29. October 1848 dem Faß ziemlich der Boden ausgestoßen worden. In der Meinung wird der Eid noch eine Zeitlang seine öffentliche Glaubwürdigkeit behalten, während sie ihm in der Sache durch das Gesetz bereits genommen ist; aber auch die Meinung wird nur noch eine Zeitlang dauern; der Eid wird im Handel und Wandel gar nicht mehr gelten, und es wird in nicht allzu langer Zeit ohne Zweifel nötig sein, den gerichtlichen Eid gesetzlich aufzuheben.

Mit dem politischen Eide sind wir schon ziemlich so weit; er hat schon in der Meinung keine Glaubwürdigkeit und fast gar keine Gültigkeit mehr, und wird vielleicht in Kurzem gänzlich abgeschafft werden. Daran sind in Hessen vor allem die Franzosenzeiten schuld; die Thorheiten und Tollheiten der Jahre 1848 und 1849 aber haben ihn überall in Miscredit gebracht und schon jetzt beinahe unmöglich gemacht.

Aber es hat auch mit dem politischen Eide seinen besondern Haken. Eine gewisse Art von politischen Eiden ist in guter Ordnung, wie die Huldigungseide, womit ich dem Landesherrn oder auch noch dazu seinem Hause, der regierenden Familie, Treue angelobe,

die Fahneneide, mit welchen der Soldat seinem Kriegsherrn Gehorsam u. s. w. verspricht. Da weiß ich, was ich zu thun habe, und weiß, daß ich diesen Eid einer bestimten Person als Gelöbnißeid, als Erfüllungseid, abgelegt habe. Er gilt dieser bestimten Person, und nur ihr gegenüber, und sie kann mich eben dieses Eides auch wieder entbinden, wie ja geschieht, wenn der Soldat aus dem Dienste tritt, ein Unterthan aus dem Unterthanen-Verband entlaßen wird, ein Staatsdiener aus dem Dienst des einen Landes in den des andern übergeht u. s. w.

So lange die politischen Eide so verlangt und so geleistet werden, läßt sich nichts gegen dieselben sagen. Aber wenn es heißt: „es soll eine Verfaßung beschworen werden", wie davon im Frühjahr 1849 bei Gelegenheit der Reichsverfaßung so großer Lärm gemacht wurde, so ist das einmal erbärmlicher Unsinn, und zweitens Leichtfertigkeit im Eidschwur, Unehrlichkeit, Spott und Hohn auf Gott, und also erklärte und offene Gottlosigkeit. Und dieß sind denn doch die eigentlichen politischen Eide.

Unsinn ist ein solches Verfaßungsbeschwören, weil, wie das bei der weiland Reichsverfaßung auch der Unverständigste einsehen konnte, der bei weiten gröste Theil dieser Verfaßung den Einzelnen gar nichts angeht; ich habe für meine Person sie weder zu halten, noch kann ich möglicherweise etwas gegen sie unternehmen. Also könnte ein Eid auf eine solche Verfaßung nur bedeuten: ich solle und wolle sie halten, so weit sie mich angehe. Das ist aber ein halber

Eid, der noch viel haltloser und sinnloser ist, als die sogenannten Glaubenseide, mit denen auch gar oft ein lästerliches Spiel ist getrieben worden. Da kann ich am Ende nach meinem Belieben ab und zu thun, wie viel oder wie wenig von der Verfaßung mich angehen soll. Ein solcher, hinsichtlich seiner Erfüllung auf das Belieben und die Willkür gestellter Eid aber mag sich mit einem Demokraten- oder Halbdemokraten-Gewißen, mit einem deutschkatholischen oder lichtfreundlichen Gewißen vertragen — mit einem christlichen Gewißen verträgt er sich nun und nimmermehr. Ich kann nur Dinge beschwören, die ganz und gar in meinen Händen liegen; Fremdartiges, Unwahrscheinliches, Unmögliches zu beschwören, ist Unsinn, und Unsinn zu beschwören, ist gewißenlos. Noch ärger wird der Unsinn, wenn man bedenkt, daß in solchen Verfaßungen, wie die neumodischen sämtlich, eine Menge allgemeiner Sätze, sogenannter Principien, enthalten sind, wovon namentlich die Grundrechte wimmeln. Das ist gerade so, als wenn ich beschwören sollte: „die Sonne ist ein dunkler Körper mit einer Lichtatmosphäre". Morgen am Tage kann ichs anders und beßer wißen, und mein Eid ist eine Narretei und eine Eid-Narretei ist eine Gotteslästerung.

Sodann aber: wem leiste ich eigentlich einen solchen politischen Eid, einen solchen Eid auf eine Verfaßung? Der Verfaßung selbst warhaftig nicht, denn die ist ein Stück Papier und ein Gedankending oder doch nicht mehr als ein lebloses Institut. Zwar hat es halbverrückte Menschen gegeben, welche „dem Gesetz"

einen Eid geleistet haben wollten, gleich als wäre das Gesetz ein leibhaftiges Wesen, wie man denn auch mit dem „Gesetz" viel abgöttischen Spuk treibt und z. B. die Eheleute „in des Gesetzes Namen" zusammengibt. Aber wer nicht leichtfertig mit dem Eide spielen will, der leistet weder einem Gesetze noch einer Verfaßung einen Eid, sonst kann er sich auch den ersten besten Baum im Walde aussuchen, um ihm einen Eid zu leisten, oder den Ofen in seiner Stube. Vielleicht leiste ich den Eid aber „dem Volke"? So lautete es in vielen Gut- und Blut-Adressen im vorigen Frühjahr. Wer ist denn aber dießmal das „Volk"? Das sind dießmal alle die, welche eben so wenig, wie ich selbst, bei der ganzen Verfaßung beteiligt sind, welche so wenig und so viel wie ich den Beruf, die Kraft, den Willen und die Lust haben, über der „Aufrechthaltung" dieser Verfaßung zu wachen, welche gerade so viel und gerade so wenig wie ich sagen können, ob sie noch morgen dieselben Gedanken von der Verfaßung haben, wie heute. Also leiste ich zuletzt eigentlich den Eid mir selbst. Das ist aber nicht allein Leichtfertigkeit, nicht recht zu wißen, wem man den Eid ablegt, und am Ende sich selbst zugleich als Eidesabnehmer und Eidesleister zu betrachten, sondern das ist auch Unehrlichkeit, denn ich spreche zwar den Eid aus, denke aber dabei, „was draus werden soll, das mag die Verfaßung, oder das Gesetz, oder das Volk wißen, ich weiß es nicht". Das ist ein Stückchen von den ehedem so viel und mit so großem Recht geschmäheten Jesuiteneiden, wo man den Worten einen erklärenden

Beisatz in Gedanken zufügte, um sein Gewißen zufrieden zu stellen und seine Zwecke oder Zweckchen zu erreichen. Gerade so jesuitisch aber meinten es im letzten Frühjahr die Demokraten; „schwört ihr nur! dachten sie, schwört ihr nur! hernach soll sichs schon finden, wem ihr eigentlich geschworen habt" — d. h. nicht der Reichsverfaßung, sondern dem allgemeinen Schnapskrawall, allgemeine deutsche Republik genannt, wozu die Reichsverfaßung nur das Mittel ist. Das ist nun der ärgste Hohn und Spott, der mit dem Namen und der Anrufung Gottes wol getrieben werden kann, und es war deshalb ein guter Kniff von den neumodigen Jesuiten, den Demokraten, daß sie uns allesamt durch eine solche Eidesleistung in ihre Gottesverachtung und Gotteslästerung mit verwickeln wollten.

Nein! nur die ordentliche Obrigkeit kann mir einen Eid abverlangen, und ihr leiste ich den Eid. Sie hat allein den Beruf, über meinem Eide zu wachen und allein die Macht, mich von demselben wieder zu entbinden. Unsere ordentliche Obrigkeit aber ist nur Eine, und das ist der Landesherr. In seinem Namen fordern uns die Behörden, auch die richterlichen, vollends aber die verwaltenden, den Eid ab, und ihm sind wir für den Eid verantwortlich. Umgekehrt aber trägt er auch die Verantwortung für unsern Eid. Und solche Träger des Eides muß es überall, muß es insbesondere für alle politischen Eide geben, oder der politische Eid ist nicht nur nichts, sondern eine gotteslästerliche Fratze. Darum hielt man in alten Zeiten dem Schwörenden den Gerichtsstab als

Sinnbild der Königsgewalt vor, auf welchen er den Eid ableistete. So muß es auch noch immer gehen, so lange Eide, und zumal so lange politische Eide geleistet werden. Wenn der Landesherr von uns einen politischen Eid verlangt, so leisten wir denselben ihm, und keinem Andern, ihm, auf seine Verantwortung, die er vor Gott trägt. Ob dieser Eid angemeßen sei oder nicht, das ist seine Sache, zu beurteilen, seine Sache ist es auch, von dem Eide wieder zu entbinden. Unser aller Gewißen liegen auf seinem Herzen. Dazu gehört ein festes und starkes und ein warhaft landesväterliches Herz, welches vorsichtig mit den Eiden und folglich mit den Gewißen der Landeskinder umgeht. Zu dieser Vorsicht gehört nun vor allen andern Dingen, daß mit den politischen Eiden gar sehr sparsam verfahren werde, und daß in dem Gegenstande des Eides niemals eine Veränderung vorgenommen werde, ohne ausdrückliche Entlaßung von dem Eide in diesem Punkte auszusprechen. So haben wir Hessen z. B. die Verfaßung vom 5. Januar 1831 beschworen, und diesen Eid dem Kurfürsten geleistet. An die Veränderungen, welche im Jahre 1848 mit dieser Verfaßung, und zwar in den allerwichtigsten Dingen, vorgenommen wurden, mußte, wenn wirklich gewißenhaft verfahren und die Heiligkeit des Eides im Lande aufrecht erhalten werden sollte, Seitens unseres Kurfürsten eine ausdrückliche Entlaßung von dem Verfaßungseide in diesen Punkten geknüpft sein. Eine stillschweigende Entlaßung ist zwar nicht gerade unwirksam, aber sie

zerstört die Heiligkeit des Eides und dient dazu, den politischen Eid nachgerade unmöglich zu machen.

Ist es nun möglich, die politischen Eide, die Verfaßungseide und was dahin gehört, auf das richtige persönliche Verhältnis zu dem Eidesabnehmer, dem Landesherrn zurückzuführen und dabei fest zu halten, so haben sie noch guten Fug und gutes Recht und werden es behalten. Aber auch nur in diesem Falle. Sagt man uns dagegen: das sei doch nicht mehr möglich (wir für unser Theil glauben zwar, daß es noch recht gut möglich sei), dann bleibt nichts übrig, als alle politischen Eide ohne Unterschied aufzuheben. Wohin das aber möglicher Weise führen könne — davon haben wir hier nicht zu handeln.

Indes, wenn nun ein Landesherr selbst einen politischen Eid ablegt, wie ist es denn da? wie z. B. vor Kurzem der König von Preußen die neue preußische Verfaßung beschworen hat?

Alle, welche es noch mit dem Eide ernstlich nehmen, haben diesen Eidschwur des Königs beklagt, und diejenigen, denen der Eid eine Handlung ist, bei welcher ihre Seligkeit auf dem Spiele steht, sind durch denselben erschreckt worden. Zunächst schon darum, weil dieser Eidschwur, ohne Hehl gesagt, von denen verlangt wurde, welche selbst nicht an den Eid glauben. Sie wollen den König gebunden haben, das ist es und nichts anderes, gebunden durch die ihnen wolbekannte fromme Gewißenhaftigkeit seiner Seele. Ueber die Verfaßung hinaus gehen in ihrem Sinn, das mag immerhin der König thun, darum

wird keine Lippe gerührt und kein Finger bewegt werden — doch nein, es würde das allerdings geschehen: lauter Jubel und Händeklatschen würde einen solchen Eidbruch des Königs begleiten; aber darüber hinaus gehen in einem andern Sinne als dem ihrigen — das und nur das würde in ihrem Munde „fluchwürdiger" Eidbruch sein, und einem zweiten 18. Merz sähe man dann noch weit gemütlicher zu, als dem 18. Merz 1848.

Aber auch abgesehen davon; unser Urteil über den politischen Königseid ist aus denselben Gründen kein anderes, als das, was wir über den politischen Eid der Unterthanen gefällt haben. Was hat der König beschworen? Etwas, was er ganz in seiner Hand hat? Oder nicht vielmehr etwas, welches der mannigfachsten Deutung, Auslegung und Ausbildung fähig ist? Haben wir es denn nicht gleich am Tage nach der königlichen Eidesleistung gesehen, daß in der ersten Kammer des preußischen Landtages die Parteien sich gegenseitig „Verfaßungsbruch" ins Gesicht warfen? Und soll denn nicht die preußische Verfaßung selbst in Erfurt noch einmal über die Schmelzkohlen gezogen werden? Gilt für diese Erfurt-Berliner Verfaßung der Eid des Königs zum Voraus, oder nicht? Und wenn das erstere, wie die Welt, die vom Eide nichts weiß, consequenter Weise behaupten muß, ist denn dieß nicht ein Eid mit Vorbehalten?

Und dann: wem hat der König geschworen? Dem Volke? wer ist das Volk? hat er jedem Einzelnen oder jeder politischen Partei geschworen, daß ihn jeder auf

Eidbruch belangen oder umgekehrt jeder seines Eides entbinden kann? Das nicht, sagt man, und hält unsere Frage für albern. Sie ist es doch nicht. Es bleiben nur zwei Dinge übrig: entweder ist wirklich die große unterschiedlose Masse der Träger des königlichen Eides, oder deren zufällige Vertreter, die Kammern, sind die Träger; — in den Kammern selbst aber die Majoritäten. So ist es auch in der That. Die Kammermajorität ist Richterin über den königlichen Eid geworden, damit aber ist auch die Monarchie in Preußen gebrochen, oder — der Eid ist eine Formalität, ein Spiel.

Wo hinaus in dieser furchtbaren Entscheidung? Links das Königsgewißen und rechts das Christengewißen; links der Untergang und rechts das Verderben. — Nein, ein Monarch soll noch viel weniger einen politischen Eid schwören in unserer Zeit der Verwirrung, als ein Unterthan.

Der unsittliche Staat.

(1850.)

Das ist bekanntlich einer von den Trümpfen, den die gelehrten Demokraten d. h. diejenigen welche in den Büchern und Zeitungen Krawall machen, seit einer ziemlichen Reihe von Jahren ausgespielt haben. Ein Färbchen muß ja jeder Sache, auch dem Lumpenregiment und der Diebsherschaft, angestrichen werden, sonst

gilt sie nicht in unserer Zeit der Redensarten, der Zeitungsschreiberei und des Büchermachens, selbst nicht einmal die Demokratie, obgleich die Herren Gaßendemokraten, wenn sie auch die Redensarten vom „unsittlichen Staate" getreulich nachplapperten, welche ihnen ihre Häupter, z. B. die Bürger Ruge oder Bayrhoffer, vorsprachen, sich gerade nicht allzuviel aus dieser Weisheit machten, und nur so viel davon verstanden, daß es unsittlich sei, aus dem Bierhaus zu bleiben, Fenster und Thüren der „Reactionäre" ganz zu laßen, und Eigentum zu haben (Nota bene: solches Eigentum, welches der Demokrat nicht selbst, sondern was ein Anderer hat), sittlich aber, müßig zu gehen und zu trinken, Lärm und Unfug zu machen so viel wie möglich und sich dafür bezalen zu laßen so viel wie möglich, auch wol einen Lichnowsky und ähnliche Volksfeinde ein wenig abzumucken. Eigentlich freilich meinten die gelehrten Demokraten es auch nicht viel anders, denn sie nannten den Staat darum unsittlich, weil wie der Bürger Karl Theodor Bayrhoffer sich ausdrückt, die reine Menschlichkeit und die freie Persönlichkeit des Einzelnen in dem alten Staate nicht zur Erscheinung kommen könne (d. h. daß nicht Jeder thun dürfe, was ihn gelüstet,) oder wie Bürger Ludwig Simon von Trier sich etwas deutlicher ausdrückte, weil die reine blanke Anarchie im bisherigen Staate nicht zur Herschaft zu gelangen im Stande sei.

Aber wie es geht, und wie wir schon oft gesagt haben: die Demokraten sind wie die Geier, welche das Aas, und wie die Dungkäfer, welche den Mist wittern,

auf weite Strecken hinaus wittern; das Verkehrte und Schlechte riechen sie recht gut heraus, und ein einziger Demokrat riecht es viel beßer als alle unsere „Liberalen“ oder „Constitutionellen,“ wenn man sie auf einen Haufen bringen könnte, zusammen es riechen würden, denn diese Leute, die nur vier Sinne haben, indem ihnen der Geruch gänzlich fehlt, sind nur darüber aus, es immer schlimmer, immer fauler und stinkender im Staate zu machen, bis endlich alles aus einander fällt und den Geiern und Roskäfern zur willkommenen Speise wird. So ist es auch mit der Redensart „vom unsittlichen Staate,“ die wir zur Ueberschrift gebraucht haben. Daß etwas daran ist, hat seine vollkommene Richtigkeit, nur freilich wollen die Demokraten nicht mit des lebendigen Gottes heiligen Kräften, sondern mit des freilich auch lebendigen Teufels höllischen Mächten dem Uebel abhelfen, also des Satans Reich durch Beelzebub zerstören und statt des einen ausgetriebenen bösen Geistes sieben weit schlimmere unsaubere Geister herein führen, daß es siebenmal ärger werde, denn zuvor.

Daß es im Staate seit langen Jahren in manchen Stücken nicht nur nicht nach Gottes Wort sondern auch nicht einmal nach guter deutscher Art und Sitte hergegangen ist, und daß vieles was mit dem deutschen Blut und Gemüt nicht stimmt (das ists, was man im eigentlichen Sinn „unsittlich“ nennt) und mit Gottes Gesetz vollends nicht zu vereinbaren, also ungöttlich und unchristlich ist (das nennt man auch, wiewol im uneigentlichen Sinne, „unsittlich,“) einge-

führt worden sei, kann Niemand, der noch ein deutsches Herz in der Brust und in dem deutschen Herzen christliche Gottesfurcht hegt, in Abrede stellen. Dahin gehört zum Beispiel der immer mehr eingerißene und von den Behörden wenigstens durch Unverstand und Schlaffheit begünstigte Leichtsinn in dem Gebrauch der Ablegung und Abnahme des Eides. Dahin gehört die Gelindigkeit, mit welcher man die schon von der deutschen Sitte unserer heidnischen Vorväter bis in den Abgrund verurteilten Vergehen der Unkeuschheit jeder Art seit nunmehr hundert Jahren zu behandeln angefangen hat und in immerfort steigender Schlaffheit und Gleichgültigkeit zu behandeln fortfährt, so daß für viele Vergehen dieser Art (Hurerei u. dgl.) gar keine Strafe mehr vorhanden ist, für andere (Ehebruch, Blutschande, Sodomiterei) eine Strafe, welche so viel oder mitunter noch weniger ist als gar keine Strafe. Denn zu gelind strafen, macht das Uebel weit ärger, als wenn man gar nicht straft, weil dadurch nicht allein das Vergehen, sondern die Strafe selbst und sogar die Gerechtigkeit in Geringschätzung und Verachtung verfällt. Eben so verhält es sich mit dem falschen Zeugnis, auf welches, wie uns dergleichen Beispiele bekannt sind, lächerlich geringe Strafen erfolgt sind, mit dem Todschlag und sogar mit dem Morde.

Wie verträgt sich mit dieser in der That völlig „unsittlichen" weil undeutschen und zugleich unchristlichen Gelindigkeit, Schlaffheit und Schwäche die unsinnige Strenge, welche man in andern, freilich auch

strafbaren, aber doch unvergleichbar weniger strafbaren Fällen anwendet? Wie vertragen sich damit die Prügel, die man (freilich jetzt nicht mehr, aber doch vor nicht allzulanger Zeit) einem armen bettelnden Handwerksburschen reichte, daß einem, der das Geschrei des Unglücklichen hörte, die Galle bis in den Mund stieg, und man die Zähne zusammenbeißen mußte, um nicht loszubrechen? Und dieselben Behörden, welche diese Prügel reichen ließen, ja dieselben Personen begünstigten zu derselben Zeit die Hurenwirtschaften auf das Angelegentlichste. Nun wird freilich, wie gesagt, heut zu Tage in einem solchen Fall nicht mehr geprügelt, aber ein armer Bettler (und zu Zeiten gibt es doch wirkliche Notbettler, so wenig wir auch der Bettelei das Wort zu reden gemeint sind) wird im zweiten Betretungsfall härter bestraft, als mancher falsche Zeuge, im dritten etwa so streng wie ein Meineidiger und Ehebrecher oder gar wie eine Kindsmörderin. Für den Bettler gibt es nämlich keine Entschuldigungen, für Meineid, Ehebruch und Kindsmord aber werden sie aus allen Ecken herbeigesucht und sollte man sie aus dem Kehricht der Nichtsnutzigkeit herbeifegen. Und so gibt es eine Menge bloßer Polizeivergehen, welche in dem Grad der Strafe eigentlichen Vergehen gegen die menschliche Gesellschaft und gegen Gottes Wort schon längst vollkommen gleich gestellt wurden und noch jetzt gleichgestellt, sogar heutiges Tages hoch darüber hinaus gerückt werden, ja die eine weit schlimmere Herabwürdigung des Gestraften zur Folge hatten, als wenn er gehurt, die Ehe gebrochen

oder todtgeschlagen hätte. Sogar auf demselben Gebiete der Vergehen waren und sind die Strafen „ungleich," wie man mit einem gelinderen Worte das Ungerechte nennt. Denke man nur an die Strafe für eigentliche Diebstähle und an die Strafen für Holzfrevel!

In diesem Sinne sprechen auch wir, so gut wie die Demokraten, alles Ernstes von einem „unsittlichen Staate." Aber der Unterschied ist der: die Demokraten wollen nun alles göttliche Gesetz und Recht dem Boden gleich gemacht haben, weil, wie sie meinen, es doch keine Wahrheit mehr habe und keine Wahrheit mehr sei, wir aber wollen, daß das göttliche Recht und Gesetz, dessen volle Strenge, in Eid und Zeugnis, in Keuschheit und in Achtung gegen Eigentum und Leben, für uns eine volle lebendige Wahrheit ist, in seiner Majestät und Herrlichkeit wieder hergestellt und in seinen unbedingt höheren Rang über alle menschlichen Rechte und Gesetze wieder eingesetzt werde. Die Demokraten wollen dem unsittlichen Staate abhelfen durch Vernichtung desselben, und wir durch Heilung der Gemüter; sie durch den Haß und die Zerstörung, wir durch die Christusliebe, den Gottesfrieden, das Gebet und die Bekehrung.

Vom Eide, und insbesondere vom Widerstreit zwischen zwei Eiden.

(1850.)

Für ein in der That einfaches Gemüt, für einen warhaft frommen Sinn ist es gar keine Frage und

bedarf keiner Untersuchung, ob es für eine und dieselbe Person zwei wirkliche, „gleich berechtigte,“ gleich gültige Eide geben könne, welche einander widersprechen. Ein einfaches, treues und frommes Herz antwortet mit der vollen Klarheit und der vollen Festigkeit der Kindereinfalt ohne Besinnen: Nein. Aber diese Einfachheit und diese das Rechte überall mit sicherm Instinct treffende Frömmigkeit darf man jetzt nicht allgemein voraussetzen; die Reflexion, der Calcül, und überhaupt die Kritik mit ihren oft nur allzu genau berechneten Tendenzen haben einen viel zu breiten Boden auch bei denen gewonnen, welche ihrem Lebensberufe gemäß eigentlich ganz und gar nicht auf Reflexion, Calcül und Kritik angewiesen sind. Es erwächst daraus nicht eben notwendig ein Vorwurf — Viele haben in ihrem gesamten Bildungsgange nie von etwas anderem gehört, als von den noch dazu verflachten Resultaten der modernen Reflexion; aber für Diejenigen, welche auf gar keine anderen Stimmen hören wollen, wenn ihnen dieselben auch noch so nahe kommen, erwächst dennoch ein Vorwurf schwerster Art aus ihrem absichtlichen Verharren in der künstlichen und verkünstelten, allem wahren Leben abgewendeten Cultur der Neuzeit.

Zu dieser Cultur der Neuzeit gehört denn auch die oberflächliche und genau genommen nicht allein irreligiöse, sondern gottlose, ja gotteslästerliche Ansicht vom Eide, wie dieselbe bereits seit mehr als einem Menschenalter in den Regionen herscht, welche von dem christlichen Leben sich abgewendet haben oder keine Notiz

nehmen. Nach dieser Ansicht ist der Eid eigentlich nichts anderes, als eine „unter Anrufung Gottes" gethane Aussage, als ein mit gewissen Ceremonien abgelegter und dadurch möglichst bindend, ja gewissermaßen unwiderruflich gemachtes menschliches Versprechen. Eid und Ehrenwort haben bei Vielen nicht allein gleich gestanden, sondern in den menschlichen Verhältnissen hat gar nicht selten das Ehrenwort die erste Stelle behauptet. Nun ist schon eine zwischen Mensch und Mensch gethane Aussage nicht ganz von der Möglichkeit ausgeschloßen, mit einer andern Aussage in Conflict zu kommen. Ein menschliches Versprechen aber ist vollends von Natur der Art, daß dasselbe mit einem andern, früher oder später bei veränderten Verhältnissen, oder nur bei veränderter Ansicht von den Verhältnissen, gegebenen Versprechen in Widerstreit kommen kann. Welches von beiden Versprechen das bindendere sei, hängt im Falle des ernstlich gewordenen Conflictes allerdings von der Erwägung der Verhältnisse und Verpflichtung, auch wol von der Berechnung der Folgen ab. Beide Versprechen aber sind freilich und bleiben *Versprechen*, jedes für sich betrachtet eben so gültig wie das andere. Genau so sieht man auch den Eid an.

Aber der Eid ist *wesentlich*, nicht blos graduell, von menschlicher Aussage und menschlichen Versprechen verschieden. *Er bezieht sich nicht zunächst auf das Verhältnis zwischen Menschen und Menschen und nur nebenbei und hinterher, der größeren weltlichen Sicherheit wegen, auf*

Gott, sondern er geht aus dem Leben mit Gott und für Gott unmittelbar hervor, und wendet dieses Verhältnis zu Gott nur auf menschliche Dinge an. Nur wer von Gott ganz erfüllt ist, wer es in allen Adern fühlt, in jedem Augenblicke fühlt, daß er in Gott „webt, lebt und ist“, nur der vermag einen wirklichen Eid zu leisten, wie er in der heiligen Schrift vorausgesetzt wird.*) Nur wer den warhaftigen, persönlichen Gott, und zwar nicht einen warhaftigen, persönlichen Gott, sondern den Einen, welcher derselbe über Abraham und dessen Volk, derselbe in Christus, derselbe auch in Ewigkeit ist, außer sich und über sich anerkennt, nur der schwört einen rechten Eid; nur der schwört einen rechten Eid, welcher nach der Seligkeit in Christus, ohne welchen ich den Vater nicht sehe, geschweige denn habe, aus allen Kräften seiner Seele verlangt.

An diesen Gott über sich, an diese, nicht zu erwerbende, sondern ihm gegebene und nur angenommene, ergriffene Seligkeit knüpft der Schwörende ein bestimtes menschliches Verhältnis, eine Aussage oder ein Versprechen.

Daraus ergibt sich leicht, daß ein Eid nicht willkürlich, aus eigenem freien Antriebe, sondern nur auf

*) Der Stärkung und Erhebung dieses Lebens der Frömmigkeit (nicht der Kenntnis vom Eide und der „Einsicht“ in dessen „Bedeutung“) diente denn auch die Eidesbelehrung durch die Geistlichen, welche freilich consequenter Weise, da mit unserm constitutionellen Formen- und Formel-Leben ein warhaftes Leben der Frömmigkeit sich allerdings nicht verträgt, abgeschafft worden ist.



eine Auctorität hin, als ein abverlangter und auferlegter, einem Träger des Eides gegenüber, abgelegt werden kann — wie das auch bis auf die neue, leichtfertige Zeit herab allgemein anerkannt war: niemand trug und trägt die Verantwortlichkeit für den Eid ganz allein, was man in der älteren Zeit sogar mit solcher Stärke fühlte, daß man zu dem Eide sogenannte Eideshelfer hinzuzog.

Aber die eigne Verantwortlichkeit ist allerdings so schwer, daß ein Eid im wahren Sinne des Wortes niemals geschworen werden kann, wo die Verhältnisse, welche beschworen werden sollen, nicht in der vollkommensten Klarheit vorliegen, wo nicht die unbedingteste Zweifellosigkeit obwaltet, und vor allem, wo das, was ich beschwören soll, nicht mit heller Uebersichtlichkeit ganz innerhalb des Kreißes meiner eignen Competenz fällt. Ich stehe mit meinem ganzen Gottesleben, mit meiner Seligkeit ein, also muß auch das zu Beschwörende ganz mein Eigentum, ganz meiner Disposition anheimgegeben sein.

Daß man diese beiden Punkte in der neueren Zeit, wo der Eid nichts mehr sein sollte, als die Abgabe und Bekräftigung einer ganz gewöhnlichen Aussage, eines alltäglichen Versprechens — aus den Augen verloren hat, trägt viel Schuld an den Zweifeln, welche hinsichtlich des Eides, zumal des sogenannten politischen Eides, aufgetaucht sind, und wir haben deshalb schon vorlängst unsere schweren religiösen Bedenken, welche wir gegen politische Eide hegen, in diesen Blättern ausgesprochen.

Doch ändert dieß an dem Punkte nichts, welchen wir hier zunächst in das Auge zu faßen haben. Es ergibt sich nämlich ferner aus der von uns angedeuteten Natur des Eides, daß durch die Einheit des religiösen Bewußtseins, wie dasselbe für den wahren Eid unerläßlich ist, auch die Einheit der beschworenen Aussage oder Zusage bedingt wird. Es ist dieß ehedem so allgemein zugestanden worden, daß noch heute der tiefste und berechtigtste Unwille sich gegen einen „Eid mit Vorbehalten“ richtet. Ein Eid aber, welcher, nur möglicher Weise, durch einen andern Eid, früheren oder späteren, bedingt, beschränkt, theilweise aufgehoben und modificiert werden kann, ohne daß eine förmliche Entbindung von dem ersten Eide Statt gefunden hat, ist durchaus nichts anderes, als ein Eid mit Vorbehalten. Bei dem Declarationseide versteht es sich auch gar leicht von selbst: wird heute diese Aussage beschworen, morgen eine, wenn auch nur unwesentlich andere, so ist das nicht einen Augenblick zweifelhaft: einer von beiden Eiden ist ein Meineid. Ein Erfüllungseid ist aber in religiöser Hinsicht genau dasselbe, was ein Declarationseid ist — auf den zeitlichen Gegenstand kommt es bei dem Eide nimmermehr an — und so ist von zwei einander widersprechenden Erfüllungseiden eben so wol der eine notwendig ein Meineid, notwendig ungültig, null und nichtig; — aber freilich zum Allermindesten leichtsinnig geschworen, also des schwersten Urteils vor Gott gewärtig. Ein leichtsinniger Eid, wenn er falsch befunden wird, ist nämlich in religiöser Hinsicht ebenwol ein Meineid,

wenn auch die juristische Beurteilung eines solchen Falles natürlich milder ist, als die des Meineids im engeren Sinne.

Wenn ich also einen Erfüllungseid ablege, so muß meine Seele hell und klar zugleich auf meinen Herrn und Gott und die von ihm aus Gnaden mir geschenkte Seligkeit und eben so hell und klar zugleich auf den Gegenstand meines Eidschwurs gerichtet sein: Beides muß ich in einem und demselben Gedanken, in einem und demselben Gefühle, mit einem Worte: in einem Glauben zusammenfaßen können. Das Eine muß mir vollkommen so gewis, so unwandelbar sein, wie das Andere: wie ich an Gott und an dem Herrn Christus und an meiner Seligkeit nicht ein Titelchen ändern kann, so kann ich auch an dem Gegenstande meines Eides nicht ein Titelchen ändern. Gäbe ich das Letztere zu, so würde ich auch das Erstere zugeben; wäre mir mein Versprechen irgend zweifelhaft, irgend der Unerfüllbarkeit ausgesetzt — so wäre mir eben darum Gott selbst und mein Herr Christus zweifelhaft, meine eigene Seligkeit der Unerfüllbarkeit Preis gegeben.

Läge also wirklich in Zeiten der allertiefsten religiösen Versunkenheit, in Zeiten der wüstesten Verwilderung der Fall vor, daß zwei einander thatsächlich widersprechende Eide geschworen worden wären, und das christliche Gewißen erwachte über diesem Gräuel, dann wäre nicht die Frage die: welchen von beiden, als „gleichberechtigt," als gültig anzuerkennenden, Eiden habe ich zu erfüllen? welchen zu verletzen? Das wäre eine Frage, welche allerdings vollkommen

unlösbar sein würde und nur mit der Zerrüttung der Seele beantwortet werden könnte — es wäre eine Frage des Wahnsinns und des Selbstmords. Ich würde entweder zwei Göttern oder mit zwei Seelen geschworen haben. In diesem Fall würde der unlösbare Conflict bereits in dem Ausschwören dieser Eide selbst liegen, nicht aber erst bei der Frage nach der Erfüllbarkeit dieser Eide, im concreten Falle, heranrücken. Man kann sich diesem Conflict also auch nicht dadurch entziehen, daß man beide unerfüllt läßt und dem concreten Conflict den Rücken kehrt. Der Widerstreit war vor dem Eintritte des concreten Falles im vollesten Umfange vorhanden und bleibt vorhanden, wenn man auch nach Straußenart den Kopf im Busche verbirgt.

Die Frage würde vielmehr die sein: sind beide Eide Meineide und unerfüllbar? — gleichfalls eine Frage des tiefsten Entsetzens, indes, mit Hinblick auf Gottes Barmherzigkeit nicht für völlig unlösbar zu halten; — oder aber: ist einer der beiden Eide ein rechter Eid, und der andere ein Meineid, ein nichtiger? Immer wieder eine Frage des Schreckens und der Angst, aber eine Frage, welche durch christliche Buße lösbar ist.

Endlich aber bleibt noch eine Frage übrig, und zwar die leichteste, wenn gleich auch sie die ernsteste Demütigung vor Gott erfordert, ist es nicht in manchen Fällen nur eine unselige Teuschung, einen Widerstreit der Eide anzunehmen?

Diese Frage pflegt da vorzukommen, wo, wie bei

dem Militär, dem Landesherrn (zumal als obersten Kriegsherrn) den Eid des Gehorsams und zugleich ein Eid „auf die Verfaßung" geleistet worden ist, und man nun den letzten Eid, dessen Träger doch nur wieder der Landesherr ist, als einen von dem erstern Eid gänzlich losgetrennten Eid betrachtet. Eine bedenkliche Frage bleibt es immer, aber für denjenigen, welcher weiß, was politische Eide sind, und daß auch diese niemals ohne Eidesträger geleistet werden können, ist die Teuschung, welche in dem angenommenen Widerstreit zwischen jenen beiden Eiden liegt, nicht schwer zu erkennen, und — mit Gott — leicht aufzulösen.

Gerechtigkeit.

(1850.)

Mücken seigen und Kameele verschlucken ist zu allen Zeiten das Zeichen vom herannahenden Ende gewesen. Für das Große und Wichtige geht der gewöhnlichen Menschheit, welche keineswegs fortschreitet, wie sie sich einbildet oder wenigstens einredet, sondern im Sinken und Sich-selbst-zerstören begriffen ist, nach und nach aller Sinn, alles Verständnis aus, und vollends verliert sie alle Fähigkeit, des Großen und Wichtigen sich zu bemächtigen und es zu handhaben. Sie ist nur noch fähig, wie auch die Greise wieder zu Kindern werden und sich mit Kinderspielzeug zu schaffen machen, das Kleine und Klein-

liche zu handhaben, und darin zeigt sie denn eine Peinlichkeit und Aengstlichkeit, eine pedantische und oft empörend harte Genauigkeit und Unerbittlichkeit, die sie vollends unfähig macht, nur einigermaßen den Blick auf die höher liegenden, größeren Dinge zu richten.

So war es zu den Zeiten mit dem Volk des Gesetzes, mit den Juden, bestellt, als der Herr Christus die Worte sprach, welche den Anfang dieses Aufsatzes bilden und für diese ganze Richtung seitdem zum Wahrzeichen dienen. Das Gesetz hielten sie, zumal in allen kleinen Bestimmungen und noch genauer in allen menschlichen Zuthaten zu dem Gesetz, wie es denn die Natur der gewöhnlichen, nicht mit Gott, sondern nur mit den eigenen Gedanken lebenden Menschen ist, das selbstgemachte Kleine viel höher zu halten, als das gegebene Große. Die Verheißung aber, die im Gesetz liegt und auf das Gesetz hinweist, ohne welche auch das Gesetz gar nicht verstanden wird, war von der Masse des Volkes, dem die Halbgebildeten, die Pharisäer und Schriftgelehrten, voran giengen, völlig vergeßen. Eben so war es zu der Zeit, als die griechischen Staaten ihrem Ende sich zuneigten: kleinlicher Hader um ein geringes Mein und Dein, wie in Athen um die Theaterheller, um einen Befehl an einen Kriegsobersten, um die Befolgung oder Nichtbefolgung deßelben und um unsinnig harte Strafen für die geringsten Vergehen gegen die unsinnigsten Volksbeschlüße, Neuigkeitskrämerei und kleine Stadtgeschichtchen ließen sie die Gefahr, welche von Philipp und Alexander von Macedonien drohete, gänzlich vergeßen — gänzlich

vergeßen ihrer Geschichte und ihrer alten Tüchtigkeit. Nicht anders war es in Rom, als es mit der Republik zu Ende gieng, und am Ende der Kaiserzeit, und wiederum war es so, als das römische Reich deutscher Nation vor dem Sturm aus Westen zusammenbrach: jeder dachte an das Kleine, Kleinste, Winzigste, jedes Graffschaftchen und Herschaftchen nur an sich und seinen kleinen Krimskrams, und an das Reich und die angeborene Herschaft der deutschen Nation dachte Niemand.

So ists auch noch fortgegangen, nicht allein von 1500 oder 1648 her bis 1806, sondern auch seit 1806 bis auf diesen Tag. Der kleine, engste Hausverkehr, das Politisieren um jede Kleinigkeit, der Zeitungskram, die kleinliche Bücherweisheit, welche Silben zählt und sticht, aber auch nicht ein großes politisches Wort lesen oder gar aussprechen kann, der Hader um ein paar Thaler Büdget, um diese oder jene Stelle haben uns seit funfzig Jahren fast ausschließlich beschäftigt, und die Frankfurter Versamlung machte mit ihrem Grundrechts-Kleinhandel und mit ihren künstlichen Verfaßungsparagraphen mit Nichten eine Ausnahme.

Aber es gibt außer der eigentlichen Politik noch eine große Menge anderer Dinge, in welchen auch Mücken geseigt und Kameele verschluckt werden. Die ganze Verwaltung bei uns bietet dazu tausend Belege und ist eigentlich (abgesehen von den unteren und untersten Stellen, wo manche Kleinigkeiten ihr Recht haben) aus lauter Kleinigkeiten zusammengesetzt; eben so besteht das, was die gewöhnliche Welt heut zu Tage „Kirche" nennt, aus nichts, als einem Haufen kleiner Geschäft-

chen, über deren Besorgung der Beruf und die Zukunft der Kirche gänzlich vergeßen werden. Von diesen verderblichen Uebelständen, auf welche wir übrigens schon öfter hingewiesen haben, erwähnen wir heute nur ein solches Mückenseigen und Kameelverschlucken, welches ganz besonders gefährlich ist und ein recht sichtbarlich drohendes Zeichen des Untergangs abgibt. Das ist die Pflege der Gerechtigkeit, über die wir uns freilich auch schon einmal, nur aus einem etwas anderen Gesichtspunkte, ausgesprochen haben, als wir die demokratische Phrase, „der unsittliche Staat," beleuchteten. Diese ist schon seit langer Zeit auf dem Wege, ein kleinlicher Buchstabendienst zu werden, und darüber sich selbst im Ganzen und Großen völlig aus den Augen zu verlieren. Vieles, man möchte beinahe sagen, Alles, was man sonst mehr oder allein der innern, sittlichen Verantwortlichkeit und Verantwortung oder wenigstens der amtlichen Rüge mit vollem Recht überließ, was gar nicht vor das Gericht kam, oder um welches sich das Gericht nicht kümmerte, wird jetzt vor die Gerichtsschranken gezogen, und mit der unerbittlichen Härte, welche freilich der Buchstabe des Gesetzes mit sich bringt, abgeurteilt und gestraft. Als Fälscher sind auf entehrende Weise bestraft worden Solche, welche in ganz gleichgültigen Sachen durch Dritte eine Bescheinigung auf ihren Namen hatten ausstellen laßen, oder ein Solcher, welcher bei der Zählung von etwas mehr als 700 verschiedenen Gegenständen, von denen keiner über ein paar Silbergroschen Wert hatte, sich im Drange hun-

vertfältiger Geschäfte mit einer summarischen Ueberſicht begnügte und die Bescheinigung des Vorhandenseins derselben ausstellte, während sich bei der genauen Nachzälung nur etwas über 680 Stücke, mit einem Deficit an Geldwert von etwas mehr als 4 Thalern, vorfanden. Als Dieb aber wurde ein Bauer bestraft, der reichste und angesehenste des Ortes, dessen Vorfahren schon bei dreihundert Jahren auf derselben Hofstätte geseßen hatten, weil er einem Nachbar, um sich wegen einer vermeintlichen Beschädigung zu rächen, ein Pflugsech in der Hitze und im Aerger ausgebrochen und mitgenommen hatte — um es ihm bei kühlerem Blute des anderen Tages wiederzubringen. Es half nichts, er mußte ins Gefängnis, und als er herauskam, verkaufte er noch in demselben Monate das Gut seiner Väter und wanderte aus nach Amerika. Als Diebe sind bestraft und auf Lebenslang entehrt worden Solche, welche einige Buch weißes Papier aus unbrauchbaren, freilich nicht ihnen gehörigen Büchern herausgerißen und für sich verwendet hatten, oder Kinder, jugendliche, leichtsinnige Gemüter, welche noch der Erziehung, manche auch der Schonung und rücksichtsvollen Behutsamkeit, aber nicht der Entehrung für sich und ihre Familie bedurften, oder, wie das vor wenig Tagen in Berlin vorgekommen ist, ein Fuhrmann, der eine Handvoll Heu aus einem Heuwagen rupfte, um sie seinem Pferde zu geben.

Dennoch wollten wir ein Mückenseigen als ein — freilich nicht kleines, aber — unvermeidliches Uebel uns gefallen laßen, wenn man uns nur nicht zumutete,

für jede solche Mücke nicht etwa nur ein Kameel — nein eine ganze Caravanne von Kameelen zu verschlucken. Daß gerade solche Richter vorzugsweise auf die Ausspürung, Verfolgung und Bestrafung jener Vergehen versessen sind, deren Lippen täglich von Majestätsbeleidigung und Hochverrat übersprudeln, wollen wir vor der Hand nur zu den Ausgeburten einer brutalen Dummheit rechnen, an welcher unsere Zeit reicher ist — nicht etwa als alle Zeiten, aber wenigstens reicher als die letzten funfzig Jahre in Deutschland gewesen sind. Diesen Menschen begreiflich machen zu wollen, daß auf diese Weise der Richterstand sich von Grund aus ruiniere, wäre ein Mohrenwaschen.

Aber nicht allein der Richterstand wird ruiniert, auch die Gerechtigkeit selbst wird zu Grunde gerichtet, wenn, wie schon längst geschehen ist, von den Richtern selbst für die großen Verbrechen, für Todtschlag, Mord und ähnliche Vergehen, welche sie allerdings verurteilen, jede nur mögliche Entschuldigung zum Behufe der Strafmilderung nicht etwa geltend gemacht, nein absichtlich hervorgesucht wird; wenn nicht allein mögliche Entschuldigungen vorgebracht werden, sondern auch unmögliche, wie die gotteslästerliche und alle Justiz zerstörende Erfindung der Monomanie, welche sich unfähige Juristen von gleich unfähigen Aerzten haben aufhängen laßen. Die Gerechtigkeit selbst wird zu Grunde gerichtet, wenn, wie das auch schon vorgekommen ist, dieselben Geschwornen über jene kleinen Vergehen ein Schuldig, über weltbekannte Majestätsbeleidigung, unzweifelhaften Aufruhr und landeskundigen

Hochverrat das Nichtschuldig aussprechen. Die Gerechtigkeit wird unrettbar zerstört, wenn in jenen Fällen auf gar keine Umstände und Verhältnisse Rücksicht genommen, bei Aufrur und Hochverrat aber mit frecher Stirn auf die „bewegten Zeiten, in die man sich versetzen und denen man Rechnung tragen müße," sich berufen wird. Die Gerechtigkeit wird ruiniert und der Frevel und der Wahnsinn wird auf den Thron der Gerechtigkeit gesetzt, wenn jene Vergehen, welche man bisher zu den unerheblichen rechnen durfte, von den „Organen der öffentlichen Meinung" als die eigentlich schweren, diese Verbrechen geradezu als entschuldbare, leichte bezeichnet werden, und der Spruch auch nach dieser Ansicht der Tollhäusler ausfällt.

So seigt denn immerhin Mücken und verschluckt Kameele! Aber wißet auch, daß das Urteil der Geschichte über euch ein ähnliches, nur noch härteres Urteil sein wird, als sie es über die verrotteten Zustände des deutschen Reiches vor 1806, über die elenden Wichte in Rom während der Kaiserzeit und über die Lumpen in Athen längst gefällt hat. Wißet auch, daß das Ende nahe ist. Ungerechtigkeit ist der Leute, der Staaten, der Völker Verderben.

Treue.

(1850.)

Der ohrbetäubende und sinnverwirrende Lärm, welcher schon seit langer Zeit mit dem willkürlichen Gebrauch aller Worte und Begriffe ist getrieben, und das wilde Getöse, welches durch das unverständige und meist rohe Hinausschreien beliebiger Formeln in Wind und Wald, zumal seit den letzten drei Jahren ist erregt worden, ist noch weit davon entfernt, verstummen zu wollen — ja es scheint sogar in dem gegenwärtigen Jahre Lärm und Getöse, statt, wie allenfalls gehofft werden konnte, leiser zu werden, wieder um ein Bedeutendes lauter geworden zu sein, als es in den letzten sechs Monaten des verflossenen Jahres war. Die Ursachen liegen klar vor, doch wollen wir für jetzt auf dieselben nicht eingehen, sondern uns nur, in ähnlicher Weise, wie wir es schon früherhin gethan haben, mit einigen dieser Sprachverwirrungen und Sinnverfälschungen im Besondern zu beschäftigen. Die Sprachverwirrer und Sinnverfälscher werden wir zwar nicht bekehren — denn sie sind theils wirklich nicht fähig, klar und zusammenhängend zu denken, theils auch des entschiedenen Willens, zu verwirren und zu fälschen — aber wir wollen doch unser Gebiet vor möglichem Eindringen der ansteckenden Seuche zu bewahren suchen und wenigstens nicht schweigen, da wir nun einmal den Beruf auf uns genommen haben zu reden, gesetzt auch, wir vermöchten das Verderben nicht zu hindern.

Zu den guten und an sich vollkommen klaren und unzweideutigen Begriffen, welche — gleichsam als den Säuen hingeworfene Perlen — auf das Widrigste entstellt, auf das Häßlichste besudelt worden sind, gehört der Begriff der Treue. Zuerst wurde er auf dem Gebiete der Religion, später auch auf dem Gebiete der Politik gemißbraucht und geschändet. Das Hauptbeispiel dieser Schändung auf dem ersteren Gebiete ist das neumodige Wort „Ueberzeugungstreue“. Damit meinte man das unbedingte Festhalten an der einmal gewonnenen Ueberzeugung (Ansicht, Meinung) mochte dieselbe sein, welche sie wollte, so daß um die Zeit des Deutschkatholikentums es laut ausgesprochen wurde: es komme ja gar nicht darauf an, was man wiße und glaube, sondern wie man es wiße und glaube; ja daß man demjenigen, welcher den Inhalt seines Wißens und Glaubens voranstellte, die „Ueberzeugungstreue“ absprach. Wer z. B. gar keinen Gott glaubte und fest dabei blieb: „es gibt keinen Gott“, auch auf gar nichts hörte, was ihm dagegen gesagt wurde, der war „überzeugungstreu“; wer dagegen an einen Gott glaubte, der sollte nicht „überzeugungstreu“ sein, weil man ihm auf den Kopf Schuld gab, er glaube eigentlich nicht an Gott, sondern sage nur so. „Ueberzeugungstreue“ hieß demnach bald nichts anderes, als geradezu Gottesleugnung und Unglaube, Treue gegen Gott aber „Ueberzeugungsuntreue“.

Das ist scheußliche Worthurerei, welche diejenigen Worte und Begriffe, die uns zum zeitlichen Segen und zum ewigen Heil dienen sollen, zum Spiele

der Lust und zum niedrigen Werkzeug der Willkür herabwürdigt, und ist eben so gut Abgötterei, wie die eigentliche, fleischliche Hurerei eine der niedrigsten Gestalten der Abgötterei ist.

In ganz ähnlicher, wenn auch nicht in so schamlos abgöttischer Weise wird das edle Wort Treue gemein gemacht und erniedrigt auf dem politischen Gebiete. Die eigentliche deutsche Treue hat nur wenig Gemeinschaft mit dem zur Uebersetzung gebrauchten und zum Misbrauch des deutschen Wortes verleitenden lateinischen Worte (Fides), welches eigentlich nur das Worthalten bezeichnet. Die deutsche Treue ist das Festhalten an einer Person, sei dieselbe nun der Stammesfürst (Lehensherr, Landesherr) oder der Mann (Lehensträger, Unterthan), der Stammesverwandte, der Familiengenoße oder der Ehegatte. Und dieses Festhalten an einer Person hat darin sein Wesen und seinen Bestand, daß man diese Person in gewissem Betracht größer und höher hält, als sich selbst, daß man sie als eine notwendige Ergänzung der eigenen Person anerkennt, als einen Theil des eigenen Lebens, ohne welchen dasselbe nicht bestehen kann, als einen Theil des eigenen Fleisches und Blutes, der eigenen Seele fühlt und es weiß, daß, wie man selbst Vieles, ja Alles für sie hingeben, opfern kann, so auch sie für uns ein Gleiches zu thun jederzeit bereit ist. Das ist wirkliche deutsche Treue.*) So wie es an der

*) Wir brauchen wol kaum daran zu erinnern, daß ein Theil dieser Treue in dem lateinischen pietas ausgedrückt ist, welches

Person fehlt und folglich an der gänzlichen Hingabe an eine Person, so ist von deutscher Treue nicht mehr die Rede, und das Wort Treue wird nur uneigentlich, wo nicht gar verkehrt und fälschlich angewendet — es bekommt einen ihm fremden, und wie uns die letzten Zeiten gelehrt haben, sogar gefährlichen Sinn. So geht es mit vielen gerade der besten Dinge: werden diese einmal aus ihrem guten Boden losgerißen, so werden sie nicht bloß unnütz und nichtig, sondern geradezu schädlich und verderblich, wie z. B. sogar das Gebet, wenn es zum Lippenwerk herabsinkt, nicht bloß eine nichtige Plapperei, sondern Heucheltum und Gotteslästerung wird.

So kann man wol noch etwa von „Treue gegen das Vaterland" sprechen, welcher Ausdruck sich noch ziemlich an den alten echten Begriff von Treue anschließt, wiewol damit schon eine nachteilige Erweiterung desselben in dem Stücke eintritt, daß man unter dem „Vaterland" zumal in neuerer Zeit gar Mancherlei und Vielerlei versteht, während der rechte Begriff von deutscher Treue das Vielerlei, überhaupt aber eigentlich alles das, was Sache und nicht Person ist, ausschließt. Aber ein Unsinn und ein wahrer Frevel gegen das gute alte Wort ist es, dasselbe auf alle politischen Einrichtungen, Gesetze, Parteien, sogar alle politischen Ansichten und Richtungen beziehen zu wollen. Indes gerade nach dieser Richtung hin wird der Be-

Wort bekanntlich unübersetzbar ist, wie alle Worte, in denen die Nationen ihre Seele niedergelegt und ausgesprochen haben.

griff der Treue in der neueren Zeit vorzugsweise, oft ganz absichtlich und geflissentlich, gefälscht. Schon vor zwanzig Jahren kam es vor, daß man diejenigen, welche in ihrem vierzigsten Jahre nicht mehr dieselben politischen Ansichten hatten, die sie im zwanzigsten gehabt hatten, als „abgefallen und treulos“ bezeichnete — ein wahrer Hohn gegen das Wort treu! Denn es wurde diese Bezeichnung meist gegen diejenigen gebraucht, welche von den hohlen französischen Revolutionsideen, die ihrem Wesen nach undeutsch und untreu sind, zur echten deutschen Treue sich zurückgefunden hatten. In den letzten Jahren aber ist der Misbrauch des Wortes Treue in der That in das Abscheuliche und Abschreckende gestiegen. Da wurden für treulos erklärt in Bausch und Bogen Alle, welche in der Nationalversamlung in Frankfurt saßen, während man es doch mit Fug und Recht nur etwa von der Hälfte derselben sagen konnte, — denn z. B. waren alle Preußen, welche in der Schandscene gegen den Prinzen von Preußen am 7. und 8. August 1848 fest für ihn einstanden, treu, mochte auch sonst ihre politische Richtung sein, welche sie wollte; da wurden von den Demokraten Alle, welche nicht die tolle „Volkssouveränetät“ festhielten, als „treulos“ gebrandmarkt, verfolgt und — geschlachtet. Da wurden alle die, welche nicht an das Recht und den Bestand der „Reichsverfaßung“ glaubten, als „treulos“ bezeichuet, als „treulos“ alle die, welche sich nicht für Schleswig-Holstein begeistern konnten; treulos hießen diejenigen, welche von der Reichsverfaßung zum Dreikönigsbündnis übergiengen,

treulos diejenigen, welche sich vom Dreikönigsbündnis, sogar diejenigen, welche sich von der Union lossagten. In dem Sinne dieser, sonst sehr verschiedenen politischen Parteien angehörigen, allesamt aber zur großen Schar der unverständigen oder boshaften Wortverdreher zu rechnenden Ausschreier der Untreue ist Treue nichts anders, als das Festhalten der einmal unter gewissen bestimten Voraussetzungen, Bedingungen und Umständen ergriffenen Meinung oder Partei auch nach dem Wegfall dieser Voraussetzungen und Umstände. Da wird die Treue, in noch verhältnismäßig bestem Sinn, verwechselt mit Consequenz (constantia), sodann aber mit Hartnäckigkeit, Einseitigkeit, Eigensinn, blinder Starrköpfigkeit und kindischer Narrheit. Ein solcher schändlicher Misbrauch des Wortes Treue geht davon aus, daß Niemand zu beßeren politischen Ueberzeugungen kommen, daß Niemand eine politische Schule machen, daß Niemand etwas lernen könne und dürfe.

Das Wort Treue, wenn es noch seinen echten Sinn, den es in der alten Zeit Deutschlands gehabt hat, einen Sinn, in welchem das innerste Herzleben der Nation viele Jahrhunderte lang geruhet hat und noch jetzt ruhet, behalten soll, gehört in alle die Verhältnisse, welche so eben berührt wurden, ganz und gar nicht hinein. Im alten und rechten Sinne des Wortes Treue gibt es nur noch eine Art politischer Treue: das ist die Treue gegen die Person des Landesherrn.

griff der Treue in der neueren Zeit v[illegible]
ganz absichtlich und geflissentlich, gefäl[illegible]
zwanzig Jahren kam es vor, daß [illegible]
welche in ihrem vierzigsten Jahre nich[illegible] [illegible] Worten, die
politischen Ansichten hatten, die sie i[illegible] [illegible] gemisbraucht
habt hatten, als „abgefallen und tr[illegible] [illegible] erfahren, wie
— ein wahrer Hohn gegen das W[illegible] [illegible]ht: es ist das
es wurde diese Bezeichnung meist g[illegible] [illegible] wenn es in die
braucht, welche von den hohlen [illegible] Dummheit gerät,
lutionsideen, die ihrem Wesen na[illegible] Ein Wort, an dem
treu sind, zur echten deutschen Tre[illegible] gleich, eben so wie
hatten. In den letzten Jahren a[illegible]utendes und Großes
des Wortes Treue in der Tha[illegible] nicht entwickeln und
und Abschreckende gestiegen. [illegible] nichts in die Höhe
erklärt in Bausch und Bogen [illegible]zeilig, stumpf und un=
tionalversamlung in Frankfurt [illegible]ng, aber freilich auf
doch mit Fug und Recht nur [illegible]t zur tiefsten Erniedri=
selben sagen konnte, — denn [illegible]
welche in der Schandscene [illegible] Misbrauch dieses Wortes
Preußen am 7. und 8. A[illegible] [illegible]predigen und reden und mehr
standen, treu, mochte au[illegible] Das wollen wir zwar
tung sein, welche sie wol[illegible] diese Mishandlung des
mokraten Alle, welche [illegible] täglich sehen, im Gaßenkot
festhielten, als [illegible] in diesen Blättern nicht
— geschlachte[illegible] [illegible]drückliches eigens abgelegtes
das Recht [illegible] im Vorbeigehn auf den ge=
glau[illegible] gar oft hingewiesen haben.
di[illegible] wir nicht unterlaßen, noch=
[illegible] Sprachverwirrung hinzudeu=
[illegible]er sogenannten „Bildung“

„Gebildeten“ be-
verschiedenen Bei-
…hin an den Begriffen
aufgezeigt und müßen
verwirrung, welche das
…ste unsicher, das Edelste
edel macht, ein nur allzu
…nnahenden Ende ist. Anders
…land, als es mit ihm zu Ende
…r es in Rom. Anders wird es
anders wird es auch in der heu-
Welt überhaupt nicht sein. Die
…orden an sich selbst, weil sie sich seit
auf nichts mehr gestützt hat, als auf
…um geht sie unter.
Liebe bei uns ein so gänger und gäber
…orden ist, daß sie jedermann im Munde
jedermann, selbst der roheste Wüterich unserer
…e zum Wahrzeichen und zur Devise braucht
…r nicht davon loskommen kann, das kommt bloß
…em Christentum. Die alte Welt vor Christus
weder die Sache noch das Wort in solcher Aus-
…nung und Allgemeinheit, wie wir, gehabt noch ge-
…aucht. Auch ist die Liebe wirklich etwas rein und
ausschließlich Christliches — sie ist eine Thatsache, ein
Zustand, welcher bloß dem Christentum angehört und
wofür kein vollkommen ausreichender und entsprechen-
der menschlicher Ausdruck sich findet.*) Wenn wir

*) Wie wenig die menschlichen Sprachen bef… …s
Ganze dieser Thatsache, die wir heut zu Tage L…

Liebe.

(1850.)

Keins unter allen guten und heiligen Worten, die in den letzten Zeiten sind verdreht und gemisbraucht worden, hat so empörende Mishandlung erfahren, wie das Wort Liebe — wie es denn geht: es ist das heiligste unter allen, folglich wird es, wenn es in die Hände der Rohheit, Gemeinheit und Dummheit gerät, das allerunwerteste und niedrigste. Ein Wort, an dem nichts zu verderben ist, bleibt sich gleich, eben so wie die Menschen, an denen nichts Bedeutendes und Großes ist, sich auch gleich bleiben, sich nicht entwickeln und entfalten, nichts lernen und an nichts in die Höhe wachsen, sondern ordinär, langweilig, stumpf und untergeordnet bleiben ihr Leben lang, aber freilich auf der andern Seite auch nicht leicht zur tiefsten Erniedrigung herabsinken.

Von dem schändlichen Misbrauch dieses Wortes ließe sich nun Jahre lang predigen und reden und mehr als ein dickes Buch schreiben. Das wollen wir zwar nicht, aber ein Zeugnis gegen diese Mishandlung des Heiligen, wobei es, wie wir täglich sehen, im Gaßenkot herumgeschleift wird, darf in diesen Blättern nicht fehlen, und zwar ein ausdrückliches eigens abgelegtes Zeugnis, wenn wir gleich im Vorbeigehn auf den gedachten Misbrauch schon gar oft hingewiesen haben.

Dabei aber können wir nicht unterlaßen, nochmals auf die babylonische Sprachverwirrung hinzudeuten, welche in unserer Zeit der sogenannten „Bildung“

sich der (sich selbst so nennenden) „Gebildeten“ bemächtigt hat. Wir haben sie an verschiedenen Beispielen schon früher, und noch letzthin an den Begriffen der Gerechtigkeit und der Treue aufgezeigt und müßen wiederholen, daß diese Sprachverwirrung, welche das Festeste wankend, das Sicherste unsicher, das Edelste gemein und das Gemeinste edel macht, ein nur allzu sicheres Zeichen vom herannahenden Ende ist. Anders war es nicht in Griechenland, als es mit ihm zu Ende gieng, nicht anders war es in Rom. Anders wird es auch in Deutschland, anders wird es auch in der heutigen europäischen Welt überhaupt nicht sein. Die Welt ist irre geworden an sich selbst, weil sie sich seit Menschenaltern auf nichts mehr gestützt hat, als auf sich selbst; darum geht sie unter.

Daß die Liebe bei uns ein so gänger und gäber Begriff geworden ist, daß sie jedermann im Munde führt und jedermann, selbst der roheste Wüterich unserer Tage, sie zum Wahrzeichen und zur Devise braucht und gar nicht davon loskommen kann, das kommt bloß aus dem Christentum. Die alte Welt vor Christus hat weder die Sache noch das Wort in solcher Ausdehnung und Allgemeinheit, wie wir, gehabt noch gebraucht. Auch ist die Liebe wirklich etwas rein und ausschließlich Christliches — sie ist eine Thatsache, ein Zustand, welcher bloß dem Christentum angehört und wofür kein vollkommen ausreichender und entsprechender menschlicher Ausdruck sich findet.*) Wenn wir

*) Wie wenig die menschlichen Sprachen befähigt sind, das Ganze dieser Thatsache, die wir heut zu Tage Liebe nennen, zu

also den Sinn des Wortes Liebe verstehen wollen, so müßen wir ihn einzig und allein aus dem Christentum und zwar aus den Thatsachen des Christentums schöpfen. Was Gott ist in Christus dem Gekreuzigten — das ist Liebe. Alles andere ist nichts, als die Ströme und Bäche, welche aus dieser mächtigen Quelle entspringen, und wenn sie nicht wieder in dieselbe zurückfließen, sich im Sande verlaufen; nichts anderes, als die von dieser Centralsonne ausgehenden Stralen, welche, je weiter sie sich entfernen, desto bleicher werden und zuletzt in der Finsternis erlöschen.

Die Liebe besteht darin, daß der Eine sein eignes Ich, aber sein ganzes Ich, an den Andern dahingibt, und umgekehrt den Andern ganz in sich aufnimmt und einschließt, ohne daß doch der Eine oder der Andere dadurch an ihrem Wesen irgend etwas verlieren. Das scheint dem menschlichen Verstande ein Widerspruch zu sein, und ist es auch wirklich für den bloßen menschlichen Verstand — es faßt in der That niemand die Liebe, als wer von der göttlichen Liebe bereits ist

umfaßen, sehen wir z. B. am Lateinischen, welches für Gottes- und Nächstenliebe zwei verschiedene Ausdrücke, und sonst noch andere hat; eben so stark spalten sich die Ausdrücke im Griechischen, ja fast noch stärker; unser deutsches Wort Liebe kommt mit der göttlichen Thatsache noch am meisten überein (zumal da es desselben Wortursprungs ist wie das Wort Glaube), indes besteht es für das, was wir heut zu Tage mit demselben bezeichnen, doch erst seit kaum vierhundert Jahren: vorher theilte es sich in das Gebiet des göttlichen, aber auch des menschlichen Lebens, mit einem anderen, jetzt untergegangenen Worte.

berührt worden, niemand, als wer mit seinem ganzen Wesen, mit Verstand, Vernunft, Gefühl, Geist, Seel und Leib zusammen zu leben gelernt hat, — aber eben darum ist es auch etwas Weltschöpferisches und Weltbewegendes. Was der Verstand vollständig faßt und begreift, das hat keine Kraft zu schaffen und zu bewegen; der Verstand gehört den untersten Regionen der Erde an, wo er sein volles Recht hat und behalten muß, aber darüber hinaus reicht er nicht oder er wird zur Narrheit.

Die Liebe ist also gar keine einzelne Handlung, sondern eine bleibende, das ganze Leben erfüllende Eigenschaft, ein Zustand; sie zeigt sich wol in einzelnen Handlungen, aber in keiner menschlichen Handlung ist sie vollständig vorhanden. Die Liebe ist ewig d. h. sie ist auf die ewige Seligkeit gerichtet und schließt die ewige Seligkeit ein, mithin schließt sie auch notwendig die Sündenvergebung Gottes und die Annahme derselben Seitens des Menschen in sich, alles Verdienst aber aus. Ohne diese Beziehung auf die Seligkeit bei Gott, die Vergebung der Sünden und die Auferstehung der Todten, ist auch keine Liebe zwischen Menschen und Menschen eine wahre Liebe. Und noch eins: neben der Liebe geht allezeit der Zorn her. Ohne Gottes Zorn gibt es keine Liebe Gottes — Er zieht Alle an sich und gibt sich für Alle, aber die, welche Ihn nicht wollen und sich Ihm nicht hingeben, die überläßt er sich selbst und die haben keinen Theil an Seinem Leben. Fremdes duldet Gott nicht in und an und neben sich; und dieses Nichtdulden

des Fremden d. h. des Unheiligen und Unseligen, eben das ist der Zorn.

Nun vergleiche man einmal mit diesem Allem dasjenige, was jetzt die Welt unter Liebe versteht. Es ist so weit gekommen, daß die Welt heut zu Tage fast von alle dem das Widerspiel Liebe nennt.

Es gibt eine große Menge — vielleicht ist sie unter den sogenannten Gebildeten die gröste — deren Herzen so leer sind wie ihre Köpfe, deren Wille so schwach ist wie ihre Denkkraft, und welche darum keinen Unterschied kennen und machen zwischen Gottesliebe und Gottesleugnung, Christentum und Widerchristentum, Aufrichtigkeit und Lüge, Friede und Haß, Ordnung und Unordnung im öffentlichen Leben (es müßte denn die letztere sie selbst mit ihrer Habe „unangenehm berühren") Recht und Unrecht, Königtum und Demokratie, und für dieß alles die Redensart haben: „man müße Alles dieß mit gleicher Liebe umfaßen." Sie nennen das auch „Unparteilichkeit" oder je nach Umständen „die richtige Mitte," und meinen, nur in dieser unparteilichen Mittelstellung „dem höchsten Gebote" der allgemeinen Liebe, gebürend „Rechnung tragen" zu können." Einmal ist das gar keine Unparteilichkeit, sondern Albernheit und Stumpfsinn, aber wäre sie es auch, so bestünde hiernach die Liebe darin, sich an gar nichts hinzugeben, sich gar nichts nahe kommen zu laßen. Also gerade das Gegenteil von der Liebe nennt man Liebe!

Andere — und auch deren Zahl ist in unseren Tagen nicht klein — halten zwar selbst nicht viel von

der Liebe, und behaupten mitunter kaum, daß sie selbst Liebe besäßen, geben aber denen, welche nicht auf ihrer Seite stehen, unaufhörlich und oft mit den härtesten Worten Lieblosigkeit Schuld. Diejenigen, welche nicht ihre politischen Meinungen theilen, werden mit den Vorwürfen des Despotismus und der Tyrannei, diejenigen, welche nicht auf ihre „religiösen Ansichten" sich einlaßen, mit den Vorwürfen der Verdammungssucht und Verfolgungssucht überschüttet — und freilich verträgt sich weder Despotismus noch Verdammungssucht mit der Liebe. Aber sie selbst haßen aus dem vollesten Herzen alle die, welche nicht auf ihre „Ansichten" eingehen wollen, haben des auch gar kein Hehl, sondern schmähern, lästern und schimpfen aus vollem Munde und suchen nicht selten auf das Geflißentlichste alle nicht etwa nur wirklichen, sondern scheinbaren Schwächen an den Personen der Gegner auf, um sie bloß zu legen und die Gegner zu erniedrigen. Dabei aber geht unabläßlich neben her die Forderung: ihre Gegner sollten ihnen nicht widersprechen; widersprechen sie, so sind sie lieblos und verdammungssüchtig. Sie verlangen unbedingte Unterordnung unter die Ansichten ihrer Partei, und alle die, welche sich nicht unterordnen mögen und können, nennen sie im gehäßigsten Sinne „eine Partei." Ihnen ist alles erlaubt, dem Gegner nichts. Was sie thun, ist Recht, und wenn es der Gegner thut, ist es Unrecht; alles, was der Gegner thut, ist Unrecht; wenn sie aber dasselbe thun, ist es Recht.

Wenn man bei diesen Menschen, deren Grundlage und Grundsatz die Ungerechtigkeit ist, überhaupt noch das Wort Liebe brauchen kann — denn Gerechtigkeit ist die erste Vorbedingung der Liebe — so ist es nichts anderes als Eigenliebe, von der sie beseelt werden, und Eigenliebe ist wiederum das gerade Widerspiel der Liebe. Ihre eigenen Gedanken, ihre Ansichten und Meinungen sind es, für die sie Hingebung oder vielmehr Unterwürfigkeit verlangen; sie selbst weisen jede Hingebung, die ihnen zugemutet werden könnte, „mit sittlicher Entrüstung," wie sie sich auszudrücken pflegen, von sich. Ja, sie haben selten sogar nur so viel Geduld, den Gegner anzuhören und es zu versuchen, sich ein Verständnis von dessen „Ansichten," ja nur von dessen Worten zu verschaffen, und weisen selbst die Aufforderung, nur einmal zu hören und das Gesagte richtig, wie es gesagt worden ist, aufzufassen, oft mit der heftigsten Ungeberdigkeit zurück. Herzlos, oft boshaft und meistens mit sehr wenig Verstand ausgestattet, haben und geben sie, wie gesagt, selbst keine Liebe, und kennen nicht einmal Duldung, fordern aber unter dem Namen von Duldung und Liebe Unterthänigkeit und feige Knechtschaft auch für die knabenhafteste Flachheit und den gröbsten Unverstand. Wie sie keine Liebe haben, so haben sie denn auch keinen Zorn — sie haben nur Haß.

Noch Andere, in manchen Punkten sehr verschieden von den eben erwähnten Richtungen und Parteien, dennoch aber im letzten und tiefsten Grunde mit der letzteren nahe verwandt, sprechen ziemlich viel von der

Liebe, nämlich von der „Liebe zum Volk." Aber damit meinen sie im besten Falle gar nichts anderes, als daß sie den Menschen „wolthun," oder wie es die tollen Demokraten und Communisten unserer Tage ausgedrückt haben, „Bildung und Wolstand" verschaffen, ihr irdisches Dasein durch allerlei Mittel in allerlei einzelnen äußerlichen Punkten verbeßern wollen. Das ist nun schon keine Liebe, welche bloß bei dem Aeußerlichen und Zeitlichen stehen bleiben will; noch viel weniger ist das eine Liebe, welche in einzelnen Handlungen und in der Anwendung einzelner Mittel zu besonderen Zwecken besteht — im Gegenteil, das ist abermals das Widerspiel der rechten Liebe, welche auf die ewige Seligkeit geht und nicht in einzelnen Handlungen, sondern in einem das ganze Leben beherschenden Zustande besteht.

Aber dieser beste Fall tritt auch gar selten oder in unserer Zeit eigentlich wol niemals ein. Die Meisten unserer neueren Weltbeglücker, welche von der „Liebe zum Volk" reden, denken nicht einmal ernstlich an das zeitliche Wolthun, sondern nur daran, die Leidenschaften zu befriedigen, meist sogar die allerschlechtesten Leidenschaften der Schlechten, und zwar wollen sie die oft nur allzu gemeine und niedrige Gier auf Kosten Dritter befriedigen, ohne dafür selbst nur das Mindeste zu thun oder zu opfern. Sie wollen gerade im Gegenteil dabei selbst gewinnen. So fröhnen sie dem gröbsten Eigennutz Anderer und der gemeinsten Eigensucht für ihre Person. Sie haßen und morden, sie leugnen und lästern Gott. Das nennen sie Liebe.

Das ist denn nun nicht nur keine Liebe, sondern auch nicht eiumal das Widerspiel und Gegenteil der Liebe, sondern das ist der letzte Widerspruch und der unversöhnliche Feind der Liebe. Das ist die Liebe des Teufels, welcher in allen Stücken der Gegensatz gegen Gott und der Feind Gottes ist, aber überall sich anstellt, als wäre er Gott.

So weit sind wir in Frankreich, so weit sind wir auch in Deutschland. So ist es noch niemals gewesen in der Christenheit. Die Lästerung und die Verführung ist aus dem Abgrunde hervorgestiegen, wie das Wort der Weissagung verkündigt hat, und sie ist schon weit fortgeschritten in ihrer Macht, da sie sich an dem Allerheiligsten Gottes, an der Liebe vergreift und sie schändet. Es ist ja freilich kein Zweifel, daß das Thier der Lästerung und der falsche Prophet zuletzt einen grauenvollen Untergang auf ewig finden werden, aber noch zur Zeit ist ihre Macht im Wachsen un die Tage der Plagen stehen der europäischen Menschheit noch bevor.

Vom Gewißen.

(1850.)

Auch das Gewißen, diese an sich gute Sache, dieser an sich ganz richtige Begriff, gehört zu den Dingen, welche in der heillosen Sprach- und Begriffsverwirrung des letzten Menschenalters schweren Schaden

gelitten haben, und es hat dasselbe gerade so schweren Schaden gelitten, wie der Eid, die Treue und Anderes, wovon wir zu seiner Zeit geredet haben. Ja es scheint, als sei bei dem „Gewißen" der Schaden am allerschwersten, wo nicht geradezu unheilbar.

Doch dafür halten wir ihn noch zur Zeit nicht, und zwar darum nicht, weil wir es für nicht allzu schwer ansehen, den Kern, das Richtige und Feststehende, was in der Berufung auf das „Gewißen" liegt, herauszuschälen aus den zalreichen harten, rauhen und bittern Schalen, mit welchen er nach und nach überkleidet worden ist.

Dazu gehört vor Allem, daß wir alles Religiöse (Heilige), welches sich jetzt wie von selbst mit dem Wort „Gewißen" verbunden hat, von demselben entfernen. Das Gewißen kann religiös, kann christlich, kann heilig werden, aber an und für sich ist es weder etwas Religiöses, noch etwas Christliches noch etwas Heiliges. Vielmehr ist es, wenn man ja den so oft gemisbrauchten Ausdruck brauchen darf, etwas rein Menschliches, d. h. etwas, was sich einzig und allein auf die äußerlichen (socialen, bürgerlichen, politischen) Verhältnisse bestimter Völker, bestimter Zeiten, bestimter Lebenskreiße bezieht, folglich bei diesem Volke, in dieser Zeit und in diesem Lebenskreiß diese Gestalt, bei einem andern Volk und in einer andern Zeit eine andere Gestalt annimmt. Das Gewißen ist ein dem Menschen ursprünglich mitgegebenes Gefäß, welches an sich keinen Inhalt hat, sondern diesen Inhalt sucht und von dem Leben des Volkes,

von den Bewegungen der Zeit, von dem Willen des Menschen seinen Inhalt empfängt.

Und was ist nun der Inhalt des Gewißens? — Nach der übereinstimmenden Ansicht aller Völker (wir beziehen uns hier zunächst auf die Griechen, die Römer und die Deutschen, welche in diesem Punkte unbedingt zusammenstimmen) ist der Inhalt des Gewißens nichts anderes, als der allgemeine Wille und die allgemeine Gesinnung des Volkes, des Standes, der Zeit, welchen man angehört — das Zusammenstimmen mit den Gleichen, das Sich-zusammen-wißen mit den äußerlich und innerlich Gleichstehenden.*) Daß ein solches Zusammenstimmen mit den Gleichen, daß eine, nicht bloß äußere, sondern innere, lebhafte, freudige, volle Einstimmigkeit mit dem Volke nicht allein, sondern auch mit dem Volksstamm und dessen Eigentümlichkeiten, ja mit dem Stande und dessen Besonderheiten nötig sei zum Menschenleben, das muß ernstlich behauptet und festgehalten werden, sonst gäbe es weder Volk noch Volksstamm noch Stand, ja nicht einmal Familie und Haus. Ein Abweichen von dieser Einstimmigkeit, von diesem Gesamtbewußtsein kann sich der Einzelne nicht erlauben, ohne wie eine entwurzelte und dem Verwelken preis gegebene Pflanze sich dem zeitlichen Untergange zuzuwenden, oder aus den Kreißen seines Volkes, Stammes oder Standes völlig, und meist für immer, auszuscheiden.

*) Das ist auch der Wortsinn des deutschen, wie des griechischen und lateinischen Wortes: das Wißen in der Gemeinschaft, das Bewußtsein von der Gemeinschaft.

So weit also ist die Berufung auf das Gewißen in ihrem vollständigen Rechte. Aber eine ganz andere Frage ist es, ob nun durch dieses Gesamtbewustsein, durch diese feststehende Sitte, Anschauung oder Ansicht des Volkes, Stammes oder Standes das Recht an sich bestimt, ob durch dasselbe ein unverbrüchliches, etwa gar für alle Menschen, Völker, Zeiten und Verhältnisse geltendes Gesetz gegeben werde? Mit andern Worten: ob es nicht ein höheres Bewustsein gebe, als das Gewißen des Volkes, Stammes oder Standes?

Darauf kann die Antwort nicht zweifelhaft sein. Der unzäligen Beispiele im Kleinen vorerst zu geschweigen, wollen wir nur an die grösten und augenfälligsten Begebenheiten erinnern: das Gewißen des deutschen Volkes änderte sich während des 8. und 9. Jahrhunderts im Ganzen und Großen durch die Annahme der höheren Autorität des Christentums, und im 16. Jahrhundert änderte sich das Gewißen der bis dahin allein durch den Kirchenglauben Gebundenen, nunmehr zur evangelischen Kirche sich Sammelnden durch die höhere Autorität des persönlichen Erlösungsglaubens. Solche Umstimmungen des Gesamtbewustseins pflegen nur unter großen innern Kämpfen und äußern Stürmen vor sich zu gehen, aber sie gehen vor sich, im Ganzen wie im Einzelnen, im Allgemeinen wie im Besondern, und was unwidersprechlich daraus folgt, ist das, daß das „Gewißen," selbst in dem ernsten und hohen Sinne, in welchem wir dasselbe soeben, seinem Ursprung und seiner ersten Bedeutung gemäß,

faßten, nicht einerlei sei mit dem Rechte an sich, nicht einerlei mit der „ewigen Gesetzgebung.“

Gehen wir aber einen Schritt weiter von diesem unwidersprechlichen Satze, so sehen wir leicht, daß das Gewißen nicht nur das Recht an sich nicht vertrete und bestimme, sondern daß gerade umgekehrt das Gewißen von dem, gleichviel mit oder ohne Fug, bestehenden Zeitrechte und der herschenden Zeitsitte, von dem Inhalte der Volksanschauungen, selbst bestimt werde. Denken wir nur an Sitte, Sittlichkeit und Gewißen der herabgesunkenen (s. g. rohen) Völker, deren Sitte, Sittlichkeit und Gewißen befiehlt z. B. Menschenfleisch zu essen oder die Wittwen zu verbrennen; das Gewißen des Neuseeländers oder Hindus ist doch an sich nicht schlechter als das Gewißen des Europäers. Indes wir haben gar nicht nötig, zu diesen Beispielen herabzusteigen. Unter den edelsten Völkern wird das Gewißen noch heute von der Volkssitte und dem Volksinstincte bestimt. Oder wer gibt dem Gewißen des Deutschen (wenigstens wie er in den Zeiten war, als er noch ganz er selbst war) diesen tiefen, unauslöschlichen Instinct des Widerwillens gegen den Diebstal und den Ehebruch, während dort zalreiche Völker und Volksstämme den Widerwillen gegen den Diebstal kaum, andere, und namentlich einer unserer nächstverwandten Stämme den Widerwillen gegen den Ehebruch gar nicht empfanden? Wer gibt dem Spanier und theilweise dem Italiener die tiefe und glühende Scham vor der Betrunkenheit, welche den germanischen Stämmen, zumal den nördlicheren, nun ein für allemal nicht inwohnt?

Ja, das Gewißen ist etwas rein Menschliches, aber eben darum auch etwas an das Volk und dessen Sitte, an die Zeit und deren Anschauungen Gebundenes, es ist an und für sich etwas Wandelbares. Das Gewißen der früheren Griechen wurde z. B. durch die „Themis," das der späteren durch die Kalokagathie wesentlich erfüllt, das der Römer älterer Zeit durch ihre gravitas, jüngerer Zeit durch virtus und honor*), das der Deutschen älterer Zeit durch „Treue" und „Zucht," das der Franzosen von ehedem durch die chevalerie; — lauter Begriffe, welche zu gewisser Zeit im Bewußtsein des betreffenden Volkes allgemein vorhanden waren und eben so allgemein fest standen. Das Gewißen keines Volkes ist genau desselben Inhalts, wie das Gewißen des andern Volkes, ja das Gewißen desselben Volkes ist nicht zu allen Zeiten in ganz gleicher Weise von demselben Stoffe erfüllt.

Und wie ist es nun in der neueren Zeit? wie ist es bei uns? von welchem Stoffe ist jetzt unser Gewißen erfüllt? ja, gibt es heut zu Tage noch ein solches Gewißen im strengen Verstande des Buchstabens, im festen Sinne der älteren Zeit?

Auch das „Gewißen" hat seinen Tribut an die neue Zeit und an die moderne Weltanschauung gezalt. An die Stelle der alten, instinctmäßig festgehaltenen

*) Bekanntlich unübersetzbare Wörter, welche theils sehr viel mehr, theils aber auch etwas weniger in sich faßen, als unser „Tugend und Ehre." Gravitas läßt sich schlechthin nicht wiedergeben.



Gesamtanschauungen eines ganzen Volkes sind einzelne Sätze, Maximen, Philosopheme, oder wie man sie nennen will, kurz, an ihre Stelle ist die Reflexion, die auflösende Kritik mit ihren Formeln getreten; die Stelle der, wenn schon beschränkten, aber erlebten Wahrheit hat das rastlose Suchen nach Wahrheit mit dem eingestandenen Resultat eingenommen, daß die Wahrheit nicht gefunden werden könne, und die Wahrheitsforschung überhaupt höher stehe als die Wahrheit selbst. Daraus hat sich das große Gebiet der wechselnden Zeitansichten, daraus der schneidende Unterschied zwischen „Gebildeten" und „Ungebildeten" in stets sich vervielfältigenden und stets sich verengernden Kreißen gebildet; dadurch ist zuletzt die Vollberechtigung des Einzelnen mit seiner Ansicht, den abweichenden Ansichten anderer Einzelnen oder ganzer Kreiße und Genoßenschaften gegenüber, hervorgegangen. So ist es auf allen Gebieten des menschlichen Lebens und damit hat auch das „Gewißen" sich modificiert; es ist mit diesen geänderten Lebensverhältnissen gleichen Schritt gegangen. Wurde dasselbe, an und für sich wandelbar (oder richtiger: an und für sich nur eine Form des innern Lebens, nicht dessen Inhalt), früherhin von großen, Jahrhunderte lang festgehaltenen Gesamtgedanken und Gesamtanschauungen erfüllt, so läßt es sich jetzt in schnellerem Wechsel auch von Zeitstimmungen und zufälligen Strömungen der Meinung bestimmen. Noch mehr! war es früher immer ein Gewißen d. h. ein Bewustsein von der gemeinschaftlichen Anschauung des Volkes, Namens oder Standes, so ist es jetzt in

der Hauptsache nichts anderes, als der Ausdruck für individuelle Ansicht, gleichviel woher dieselbe überkommen ist.

Diese letzterwähnte Bedeutung des Gewißens ist heut zu Tage die überwiegend vorwaltende. An seiner einmal gewonnenen Ueberzeugung festhalten, gleichviel, welches der Inhalt dieser Ueberzeugung sein möge, das, und nur das, nennt man „gewißenhaft verfahren;“ „überzeugungstreu sein,“ diese Formel der Neuzeit ist sogar in den meisten Kreißen bereits an die Stelle der alten „Gewißenhaftigkeit“ getreten. Es ist natürlich, daß diese Ueberzeugung vorzugsweise, vielleicht einzig, durch die geistige Strömung der Tagesmeinungen, z. B. durch die Presse, bestimt werden, die „Ueberzeugungstreue“ aus der zufällig herschenden Ansicht des Augenblicks fließen wird, doch kommt es uns hier wenig darauf an, dieß zu verfolgen, da es uns nur darum zu thun ist, den heut zu Tage entschieden vorwiegenden individuellen Charakter des Gewißens, wornach dasselbe völlig gleichbedeutend ist mit Ansicht, hervorzuheben und in seiner Bedeutung für die Ereignisse der Gegenwart festzustellen.

Es ist hiernach klar, daß eine Berufung auf das Gewißen in dem früheren Sinne gar nicht mehr möglich ist; es ist klar, daß eine Berufung auf das Gewißen in der jetzigen Bedeutung des Wortes gar keine Kraft, keine Bedeutung, nicht einmal mehr einen Sinn hat, insofern durch eine solche Appellation mehr erreicht werden soll, als dem Dritten die Versicherung zu geben, daß man wirklich dieser oder jener Ansicht sei und

bei derselben beharren werde. Sie ist nichts mehr und nichts weniger als eine Berufung auf die willkürliche Selbstbestimmung, in vielen Fällen sogar geradezu auf die Willkür, als die Spitze aller mit Consequenz festgehaltenen menschlichen Individualität.*) Diese Willkür ist für den Einzelnen immerhin, wie die Sachen einmal stehen, „das Gesetz," da man ja in fast allen innern Dingen nur von sich selbst Gesetze annehmen will; sie ist freilich „das Recht der freien Persönlichkeit;" aber sie ist nicht für den Zweiten und Dritten Gesetz, und am allerwenigsten ein Recht, auf welches man sich als auf ein allgemein anerkanntes berufen dürfte. Sie gewährt nicht einmal ein Recht, berücksichtigt und geschont zu werden, denn der willkürlichen Selbstbestimmung des Einen steht die willkürliche Selbstbestimmung des Andern mit gleicher Berechtigung entgegen, so wie ein Conflict entsteht, welcher hiernach unlösbar ist. Diejenigen, welche sich jetzt auf das Gewißen schlechtweg und in abstracto berufen, dürfen nicht hoffen, Anerkennung, sie dürfen nicht einmal hoffen, Gehör zu finden.

Wir haben bis dahin uns des Urteils über diesen Stand der Dinge völlig enthalten; es war nur unsere Absicht, eben diesen Stand der Dinge zur An-

*) Wir sehen hierbei ganz von der häufigen, fast allgemeinen Teuschung ab, wonach sich die Meisten „selbstständig" zu bestimmen meinen, während sie wirklich theils von allgemeinen, theils aber auch von ganz einzelnen fremden Influenzen, oft ganz untergeordneten, ja von ihnen selbst verschmäheten oder wol gar verachteten, bestimt werden.



schauung zu bringen. So lange wir das Gewißen nicht wieder mit einem allgemein anerkannten Inhalt erfüllen können, so lange wird jede Berufung auf das Gewißen vollkommen wirkungslos bleiben; so lange mag man z. B. von einem demokratischen, constitutionellen u. dgl. Gewißen sprechen, aber diesem Gewißen wird das conservative, das monarchische u. s. w. Gewißen gegenüber liegen und parallel laufen, ohne sich mit ihm zu berühren, ohne Vermittlung, ja ohne Verständnis.

Wollen wir indessen einen Schritt des Urteils in diese geistige Welt hinein thun, so wird dieser Schritt freilich kein anderer sein können, als ein verurteilender, denn die geistige Welt, welche jetzt vor uns liegt, ist eine Welt der Verwirrung, die Berufung auf das Gewißen, wie sie jetzt Statt findet, ist eine Appellation an die Anarchie. Von „Sittlichkeit" kann in dieser Berufung auf das Gewißen nicht mehr die Rede sein, denn diese ist, wenn wir nicht eine abermalige Verwirrung und Umkehrung der Begriffe gelten laßen wollen, nur vorhanden in einem größeren geschloßenen geistigen Ganzen, und völlig unvereinbar mit der Appellation an das Individuum als solches. Noch viel weniger können wir eine gültige Beziehung der heutigen Berufung auf das Gewißen zu dem religiösen, dem christlichen Gebiete anerkennen, und am allerwenigsten das Gewißen unserer Tage in unmittelbarer Verbindung mit dem Gebet für denkbar halten. Das Gewißen unserer Tage weist jede Bestimmung, welche von außen, nicht von dem eigenen Ich, herkommt, als

unzuständig ab; das religiös-christliche Leben erkennt das eigene Ich als unzuständig, und allein das lebendige Wort Gottes und dessen ewiges (objectives) Gesetz als zuständig. Das Gewißen unserer Tage ist das allerentschiedenste Festhalten an dem Ich als solchem; das wahre Gebet ist die allerentschiedenste Entäußerung des Ich als solchen — ein Widerspruch, welcher vollkommen unlösbar ist. — Ein „Gewißenskampf“ im heutigen Sinne ist allerdings noch möglich und kann sogar sehr heftig, sehr schmerzlich sein — wir würden die Letzten sein, welche dieß leugnen oder nur bestreiten möchten — nur ein religiöser Kampf ist er nicht, er ist nicht einmal ein im strengsten Verstande sittlicher Kampf; derselbe hat heut zu Tage keinen andern Inhalt als die Frage: ob man die Ansicht, welche man angenommen hat und für die man eingetreten ist, beibehalten oder aufgeben wolle? Diese Frage aber ist eine, gewis vielleicht sehr ernste, Frage über die Stellung des Einzelnen zur Welt — eine Frage der Consequenz, bei welcher die bürgerliche, sociale, politische Stellung den Ausgangspunkt bildet und den Ausschlag gibt, aber keine Gewißensfrage im eigentlichen Sinne, keine sittliche, und in keiner denkbaren Beziehung eine religiöse Frage.

Das religiöse, oder genauer das christliche Gewißen dagegen ruhet auf wesentlich anderem Grunde und äußert sich in wesentlich anderer Weise, als das Einzelgewißen unserer Zeit, selbst als das Gesamtgewißen (das Gewißen im eigentlichen alten Sinne) der früheren Lebensperioden der Völker. Es gehet von

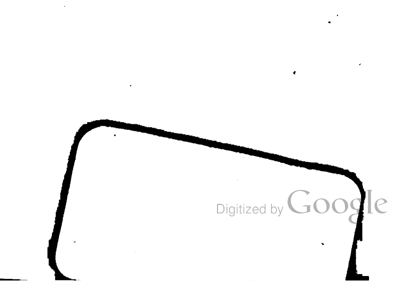
der völligen Unzuverläßigkeit und Haltlosigkeit der Ansichten (Anschauungen, Ueberzeugungen) des Einzelnen nicht nur, sondern auch von der Unzuverläßigkeit der Zeitmeinung, ja endlich selbst von der Unzuverläßigkeit des Gesamtgewißens, der Volksanschauung, aus. Es sucht den Gott, welcher unverbrüchliche Gesetze gibt, nicht in sich, auch nicht in der Gesamtheit des Volkes, auch nicht in der geistigen Gemeinschaft der Menschen; es sucht und findet ihn außer sich, über sich und dem Volke, über der Zeit und der Menschheit. Es weiß, daß die Ansicht des Einzelnen wie des Volkes durch das objective Gesetz Gottes jederzeit corrigiert werden muß, und daß das Gewißen nur in so weit zuverläßig ist, als es sich in jedem Augenblick von diesem Gesetze corrigieren läßt. Nur unter dieser Voraussetzung läßt sich von einem „guten Gewißen" und von dem Troste, welchen ein gutes Gewißen gewähre, reden. Nur unter Vorausschickung aller dieser Bedingungen gewähren die hierher gehörigen Stellen der heiligen Schrift (namentlich Hiob 27, 6 und Brief an die Hebräer 13, 18, auf welche sich die Unkenntnis, zuweilen auch die Böswilligkeit, jene mit oft naiver Einfalt, diese mit hämischer Schlauheit, um die Einsichtslosen zu berücken, berufen hat) ein richtiges und vollständiges Verständnis, während sie, nach dem Sinne des weltlichen Gewißens ausgelegt, also mit fremdem, ungöttlichem Maßstabe gemeßen, einen schreienden Widerspruch mit dem gesamten sonstigen Inhalte der heiligen Schrift bilden würden.

Doch, von dem christlichen Gewißen wollten wir hier nicht reden, und was wir davon gesagt haben, sollte nur zur Hindeutung darauf dienen, daß weder das Gewißen im eigentlichen Sinne, noch das moderne Einzelgewißen mit dem christlichen Gewißen an sich irgend eine innere Gemeinschaft habe.

Daß eine solche Gemeinschaft hergestellt werden könne, haben wir im Eingange unserer Abhandlung gesagt; wie sie herzustellen sei, darüber hatten wir uns dießmal nicht zu verbreiten. Das aber sei unser letztes Wort: sie ist gegenwärtig nicht vorhanden, gerade bei denen nicht vorhanden, welche in unserer Mitte an ihr Gewißen appellieren; so lange sie jedoch nicht hergestellt ist, kann ohne die schreiendste Inconsequenz des Denkens und ohne klägliche Begriffsverwirrung von dem Gewißen als der einzigen Richtschnur des menschlichen Verhaltens, oder gar als der höchsten richterlichen Auctorität auf Erden, als einer angeblichen „Stimme Gottes," nicht im Entferntesten die Rede sein.



Schnellpressendruck von Joh. Aug. Koch in Marburg.


Digitized by Google

